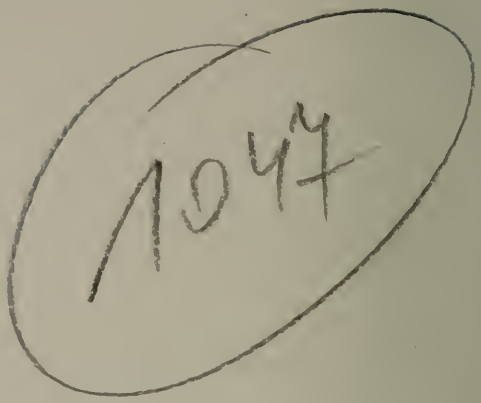
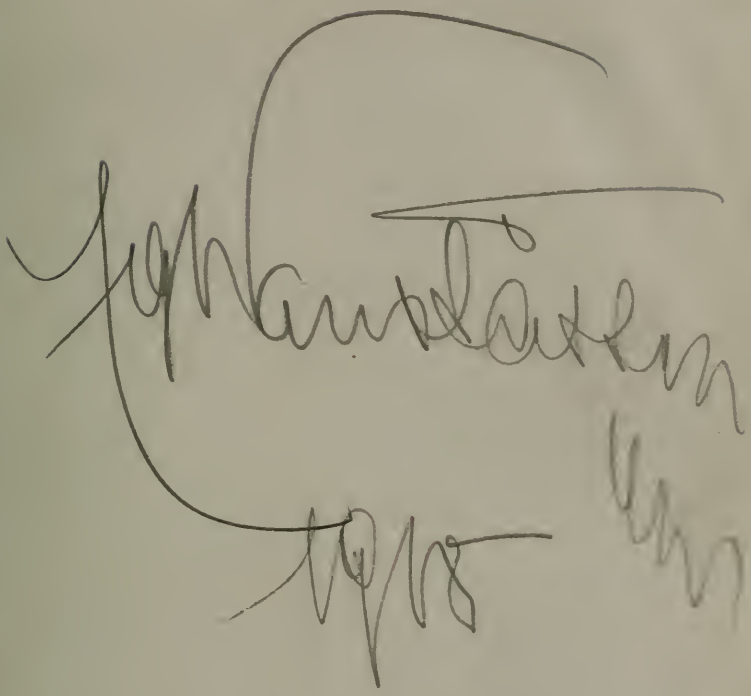
Unser Kaiserpaar


1047

R E v 51



Die Kaiserin fährt zur Zeit der zehnten Isonzoschlacht von Adelsberg in die Feldspitäler

Donauland-Bücherei

Herausgegeben von Oberst Alois Veltzé

Band I

Unser Kaiserpaar

Mit 17 Bildern

1.—5. Tausend.

Wien

Verlag J. Roller & Co.

1918

„Norbertus" Buch- u. Kunstdruckerei, vorm. J. Roller & Co., Gesellsch. m. b. H., Wien III.

Inhalt

Seite

Kindheit, Jugend und Erziehung des Kaisers . . 1— 32
Von Sil-Vara

Militärische Lehr- und Wanderjahre. Als Thronfolger im Weltkriege. Der Herrscher . . . . 33—299
Von Hauptmann Karl Werkmann

Kaiserin Zita . . . . . 300—349
Von Hauptmann Paul Siebertz

Bilder

Die Kaiserin fährt zur Zeit der zehnten Isonzoschlacht von Adelsberg in die Feldspitäler

Erzherzogin Maria Josepha mit Erzherzog Carl Franz Joseph

Kinderbildnis unseres Kaisers

Der Kaiser mit dem Flottenkommandanten Admiral Njegovan und dem Stabschef Konteradmiral Holub

Der Kaiser auf der Fahrt zu seiner Flotte

Der Kaiser bei Verwundeten der elften Isonzoschlacht

Der Kaiser nimmt auf dem Monte San Gabriele den Bericht eines der Verteidiger dieses vielumstrittenen Berges entgegen

Der Kaiser belobt und beschenkt in Tarvis den 65jährigen freiwilligen Kärntner Schützen Haberl

Kaiser und Kaiserin auf dem Kastell von Görz

Kinderbildnis der Prinzessin Zita

Kaiserin Zita

Der Kaiser im befreiten Cortina d'Ampezzo

Der Kaiser berät sich vor Belluno mit dem Chef des Generalstabes G. d. J. Freiherrn von Arz, dem Armeekommandanten G. d. J. von Below und dessen Generalstabschef Generalleutnant von Krafft

Kaiser Karl arbeitet während der Fahrt an die Front im Hofzug mit dem Chef des Generalstabes G. d. J. Freiherrn von Arz

Einzug des Kaisers in die wiederbefreite Landeshauptstadt der Bukowina im Sommer 1917

Des Kaisers Brautpaar am Hochzeitstage

Der Kaiser als Knabe

Kindheit, Jugend und die Erziehung unseres Kaisers

Am 17. August 1887 war der freundliche Ort Persenbeug, eine aufstrebende Sommerfrische an der ehemaligen „Bösen Beuge" der Donau, mit Fahnen und Girlanden reich geschmückt. Das ansehnliche Gemeindehaus mit seinem stattlichen Mansardendach und seinen schönen eisernen Gittern trug bunte Wimpel, von all den freundlichen Häuschen wehten im Sommerwind Flaggen und Tücher in den Landesfarben und um die große, herrliche Linde auf dem Hauptplatz drängten festlich gekleidete Menschen aus dem ganzen Waldviertel und Sommergäste aus Wien, die nach den Höhen und Hügeln hinaufschauten, von wo aus fröhliche Böllerschüsse ins Donautal hinabdröhnten, oder die erwartungsvoll gegen den Schloßberg zu blickten, wo hinter einer mächtigen, mit den vergoldeten Wappen des Kaiserhauses geschmückten Torhalle sich in einem umfangreichen unregelmäßigen Viereck auf einem Felsen, der gegen die Donau zu steil abfällt, die alte Römerburg Persenbeug erhebt. Es ist dies ein nach außen in strengen einfachen Linien gehaltenes Kastell mit einem Turm, dessen Barockaufsatz das ganze Tal übersieht, das geschichtlich und legendär bedeutsamer Boden ist: liegen doch hier donauwärts Pöchlarn, das schon im Nibelungenlied besungene Bechelaren, dann Schloß Artstetten, Stift Melk, einst der Sitz der Markgrafen der Ostmark und das entzückende Dürnstein, wo Richard Löwenherz gefangen saß. Auf Burg

Persenbeug nun hatte an jenem Tage, allerdings nicht in den Prunkgemächern des zum Allerhöchsten Privatgute gehörigen Schlosses, sondern in einem kleinen, in gemütlicher Wärme einfach wohnlichen Raume die junge Erzherzogin Maria Josefa, die schöne sächsische Prinzessin, ihrem Gatten Erzherzog Otto den ersten Sohn geboren.

In dem großen, mit prachtvollen Stuckdecken und Täfelungen geschmückten Saale des Schlosses, der in eine Kapelle umgewandelt worden war, wurde der Taufakt vollzogen. Pate des Neugeborenen war sein Großvater, Erzherzog Karl Ludwig, während der Bischof von St. Pölten, Dr. Binder, unter Assistenz des Prälaten Dr. Marschall die heilige Handlung durchführte. Der Prinz erhielt den Namen Karl Franz Josef (Ludwig Hubert Georg Otto Maria). Der Taufe wohnten von den Mitgliedern des Kaiserhauses Erzherzog Franz Ferdinand, Erzherzog Ludwig Viktor und die Erzherzoginnen Marie Therese, Margarethe, Maria Annunziata und Elisabeth bei. Während des Taufaktes trug den neugeborenen Erzherzog der Kammervorsteher Baron Türckheim.

Die ersten Jahre verlebte das Kind in der Sonne und im Schutze der Liebe des Elternhauses, entweder im Schlosse Wartholz in Reichenau, in Persenbeug oder in den verschiedenen Garnisonsorten des Vaters, in Brünn, Enns und Prag.

Nachdem der goldblonde, blauäugige Knabe gehen, erfassen und sprechen konnte, begann die zärtliche Mutter in überaus verstehender und kluger Art die Ansätze einer Erziehung festzulegen, wobei sie in liebevollster Weise Unterstützung von seiten der Stiefgroßmutter, der Frau Erzherzogin Marie Therese, erfuhr. Der kleine Prinz

erhielt eine Gouvernante, eine Irländerin, die ihn im täglichen Beisammensein spielend mit der englischen Sprache vertraut machte, so sehr, daß er, der allerdings eine erstaunliche Auffassungsgabe besaß, bald imstande war, mit seiner Mutter in dieser Sprache über alle Dinge und Vorkommnisse des Alltags sich zu verständigen. Seine Zeit verbrachte er in den reizvollen Anlagen des Schlosses Persenbeug, die mit ihren Lauben, Brunnen und Teichen dem Kinde immer neue Anziehung boten; die idyllisch gelegene Mühle mit ihrem Wasserfall zog ihn besonders an; dort fuhr er mit einem kleinen Eisenbahnzug stundenlang in kindlichem Spiel herum; ein eigenes Blumengärtchen aber mit einem angrenzenden kleinen Feld, das er eigenhändig bebauen mußte, gewährten ihm unversiegbare Freuden. Die Mutter lehrte ihn beten, und im Vereine mit ihr hörte er täglich die heilige Messe in der Schloßkapelle. Und noch etwas anderes lehrte sie ihn schon in jenen aufnahmswilligen und fruchtbaren Zeiten, da jeder kleinste Eindruck wie ein wundervolles Erlebnis sich einprägt, etwas, das ihm anscheinend fürs Leben geblieben ist: die Liebe zum Wohltun, die Wonne des Schenkens, die reinen Freuden der Nächstenfürsorge. Sie, die in der ganzen Gegend als guter Engel bekannt war, die einen Teil ihrer Apanage in planmäßiger Angabe den Armen schenkte, die aber auch in ganz persönlicher Weise für ihre Schützlinge sorgte, nahm den Knaben auf ihren Samariterwegen mit, ließ ihn an allen Christbescherungen der Armen teilnehmen, eiferte ihn an, sein Sparbüchse für die Waisenkinder zu entleeren und gab ihm das Beispiel der Güte, des Mitgefühls für das Leid der Bedürftigen und Bedrückten, das von jenen Tagen an sein Wesen beherrschte.

Im siebenten Lebensjahre entwuchs Erzherzog Karl der Fürsorge der weiblichen Hände. Seine Kinderfrau (der die nichts übersehende Dankbarkeit unseres Kaisers heute einen Ruheposten im Augarten-Palais verschafft hat) sah sich allmählich ohne Amt. Ein einfaches Gebot der Natur enthob sie ihrer Pflichten und sie trat zurück aus keinem anderen Grunde, als weil eben kein K i n d mehr zu betrauen war. Auch Miß Brigit Casey, die unter täglicher Beaufsichtigung durch die Frau Erzherzogin dem Erziehungsplan des Kindes einige Richtlinien hatte geben dürfen, mußte jetzt die milden Zügel abgeben und sie einem stärkeren, ernsten und zielbewußten Willen überlassen: Georg Graf Wallis, damals Rittmeister, heute Feldmarschalleutnant i. R., wurde mit der Erziehung des Prinzen betraut.

* * *

Der Persönlichkeit, der die Mission zufällt, die pädagogischen Grundsätze festzulegen, nach welchen ein Knabe aus kaiserlichem Hause großgezogen werden soll, der aber insbesondere die Wahl der einzelnen Lehrer obliegt, die das prägsame Charaktermaterial in den empfindlichsten Jahren zu bilden haben, ist wahrlich ein schweres Maß der Verantwortung übertragen.

Graf Wallis, eine österreichische Kavaliersfigur von umfassender Bildung und jener Menschen- und Weltkenntnis, die eine Beherrschung aller Lebensmöglichkeiten einschließt, bewies eine überaus glückliche Hand. Es stand ihm selbstverständlich eine weite Reihe von Bewerbern zur Verfügung, er konnte unter den besten, gelehrtesten und bewährtesten Lehrern und Professoren des Landes seine Sichtung durchführen und er hätte sicherlich Männer mit gediegenstem Wissen und von erprobter erzieherischer Begabung heranziehen können;

er aber wählte einen jungen Studenten, allerdings einen Vorzugsschüler, der selbst kaum dem Jünglingsalter entwachsen war, und bestimmte ihn zum ständigen Begleiter, zum Gärtner der zarten Menschenpflanze, die seiner Obhut anvertraut war. Dieser junge Student hieß Josef Holzlechner.

Wer sich sträubt, die wechselvollen Geschehnisse und Konstellationen unseres Lebens als sinnlosen Zufall aufzufassen, wen eine tiefere Einsicht in den Komplex unserer Erdenbahn und in die oft weit voneinander liegenden, anscheinend unvereinbaren Verknüpfungen unseres Geschicks das Gesetz von der ununterbrochenen Folge zwischen Ursache und Wirkung gelehrt hat, ein Gesetz, das in sittlicher Auslegung und auf alle menschlichen Denk- und Tätigkeitsprozesse angewendet, ein Glaubensbekenntnis einschließt, der wird es sich nicht nehmen lassen, betont auszusprechen, daß ein besonders glücklicher Stern die Entschließung des Grafen Wallis gelenkt hat, als er einen Abiturienten des Schottengymnasiums zum Hofmeister des aufblühenden Knaben wählte, den jungen Dr. Holzlechner, der eben um jene Zeit sein Rigorosum der juristischen Fakultät hinter sich hatte.

Dr. Holzlechner war eine Waise aus bürgerlichem Hause, er hatte künstlerische Veranlagungen, zeichnete und malte gut, war ein ausgezeichneter Lateiner und Grieche, interessierte sich für Naturwissenschaften und Medizin, wußte aber noch nicht, wohin er sich von seinen vielerlei Begabungen und seinem beträchtlichen Wissen treiben lassen sollte. Sein Alleinstehen in der Welt mußte ihn natürlich über kurz oder lang in eine Existenzkarriere drängen, aber er schwankte noch, welchen Beruf er eigentlich ergreifen sollte. Er schwankte, weil das

Schicksal Größeres mit ihm vorhatte, als ihn die Laufbahn eines erfolgreichen Arztes oder Juristen einschlagen zu lassen, er schwankte, weil ein unbestimmtes und doch zwingendes Gefühl ihn abhielt, sich auf einen Lebensweg festzusetzen, bevor er seinen eigentlichen Beruf entdeckt hatte. Und nun wurde er tatsächlich „berufen". Der junge Student, der allerdings schon in seinen Lehrjahren immer den Antrieb in sich verspürt hatte, seine Mitschüler zu lenken, zu erziehen und zu belehren, hatte ein Gesuch eingereicht, als er erfuhr, daß im Hause Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Otto ein Erzieher gesucht werde. Er konnte wohl kaum hoffen, daß gerade er, der keinen hohen Fürsprecher, keine Beziehungen hatte, ausgewählt werden sollte, aber das Unerwartete geschah: aus der Menge der Bewerber wurde er herausgegriffen; er erhielt die Stelle und hielt sie ein Jahrzehnt lang fest.

Die Aufnahme des Dr. Holzlechner erfolgte im Palais des Erzherzogs Karl Ludwig in der Favoritenstraße. Wenn nämlich die Familie des Erzherzogs Otto um jene Zeit in Wien weilte, lebte sie im Palais des Bruders unseres verewigten Kaisers.

Karl Ludwig war ein überaus edler Charakter, ein feinfühliger Mensch, der das kleine Enkelkind sehr in sein Herz geschlossen hatte. Er beschäftigte sich viel mit dem aufgeweckten, schmächtigen Knaben und gab ihm Lehren und Weisungen, die auf fruchtbaren Boden fielen.

Dr. Holzlechner erteilte nun dem jungen Prinzen den ersten Volksschulunterricht, und zwar in Ödenburg, wo Erzherzog Otto Kommandant des Husarenregiments Nr. 9 war, jenes Regiments, dessen „Nadasdy-Husaren" sich während des Weltkrieges bei Limanowa unsterblichen Ruhm erkämpft haben.

Die Methoden dieses Unterrichtes waren ganz aparter Natur, weil ja selbstverständlich alle Möglichkeiten individueller Behandlung ausgenützt werden konnten. Einen feststehenden Arbeitsplan, der bis in die letzten Ausstrahlungen durchdacht war, besaß der junge Lehrer nicht — fehlte ihm doch bisher eigentlich jede Erfahrung —, und es ist interessant zu erfahren, wie der Enthusiasmus seiner eigenen Jugend, der stachelnde innere Impuls, ein glühender Patriotismus und nicht zuletzt Eingebung sich zu mächtigem Ansporn vereinigten und latente Kräfte emporsprießen ließen, die sich erst in der Betätigung ganz entwickelten und ungeahnt günstige Ergebnisse zeitigten. Vorerst paßte sich die schrittweise Einführung in alle Gebiete des Wissens den jeweilig geistigen und körperlichen Dispositionen des Schülers an; dann wurde immer und unter allen Umständen auf klimatische Umstände Rücksicht genommen, d. h. die Unterweisung fand im Freien statt, peripatetisch, wann immer es das Wetter erlaubte. In einem gesunden Körper sollte sich ein gesunder Geist entfalten.

Der junge Erzieher, der schon in früheren Jahren sich der bildenden Kunst zugeneigt hatte, fand hier auf einem anderen, jedoch nicht unverwandten Gebiete fast gleichartige Mission. Aber es war nicht starrer Marmor, den er zu behauen hatte, nicht spröde Farbe, der er durch Mischung erst Glanz und Glut entlocken sollte — ein unendlich wertvolleres Material war ihm übergeben: warmes, atmendes, denkendes Leben, ein schönes, zartes Menschenkind, das sich willig, bedenkenlos und vertrauensvoll der Formung seiner Bildnerhand überließ. Dr. Holzlechner erkannte sehr bald, daß ihm das seltene Glück zuteil geworden war, nicht nur einen Prinzen

der Geburt erziehen zu dürfen, sondern einen Edelsprößling, den Herz und regsamer Intellekt ebenso wie Adel der Gesinnung auf die Höhen der Menschheit verwiesen, und daß nichts weiter nötig sein werde, als eine leichte Führung, ein zarter Anstoß, um die Schätze dieses Herzens, dieses Geistes im weiteren Maße zu erwecken und ans Tageslicht zu fördern.

Mit verstärktem Eifer ging er nach dieser Erkenntnis an die Erfüllung seiner Arbeit, an den ihm durch einen inneren Drang gestellten Zweck seines Lebens, einen Prinzen zu betreuen und seine Entwicklung zu einem Menschen zu bewachen. Er beriet sich mit der Mutter, und die hohe Frau mit ihrem weiten, fühlenden Herzen, ihrem klaren Auge und dem wachen Sinne für die Erfordernisse neuerer Zeiten, ließ dem enthusiastischen jungen Manne freien Spielraum. Sah sie doch die rührende Ergebenheit des Lehrers und sah sie doch die Liebe und Anhänglichkeit des unter solcher Fürsorge erblühenden Sohnes.

Dr. Holzlechner nahm nun mit Zustimmung des Grafen Wallis auch weitere Fächer des Unterrichtes auf sich; der Kontakt mit seinem Schüler wurde inniger und fast unzertrennlich. Lehrer und Schutzbefohlener waren nun Tag und Nacht beisammen. Sie schliefen in angrenzenden Zimmern, deren Türen offen standen; der Knabe sagte sein Morgengebet niemals allein; sie frühstückten zusammen, sie lernten zusammen, nicht nur in der Stube, sondern im Walde und unter freiem Himmel, sie nahmen die Mahlzeiten gemeinsam, teilten Spiel- und Erholungszeit und gingen zu gleicher Zeit zu Bett. Nachts aber, wenn der junge Erzherzog schlief, verließ der junge Lehrer oftmals sein Lager, ging auf den Zehen in das

andere Zimmer und überwachte und belauschte die Atemzüge des ihm anvertrauten Kleinods . . .

Erzherzog Carl war niemals im eigentlichen Sinne Kronprinz gewesen, zu seinem Glück vielleicht. Er war jung zu einer Zeit, als die Möglichkeit seiner Berufung zur Regierung noch in weiter Ferne lag. Dadurch waren seiner Kindheit die Fesseln erspart geblieben, die einer von vornherein fixierten höchsten Lebensstellung unwillkürlich anhaften. Wir wissen über Prinzen- und Monarchenerziehung im allgemeinen sehr wenig, und die wenigen authentischen Beispiele, die uns Memoirenwerke der letzten Jahrzehnte preisgaben, waren meist eher dazu angetan, unser bedauerndes Mitgefühl mit den Fürstenkindern zu erregen, denen sogar schon die Sonne der Jugend durch Wolken schärfster Pflichten und einengender Etikettebestimmungen verdunkelt wird. Diese, heute bereits als verfehlt anerkannte Methode, Musterkönige zu erziehen, kam bei Erzherzog Carl dank der Einsicht des Lehrers und der Klugheit seiner Mutter nicht in Anwendung. Die früher gepflogene Treibhauspädagogik mit ihrer Thermometerdurchgeistigung mußte der modernen Denkungsart der hohen Frau schon damals als sinnlos, kurzsichtig und unrichtig erscheinen; deshalb billigte sie die verhältnismäßige Freiheit ihres Sohnes und erhoffte sich nicht in künstlicher Einfriedung und luftdichter Absperrung, sondern durch das gerade Gegenteil die Gewähr, ihn als brauchbaren, verständnisreichen, selbstentwickelten und wertvollen Menschen aufwachsen zu sehen.

Einer der Grundzüge, nach welchen Erzherzog Carl sein Wissen verabreicht erhielt, bestand in der Ausnützung praktischer Studien. Der Theorie wurde nur soweit als unbedingt nötig Rechnung getragen. Naturwissen-

schaften, Botanik, Zoologie und verwandte Fächer wurden also auf Spaziergängen im Walde, an den Ufern der Seen und am Meere gelehrt. Solcherart eröffnete sich dem jungen Schüler die Natur ohne Hemmungen und ließ ihre tausend Wunder in heiterer, spielender Pädagogik enträtseln. Jeder Baum, jeder Strauch, jeder Grashalm sprach in seiner eigenen Sprache, jeder Käfer am Wege war Lehrobjekt. Die Vögel erkannte der Prinz bald an ihrem Lockruf, an ihrem Gesang, und mit der Zuneigung zur ganzen grünenden, wachsenden und vergehenden Umwelt, die ihm lebendige Gegenwart und Teil seiner eigenen täglichen Existenz war, verband sich in leicht erklärlicher Weise eine tiefe Liebe zu allem Getier der Erde, zu jedem Ausdruck der Schöpfung, ob er nun Reh oder Hund, Fisch oder Vogel, Blume oder Schmetterling hieß.

Mit derselben stillen, innerlich jauchzenden Freude, die ein Gärtner empfindet, der das Sprossen und Sichöffnen einer seltenen Knospe Morgen für Morgen bestaunt, empfand der Erzieher die Richtigkeit seiner Methode an ihren Resultaten. Im Belehren eines Ausnahmsschülers lernte der Lehrer; wuchs er täglich mit seinen höheren Zwecken; erkannte und hob er erst alle seine Kräfte und erhielt als wertvollsten Lohn seiner Hingabe tiefe Erkenntnisse über seinen Schüler und sich selbst. Erzherzog Carl war in der Tat ein merkwürdiger Knabe. Nicht so sehr die Beweglichkeit und Auffassungsfähigkeit seines Geistes und das rege Interesse an allen Dingen, sind die Besonderheit, sondern die fast philosophisch gefärbten Wendungen seiner Fragen. Er fragte viel und wollte alles wissen; aber nur, um sich dann in seinem Geiste ein ganz persönlich gefärbtes Bild selbst zu formen. Diese Eigenart seines Ausblickes in die Welt

und vor allem die Reinheit seiner Motive jeglichen Handelns und Denkens machten ihn dem Beobachter so interessant. Aber was das bloße Interesse in stärkste Achtung und Bewunderung verwandelte, war der Mangel jeden Unkrautes in seiner Seele. Die Analogie mit dem sorgsamen Gärtner läßt sich weiter dehnen. Oft müssen in Kindern, und gerade in den geistig begabten, frühentwickelten, Keime zerstört werden, die möglicherweise nach unrechter Seite ausschlagen könnten. Hier und dort muß ein unartiges Zweigchen abgeschnitten werden, um die vollen guten Säfte dem Stamme zur Vermehrung der Stärke zukommen zu lassen, hier und dort muß eine Eigenschaft unterdrückt werden, um anderen Qualitäten die Möglichkeit zu geben, kräftiger aufzublühen — der junge Prinz jedoch war frei von bösen Keimen, von Trotz, Hochmut und Dünkel; niemals kam auch nur der Hauch einer Lüge über seine Lippen, er suchte das Licht und die Wahrheit in sich und um sich; hier war kein Kneten, kein Pressen in eine ethische Form nötig — alles, was die Erzieher zu tun hatten, bestand darin, die gute Anlage zu pflegen, sie zu bewässern, sie dem befruchtenden Licht und der segnenden Sonne auszusetzen und sie wachsen zu lassen, ungehindert, frei und hoch.

Auf das wirksamste wurde die Erziehung, wie schon erwähnt, durch die einsichtige und zärtliche Beeinflussung der Frau Erzherzogin Maria Josefa unterstützt; ohne ihren Rat, ohne ihre Zustimmung geschah keine einschneidende Maßnahme; aber sie ließ den Erziehern, zu denen sich später Oberleutnant Emmerich Freiherr von Mattencloit gesellte, freie Hand, und nur wenn der Erstgeborene nach Reichenau oder nach Persenbeug kam, nahm die Liebe der Mutter ihn ganz in Beschlag. Sie

war die idealste Hausmutter, die entzückendste, liebenswürdigste Hausfrau; dort, in ihrem kleineren Wirkungskreise, lebte sie nur ihrer Familie, ihrer Umgebung, den Armen und Hilfsbedürftigen.

In Persenbeug war es, wo der Knabe, damals noch ein Kind, durch ein Spiel in Lebensgefahr geriet. Es war im Sommer 1895. Im Schloßhof liegt ein Bassin, umschattet von wunderschönen Trauerweiden. Dieses Gewässer hatte der Erzherzog zu seiner ersten „Flottenstation" gewählt, von der aus er seine ersten Seeschlachten schlug. Seine Gefechte bestanden darin, daß er, mit einer Anzahl Brettchen ausgerüstet, sich über den Bassinrand neigte und seine kleinen Flösse mit kräftigen Stößen eines Stabes ins Wasser stieß, den Brettchen seines Hofmeisters entgegen, der von einer anderen Seite das gleiche Manöver ausführte. Im Eifer, die Schlacht nur ja zu gewinnen und die feindlichen Schiffe zu rammen, beugte sich der kleine Erzherzog zu weit vor, der Schwung seines Stoßes tat das übrige und der Knabe fiel kopfüber ins Wasser. Man kann sich den Schrecken seines Erziehers vorstellen! Mit einigen Sätzen war er um das Bassin herumgelaufen, faßte den Prinzen noch bei den Füßen und zog ihn heraus. Man entkleidete ihn, brachte ihn sofort zu Bett und binnen sehr kurzer Zeit war die Episode überwunden. Der Hofmeister meldete den Vorfall natürlich der Frau Erzherzogin und brachte seine Entschuldigungen vor, doch die hohe Frau tröstete ihn und sagte: „So etwas darf einem Buben nichts anhaben; das kommt bei Buben vor." Tatsächlich hatte der Sturz ins Wasser keinerlei üble Folgen hinterlassen.

Eine Verweichlichung des Knaben lag niemals in der Absicht seiner Mutter. Die Scheuklappensysteme ex-

klusiver Erziehung, die auf Abtötung jedes knabenhaften Gefühls ausgingen, kamen nicht in Anwendung. Die furchtbaren Beeinflussungen, die Kindern unerträglichen Zwangsmaßregeln, die bezwecken, die guten Anlagen einer jungen Wesenheit nur auf Schienenwegen laufen zu lassen, wurden hier nicht einmal versucht. Die Luft, die der junge Prinz atmete, war keineswegs sterilisiert, war keine von außen ängstlich regulierte Atmosphäre; im Gegenteil, seine Umgebung sah darauf, daß er abgehärtet wurde in jeglichem Sinne. In seiner Studierstube hing sogar eine Rute; zwar nur als abschreckendes Moment, denn es ergab sich niemals auch nur der geringste Anlaß, sie in Aktion treten zu lassen. Aber die Abhärtungstendenzen wurden in Ödenburg rigoros weitergeführt. Der Knabe wurde täglich kalt gewaschen und gebadet. Er ging Winter und Sommer mit entblößtem Hals herum; selbst bei einer Kälte von —18 Grad Reaumur betrieb er Wintersport. Ein guter Jäger, Schlittschuh- und Eisläufer, beteiligte er sich an Gasselfahren, warf mit Alters- und Spielgenossen in den herrlichen Parks und Wäldern von Ödenburg Schneeballen, kurz, der strengste Winter durfte kein Hindernis bilden, sich in der Natur herumzutreiben und die Freuden des Schnees und des Frostes zu genießen. Erzherzog Carl konnte sie tatsächlich genießen und er hat niemals auch nur eine Erkältung davongetragen.

Der Mut, den die hohe Frau in allen Lagen bekundete, wenn die Festigung körperlicher und seelischer Eigenschaften ihres Sohnes in Frage kam, war aber auch viel stärkeren und gefährlicheren Proben gewachsen. Sie selbst zum Beispiel kannte keinerlei Furcht vor ansteckenden Krankheiten und wollte diese Angst auch bei ihren Kindern nicht aufkommen lassen, so zwar, daß

Erzherzog Carl, der damals acht Jahre alt war, seinen „lieben Professor Nisi“, wie der Prinz den Dr. Holzlechner mit Vorliebe nannte, selbst dann täglich besuchen durfte, als dieser an typhösem Fieber krank lag. Diese frühgepflegte Furchtlosigkeit hat sich fest verankert bei Mutter und Sohn, und in diesem Weltkriege haben wir es ja bewundernd miterlebt, daß die Frau Erzherzogin im Spital den schwersten Dienst verrichtete und daß unser junger Kaiser als Thronfolger im Felde sich nicht nur allen Strapazen unterwarf, sondern sich rücksichtslos allen Gefahren des Schützengrabens, der Feldlazarette und der Epidemien, der grausamsten Wirklichkeit aussetzte.

Der Prinz wuchs auffallend rasch. So rasch, daß seine physische Entwicklung, an einem Pfosten kontrolliert, von Monat zu Monat deutlich nachgewiesen werden konnte. Um etwaige nachteilige Folgen zu raschen Wachstums rechtzeitig zu paralysieren, unterzog er sich einer Kur in Brixen, die sehr erfolgreich verlief.

Während dieser ganzen Zeit wich Dr. Holzlechner nach wie vor Tag und Nacht nicht von seiner Seite; mit Genehmigung des Leibarztes pflegte er in den ersten Jahren sogar die Diät zu regeln, dem Koch den Speisezettel vorzuschreiben und in dringenden Fällen auch Medizinen zu verordnen. Als einmal Professor Monti von einer solchen plötzlich notwendig gewordenen ärztlichen Behandlung erfuhr und sie überprüfte, meinte er lächelnd: „Theoretisch war ja die Behandlung nicht ganz richtig, aber da das Resultat so vorzüglich ist, kann ich keinen Einspruch erheben.“ Tatsächlich war Erzherzog Carl in jenen Jahren niemals krank. Er turnte und ritt und da er ja selbst den größten Teil der dem Studium gewidmeten Zeit im Freien verbrachte, kann es nicht wundernehmen, daß der ursprünglich zarte Knaben-

körper in solch planmäßig durchgeführter, vernünftiger Lebensweise schmiegsam und stählern, elastisch und schließlich von unbeugsamer Widerstandskraft wurde.

Auch auf Luftveränderung wurde geachtet. Wiederholt wurden Reisen nach Abbazia und Lovrana unternommen, wo sich dem Knaben neue Felder des Erkennens eröffneten und sein Horizont sich erweitern konnte. Er lernte die Fauna des Meeres kennen, er kletterte halbe Tage lang auf den Felsen herum, lag in der Sonne, deren Glanz er über alles liebt, und ließ sich vom Sturmwind der Adria umtosen. Er beobachtete die Fischer, die ihre Netze auswarfen und hatte hier zum erstenmal Gelegenheit, seine aufrichtige Tierliebe in unzweifelhafter Weise zu bekunden. Er war neun Jahre alt, als er einmal das Frühjahr in Doloska verbrachte. Im März findet nun der Flug der Zugvögel statt und die von der langen Reise gänzlich ermatteten Singvögel liegen scharenweise regungslos am Strand. Diese Periode des Jahres benützen nun leider die Eingeborenen, um, mit Stöcken bewaffnet, auf grausame Jagd zu gehen und die wehrlosen Tiere totzuschlagen. Als der Erzherzog dieses Schauspiel zum erstenmal sah, überkam ihn die Empörung. Er selbst nahm einen Stock in die Hand, sein Erzieher mußte das gleiche tun und jetzt begann eine energische Jagd auf die meist im jugendlichen Alter stehenden Missetäter, die erfolgreich vertrieben wurden.

Aber neben seiner Herzensgüte und seinem Gerechtigkeitssinn muß als hervorstechendes Charaktermerkmal seiner Kindheit immer wieder seine Unerschrockenheit genannt werden. Ein Beispiel hiefür gibt eine Seefahrt, die er als Knabe von Lovrana nach Lussin unternahm. Er hatte von der Frau Erzherzogin die Er-

laubnis erhalten, eine Vergnügungsfahrt zu unternehmen und ein alter, erprobter Kapitän, ein Kroate namens Persič, der den Äquator schon dreißigmal überquert hatte, wurde damit betraut, das Schiff zu steuern. Aber während der Fahrt im Quarnero erhob sich ein starker Wind, der sich zum Orkan steigerte und der den Dampfer wie einen kleinen Nachen hin- und herstieß, hoch auf den Wellen emporhob und wieder in Tiefen versenkte. Die rollende, stampfende, schlingernde Bewegung war so stark, daß von Zeit zu Zeit die große Schraube des Dampfers gänzlich aus dem Wasser gehoben wurde, was eine unmittelbare Gefahr für den Dampfer und alle Insassen bedeutete. Die auf dem Schiffe Anwesenden konnten eine leichte Bangigkeit nicht unterdrücken, wenn auch der Kapitän sich für die Sicherheit des hohen Gastes verbürgte. Man spähte aus, ob der schützende Hafen noch nicht in Sicht sei, man erwog mit Besorgnis, welche Vorsichtsmaßregeln man ergreifen sollte — nur einer wußte nichts von Bedrohung, nichts von Gefahr, das war der junge Erzherzog. Er stand während des ganzen Sturmes auf der Kommandobrücke und je höher die Wogen über das Schiff schlugen, desto lauter tönte sein Jubel in den Wind. Er litt nicht eine Sekunde unter der Seekrankheit, und stand wirklich da wie ein kleiner Held. Kein Gedanke an Gefahr stieg in ihm auf; nur die Lust, inmitten entfesselter Elemente zu stehen, brach siegreich in ihm durch und ließ ihn jauchzend in den Sturm rufen . . . Im Hafen von Lussin wartete schon ein Bote mit einem Telegramm, das die besorgte Mutter an Dr. Holzlechner gerichtet hatte, um sich über die glückliche Ankunft Bescheid sagen zu lassen.

* * *

Phot. C. Scolik

Erzherzogin Maria Josepha mit Erzherzog Carl Franz Joseph

Phot. C. Scolik

Kinderbildnis unſeres Kaiſers

Doch auch friedlicher, beschaulicher Tätigkeit war der junge Erzherzog sehr zugetan. In Ödenburg pflegte er im schönen, alten Garten der Dominikaner sich mit Bienen- und Blumenzucht zu befassen. Blumen waren überhaupt seine stille Leidenschaft, der er schon in Persenbeug in seinem eigenen Gärtchen gehuldigt hatte; wenn er jemand eine besondere Freude bereiten wollte, so gab er von seinen geliebten Blumen her. Er liebte sie mehr als seine Marken und Muscheln, die er nach Knabenart auch sammelte. Er zog, besonders in späteren Jahren, Dinge, die Farbe und Glanz und Leuchtkraft besaßen, den anderen matteren Gegenständen vor. Buntes Gestein, die weißglitzernde Facette eines Kristalls, das satte Karmin des Rubins, das Orange der Sonne, Alpenglühen und Meeresbläue, all das wirkte mächtig auf seinen ästhetischen Sinn ein.

In Ödenburg verkehrte er viel mit Spielkameraden, Altersgenossen, den Söhnen der vornehmsten Aristokratenfamilien, und alle Spiele, die Buben nur erdenken können, kamen hier an die Reihe. Aber in Ödenburg erhielt Erzherzog Carl auch den ersten planmäßigen Religionsunterricht. Pater Norbert Geggerle war hierin sein erster Unterweiser, später übernahm die Funktion eines geistlichen Lehrers der Prälat Dr. Gottfried Marschall, der nachmalige Weihbischof von Wien, der ja ein Freund der hohen Familie war.

Nach Absolvierung der Volksschule wurde mit dem gymnasialen Unterricht begonnen, den gleichfalls Doktor Holzlechner leitete. Wiederum wurde die größtmögliche Ausnützung der Zeit zum Grundprinzip erhoben. Der heranwachsende Knabe wurde in Latein und Griechisch unterrichtet, in Geschichte, Naturwissenschaften und Literatur; gleichzeitig nahm er Reitstunden, setzte seine

englischen, französischen und ungarischen Studien fort und vervollkommnete sich in den slawischen Sprachen, die ihm natürlich von Fachlehrern beigebracht wurden. Die ersten Kenntnisse des Ungarischen erteilte ihm der Ödenburger Volksschullehrer Tormásy. Eineinhalb Jahre lang begab sich Tormásy täglich ins erzherzogliche Palais am damaligen Theaterplatz. Als jedoch im Jahre 1896 Erzherzog Otto versetzt wurde und mit seiner Familie nach Wien übersiedelte, fiel die Wahl eines ungarischen Lehrers auf den Sohn Tormásys, den Kaplan Artur Tormásy, der an der juridischen Fakultät in Wien inskribiert war. Eine Stunde jeden Tags mußte dieser dem jungen Erzherzog ungarische Geschichte und ungarische Literatur vortragen. Der Unterricht erfolgte gewöhnlich um dreiviertel sieben Uhr morgens oder um fünf Uhr nachmittags nach dem System der Berlitz-Schule, das bekanntlich darin besteht, daß die Schüler von der ersten Stunde an in der zu erlernenden Sprache zu sprechen genötigt werden. Erzherzog Carl las Petöfy, Arányi, Dörösmárty, Katonas „Bánk bán" und Werke von Kemény, Eötvös und Jókai. Als Tormásy nach neunjähriger Tätigkeit seinen Posten verließ, erlitten die Beziehungen dadurch keinen vollständigen Abbruch. Erzherzog Carl besuchte seinen ehemaligen Lehrer wiederholt im Pazmaneum, wo dieser theologische Studien betrieb, und auch später verständigte er ihn stets von allen wichtigen Ereignissen seines Lebens, so von seiner Verlobung und von der Geburt jedes seiner Kinder. Zum letztenmal hatte Tormásy im Jahre 1905 den Vorzug, wieder einige Wochen in der Nähe des Erzherzogs verleben zu dürfen, und zwar war dies, als sich der Prinz, damals schon Offizier, auf dem Eislaufplatz den Fuß gebrochen hatte und gezwungen war in Wien

untätig zu liegen. Um diese Zeit dennoch nutzbringend und angenehm auszufüllen, berief die Frau Erzherzogin Maria Josefa Artur Tormásy, der inzwischen Religionslehrer an der höheren Mädchenschule in Ödenburg geworden war, zu ihrem Sohn. Tormásy kam nun täglich ins Sanatorium und las dort mit dem Prinzen, der stets eine besondere Vorliebe für die ungarische Sprache und alles Ungarische bewiesen hatte, Viktor Rakosis „Korhadt Fakeresztek".

Der Unterricht beschäftigte den Erzherzog aufs lebhafteste. Er vertiefte sich gern in Homer und in die Klassiker; er las überhaupt alles, was Gymnasiasten lesen sollen und dürfen. In einzelnen Fächern, wie zum Beispiel Geschichte, erwarb er sich ein derartiges Wissen, daß er in späterer Zeit die Professoren an der Universität und seine militärischen Instruktoren in Erstaunen setzte.

Ungefähr um jene Zeit wurde eine bedeutsame Neuerung im Studienplane des jungen Erzherzogs durchgesetzt, die sicherlich ein Unikum in der Geschichte der Prinzenerziehung Österreichs bildet: Erzherzog Carl wurde in eine öffentliche Schule geschickt. Als erster Erzherzog Österreichs saß er im Schottengymnasium inmitten bürgerlicher Kameraden und lernte Naturwissenschaften, nahm an den Experimenten teil und wurde von den Professoren geprüft wie jeder andere Schüler. Sein Lehrer in Physik und Naturgeschichte war Professor Dr. Stephan Fellner, das Professorenkollegium, das ihn einer Gesamtprüfung zur Erlangung der Reife für das Obergymnasium unterzog, bestand außer dem Direktor Dr. Borschke aus den Professoren Dr. Fellner, Hübel und Lieger. Diese Prüfung bestand der Prinz nicht nur dem Namen nach, sondern tatsächlich mit aus-

gezeichnetem Erfolg und insbesondere seine Beherrschung des Lehrstoffes in Heimatkunde, in Geographie und Geschichte übertraf die Anforderungen, die man an Schüler in diesem Lebensalter zu stellen gewohnt war, um ein Bedeutendes. Unter seinen Mitschülern war Erzherzog Carl durch sein ungezwungenes, heiteres und bescheidenes Wesen sehr beliebt. Sie hatten sogar einen eigenen Respekts-, Spitz- und Verzärtelungsnamen für ihn erfunden und nannten ihn nur den „Erz-Karl".

Die strengen Anforderungen, die der Lehrplan an die geistige Aufnahmsfähigkeit des Erzherzogs stellte, durften jedoch niemals die körperlichen Übungen in den Hintergrund drängen. Schon in Persenbeug, wo weiland Erzherzog Otto ein Gestüt besaß, wurde während der Sommermonate der junge Erzherzog im Reiten unterrichtet, und zwar vom Grafen Wallis selbst. — Als Erzherzog Otto als Divisionär nach Wien transferiert wurde, übersiedelte der Prinz ebenfalls nach Wien, wo er im Augartenpalais wohnte. Der Reitunterricht wurde jetzt in der Hofreitschule unter der Leitung des Oberbereiters Wagner fortgesetzt. Der noch im Knabenalter stehende Prinz war aber schon damals einer der kaltblütigsten und ausdauerndsten Reiter. Nichts war ihm verhaßter, als das Reiten an der Longe. Auf der Schmelz, dem großen Militärübungsplatz bei Wien, wurden die ersten Freiübungen im Reiten abgehalten. Der Prinz trug weiße Hirschlederhosen, ein dunkelblaues Sakko, Reitstiefel mit gelben Aufschlägen, Sporen und eine weiße Jockeykappe. Lustig sprang er in den Sattel, dann knallte zum letztenmal die Manegepeitsche um die Ohren des Pferdes. Der Reitknecht ließ die Zügel los, der Prinz salutierte und sprengte, den Reitstock mit dem Goldknopf in der Hand, den er von Kaiser Franz Josef

zu diesem Anlaß bekommen hatte, spornstreichs davon. Zuerst ein kurzer Trab, dann ein prächtiger Galopp und einige Augenblicke später jagte das Pferd in mächtigen Lancaden über den Rasen.

* * *

Während seiner Wiener Gymnasialstudien wohnte Erzherzog Carl allein mit seinem Erzieher im sogenannten Josefstöckel im Augarten. Es ist dies ein abseitsstehender, kleiner Pavillon hinter dem Palais im abgeschlossenen Teil des prächtigen Gartens. Dieses „Josefsstöckl" soll, allerdings unverbürgten Erzählungen gemäß, eine eigenartige historisch-legendäre Bedeutung haben. Denn von dort aus soll ein Papst, der in Wien geweilt hat, der vor ihm liegenden Stadt den Segen erteilt haben. Der abgeschlossene Teil des Augartens ist genügend groß, um nicht nur Spaziergängen, sondern sogar Radfahrübungen weiten Spielraum zu gewähren, und von diesen Möglichkeiten machte der junge Erzherzog täglich Gebrauch. Auch Spazierfahrten in den Wiener Wald wurden unternommen, wenngleich der junge Prinz den Tiroler Garten in Schönbrunn (hinter der Gloriette) bevorzugte, der schon ein Lieblingsaufenthalt des verewigten Kronprinzen Rudolf gewesen war. — An Winterabenden oder Sonntag nachmittags wurden Gesellschaftsspiele gespielt, zu denen wiederum Söhne unserer Hocharistokratie zugezogen wurden. Wie gründlich der junge Erzherzog in jenen Zeiten Wien kennen und wie sehr er die reizvolle Stadt und ihre herrliche Umgebung lieben gelernt, bewiesen außer wiederholten spontanen Äußerungen auch einige Verse, die er einmal seinem Erzieher in einem Briefe schrieb. Sie lauten: „Mit Gesang und Klang — grüß ich dich Kaiser-

stadt — mein liebes, trautes Wien — nach dir, die du am Donaustrand — so groß und prächtig liegst — zieht immer es mich hin."

Die Schrift des Erzherzogs ist in Licht und Schatten von anmutiger Proportion und trotz energischer Führung doch von reizvoller Liebenswürdigkeit. Schon Kaiser Franz Josef zeigte sich von der Schrift ganz entzückt und es ist bekannt, daß das erste Glückwunschschreiben des jungen Erzherzogs Carl an den alten Kaiser an der Hoftafel mit Stolz herumgezeigt wurde.

Nachdem eine gediegene Grundlage des Wissens im Untergymnasium gelegt worden war, begann der Unterricht in den Zweigen des Obergymnasiums, der allerdings mit Rücksicht auf die immer anwachsende Überbürdung des Jünglings von allem überflüssigen Ballast befreit wurde. Dagegen mußten jetzt bereits jene Fächer mit besonderer Sorgfalt gepflegt werden, die für die Möglichkeiten seiner künftigen hohen Stellung Wichtigkeit besaßen. Schon in seinem sechzehnten Jahre ernannte ihn Kaiser Franz Josef zum Leutnant im Ulanenregiment Nr. 1. Zur tatsächlichen militärischen Dienstleistung rückte der Prinz jedoch erst am 1. Oktober 1905 im Alter von 18 Jahren bei der in Bilin garnisonierenden Schwadron des 7. Dragonerregiments ein, dessen Stab in Brandeis an der Elbe lag. Nach einjährigem Dienst in Bilin nahm Erzherzog Carl seinen Wohnsitz auf dem altehrwürdigen Hradschin in Prag, wo er zwei Jahre, 1906—1908, zur Absolvierung umfassender juristischer Studien verbrachte. Die juristischen Fächer lehrten dort die Professoren Ulbrich und Pfaff von der deutschen, Ott und Braf von der tschechischen Universität. Zu ihnen gesellten sich Professor Schmied von der deutschen Universität als Lehrer für Kunst-

geschichte und Professor Goll von der tschechischen Universität für allgemeine Geschichte Österreichs und in diesem Rahmen auch für die Geschichte Böhmens. Die Vorträge der Professoren wurden in der Hofburg auf dem Hradschin abgehalten. Sie gingen meist in Dialoge über, in Gespräche über den vorgetragenen Gegenstand, welche dadurch einigermaßen den Charakter des Seminarunterrichtes annahmen. Zu den Vorträgen Brafs über Volkswirtschaft kamen auch Besuche in Industrie- und Bankunternehmungen. Im ersten Studienjahr in Prag stand Erzherzog Carl Franz Josef nunmehr, da sein Vater gestorben war, der jüngere Thronfolger Österreichs unter der Vormundschaft seines Oheims, des älteren Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand. Dieser verfolgte den Unterricht mit lebhaftem Interesse, welches sich auch darin äußerte, daß er von Professor Ott zeitweise nähere schriftliche Berichte über den Fortschritt und den Erfolg der Studien entgegennahm. Bei einem der Besuche des Erzherzogs Franz Ferdinand in Prag war es den Professoren auch erlaubt, ihre Berichte unmittelbar und mündlich zu erstatten; Erzherzog Franz Ferdinand war auch bei dem Vortrage anwesend, welcher gleich darauf im Arbeitszimmer des jungen Erzherzogs stattfand. Den Gegenstand des Vortrages bildeten an jenem Tage die Veränderungen, welche in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters auf der Balkanhalbinsel in ethnographischer Beziehung eingetreten waren und die Anfänge der slawischen Staaten. Den älteren Erzherzog-Thronfolger interessierten insbesondere die Anfänge der bulgarischen Geschichte, über welche dann auf seinen Wunsch ein breiterer Vortrag gehalten wurde, als es sonst die auf diesen Gegenstand bemessene Zeit gestattete.

Für das umfangreiche Material waren im ersten Jahre drei Stunden, im zweiten zwei Stunden festgesetzt. Auf das Altertum sollte sich der Vortrag des Hofrates Goll nicht erstrecken, denn hier genügte das Wissen, welches der junge Thronfolger schon besaß. Daß aber diese Vorträge über die beiden folgenden Perioden der Geschichte, das Mittelalter und die Neuzeit, bis zum 19. Jahrhundert gelangt waren, war nicht nur durch die gute Gymnasialvorbereitung, sondern auch dadurch möglich, daß sich bei dem jungen Erzherzog ein wirkliches Interesse und großes Verständnis für den Gegenstand zeigte, ein Interesse, das wohl durch die Gabe eines ausgezeichneten Gedächtnisses — das glückliche Erbstück der Habsburger — unterstützt wurde. Zu den Vorträgen wurden immer Skizzen mitgebracht, welche kurze Sätze oder auch nur einzelne Schlagworte mit beigefügten Jahreszahlen und Hinweise auf die historischen Karten enthielten, welche auf dem Tische ständig auflagen, an dem die Vorträge stattfanden.

Auch während jener Zeit vernachlässigte der Erzherzog seine Sprachstudien nicht. Das Tschechische beherrschte er so vollkommen, daß er sich mit den tschechischen Professoren vor oder nach den Vorträgen in ihrer Muttersprache unterhalten konnte. Der Vortrag selbst jedoch wurde in deutscher Sprache abgehalten.

Im August 1907 vollendete der Erzherzog sein 20. Lebensjahr. Sein bisheriger Erzieher Graf Wallis verließ Prag und an seine Stelle trat Oberstleutnant Prinz Zdenko Lobkowitz als erster Kammervorsteher. Im Sommer 1908 verabschiedete sich der kaiserliche Prinz von der Prager Burg und siedelte zu seinem Regiment nach Brandeis über.

Diese Fülle der Betätigung, diese starke Belastung des täglichen und jährlichen Arbeitspensums erschöpfte jedoch den Erziehungsplan noch immer nicht gänzlich. Die Bildung des Prinzen konnte ohne ausgiebige Reisen, ohne unmittelbare Kenntnis aller Landstriche der Monarchie und auch von Teilen des Auslandes nicht als abgeschlossen betrachtet werden. Es wurden deshalb schon vom Jahre 1900 an in planmäßiger Ausgestaltung kleine Reisen durchgeführt. Daß der Erzherzog wiederholt an der Adria weilte, ist bereits erwähnt worden; einmal erfolgte die Rückreise nach einem Aufenthalte in Abbazia über Bosnien-Herzegowina, über Sarajewo und Agram. Im Jahre 1901 unternahm er, begleitet vom Grafen Wallis, eine längere Inkognitotour durch ganz Ungarn. Die erste Station war Budapest. Dann ging es nach Békés-Csaba, nach Debreczin und nach Klausenburg. In Karlsburg war der Prinz beim Bischof Graf Majláth zu Gast; Siebenbürgen wurde kreuz und quer bereist, in Fogaras wurde das Gestüt besucht. Der Erzherzog nahm beim Baron Huszár in Abafája Quartier und ging dann südlich weiter bis an die rumänische Grenze. Auf der Rückreise wurden die Städte der Bukowina und Galizien berührt, bevor man wieder ungarischen Boden betrat, wo der Prinz in Tátrafüred einen Erholungsaufenthalt nahm.

Der Erzherzog wollte bei solchen Gelegenheiten vollkommen unerkannt bleiben und das ergab recht hübsche Episoden. So wurde damals zum Beispiel auch das Salzbergwerk Maros-Ujvar in Siebenbürgen besucht. Der Erzherzog war von zwei Herren begleitet, die den Direktor des Bergwerkes baten, einfahren zu dürfen. Alle erhielten weiße Kittel zum Schutz und ein Beamter des

Bergwerkes wurde ihnen als Führer zugewiesen. Er entledigte sich seines Auftrages mit aller Höflichkeit, schien aber durchaus nicht zu wissen, welcher Gast ihm anvertraut war. Das wurde erst später bekannt und es gab unter den Beamten des Bergwerkes keine geringe Überraschung. Zuletzt faßten sie den Beschluß, den weißen Kittel, den der Erzherzog bei der Besichtigung getragen hatte, dem Bergwerksmuseum als kostbares Andenken für alle Zukunft einzuverleiben.

Da Erzherzog Carl das Gebirge sehr liebte, wurden wiederholt Reisen nach dem Salzkammergut und nach Tirol unternommen. Das Wesen der Gebirgsbewohner sagte der wahrhaften, ehrlichen Art des Prinzen sehr zu und berührte eine kongeniale Seite seiner eigenen Natur. Ohne hohe Berge, Tannenwälder, Gletscher, intensivstes Sonnenlicht konnte der Prinz auf die Dauer gar nicht leben und selten fühlte er sich glücklicher als im Angesichte eines Hochgebirgspanoramas.

Der Sommer 1902 war einer Reise nach Frankreich gewidmet. Zuerst ging es nach Paris, dann nach Havre, mit dem Auto nach Trouville und in die Bretagne. Auch Lyon wurde besucht.

In der Bretagne nahm der Erzherzog Aufenthalt im Schlosse Josselin des Herzogs von Rohan-Chabot. Hier besonders, wo eine große Anzahl französischer Aristokraten versammelt war, wußte der Erzherzog durch sein reizendes Wesen alle Herzen zu erobern.

Nach Berührung von Chamonix erfolgte die Rückreise durch Elsaß-Lothringen, wo Straßburg einer eingehenden Besichtigung unterzogen wurde. Auf dem Heimwege besuchte der Prinz in Dresden seinen damals noch lebenden Großvater, den König von Sachsen.

Das Jahr 1903 führte den Erzherzog wiederum nach Frankreich, aber diesmal auch nach England. Die Heimkehr erfolgte über die Schweiz und sein geliebtes Land Tirol.

Auch an der Riviera hat der Erzherzog einige Zeit verlebt; allerdings, als er noch ein ganz kleiner Knabe war. Er wurde nämlich einmal nach Cannes mitgenommen, wo gerade die ganze kaiserliche Familie weilte. Es ist bekannt, daß der kleine Erzherzog eine ganz naturgemäße, schwärmerische Kinderliebe und Verehrung für den alten Kaiser bekundete. Wann immer es nur anging, drängte sich der Knabe in die Nähe des ehrfurchtgebietenden Großonkels, schmiegte sich an ihn und ließ sich von ihm verzärteln. — Im Auslande kleidete sich der Kaiser in Zivil, was er innerhalb der Grenzen seines Reiches niemals tat. Und diesen Anblick wollte eines Tages die Frau Erzherzogin Maria Josefa mit ihrer Camera festhalten. Als der kleine Erzherzog dies bemerkte, war er gleich zur Stelle und legte seine Hand in die des Kaisers. Und so entstand jenes interessante Bild, das den Kaiser in Zivil mit dem Erzherzog als kleinen Matrosen zeigt. Was dem Bilde erhöhten Wert verleiht, ist der Umstand, daß es im Greise und im Kinde die beiden Herrscher Österreich-Ungarns unserer Epoche festhielt, zu einer Zeit, da keine menschliche Seele ahnen konnte, daß zwei Anwärter auf den Thron der Habsburger vom Schicksale ausgeschaltet werden sollten.

Mit der Großjährigkeitserklärung des Erzherzogs (am 19. August 1907) dieser symbolischen Feierlichkeit schloß seine Jugend, waren seine Lehrjahre beendet. Der junge Erzherzog ließ an diesem Tage alle seine Erzieher und Lehrer auffordern, an dem Feste in der Villa Wartholz teilzunehmen. Er wollte sie alle noch

ein letztesmal um sich versammelt sehen, die ihm Begleiter seiner Jugend gewesen, die in jahrelanger Hingabe, in redlichem Wirken die Bausteine zu seinem Wissen herbeigetragen hatten. Er hatte für seine Lehrer aufrichtige Achtung, ja eine Zuneigung, die nur einem wahrhaft gütigen Herzen entspringen konnte. Dankbarkeit ehrlicher, uneigennütziger Gesinnung gegenüber ist so sehr ein wesentlicher Bestandteil seiner Natur, daß er die allererste Gelegenheit in wahrer Gier ergriff, um die Freude des Belohnens zu genießen. Als er den Thron bestieg, war seine erste allausfüllende Empfindung die der jubelnden Genugtuung, nun die Macht zu besitzen, Freude zurückzugeben, Freude um sich her zu bereiten und sich selbst den höheren Genuß des Dankens, des Lohnens, des Schenkens zu verschaffen. Dem Grafen Wallis zum Beispiel ließ er ein rasches Zeichen seiner Gunst nicht auf dem normalen Wege zukommen; nein, er selbst eilte, kaum daß er Kaiser geworden, zum Telephon und verlieh ihm die Würde eines Geheimen Rates. „Es freut mich, Sie ernennen zu können," sagte er dem erstaunten und gerührten Hofmanne, „denn ich bin Ihnen Dank schuldig." — Ähnlich verhielt er sich seinem Lehrer Dr. Holzlechner gegenüber, den er sofort durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone III. Klasse auszeichnete. Niemand wurde vergessen, auch nicht Tormásy, sein ungarischer Lehrer, und selbst die gute Frau Kathi nicht, die Kinderfrau, die inzwischen den Leiblakai seines Bruders Max geheiratet hatte und die nun im Spital des Augartenpalais als Beschließerin fungiert.

Den „Herrn Professor", den lieben Nisi, hatte unser Kaiser schon als Kind instinktiv als denjenigen empfunden, der mit Hintansetzung jeglichen persönlichen äußeren

Ehrgeizes seine Berufung zum Lehrer als eigentliches Lebenswerk durchführte. Es konnte dem sich entfaltenden Intellekte nicht verborgen bleiben, mit welchem Zartsinn, mit welch unaufdringlicher Planmäßigkeit und Anpassungsfähigkeit, mit welch still glühender Liebe der Erzieher sich um sein Wohl bemühte. Tatsächlich studierte Dr. Holzlechner jede Regung im Seelenleben, im Komplexe des geistigen Ausdruckes seines Zöglinges und tat doch im Grunde nichts anderes, als ihm die Wege ebnen, um der Selbstentwicklung, dem intensiven Wunsche des Erzherzogs, sich zu vervollkommnen, unnötige Hemmnisse wegzuräumen. Er ordnete sein Leben einem andern unter, dessen überragende Bedeutung, dessen höchste Stellung, dessen inneren Wert er bald erkannt hatte. Seine Unterweisungen hatten nur ein großes Ziel: was die Welt und menschliche Pädagogik zu lehren hatten, in Nutzanwendung auf die spätere Bestimmung des Schülers einzustellen. So wurde insbesondere Geschichte vorgetragen, so wurden Herrschercharaktere erklärt, als Muster und Beispiele hingestell' oder ihre bösen Eigenschaften betont, um ihre Fehler als Abschreckung wirken zu lassen. So wurden auch die Kräfte des Herzens gepflegt. Ein junger Fürstensohn, dem eine gütige Natur männliche Schönheit, Schwung, Geist und einen Charme verliehen hat, dem niemand widerstehen kann, hat kein schweres Spiel. Die Herzen der Menschen lassen sich von Anmut und Rythmus, von Harmonie und sonniger Heiterkeit willig fangen. Aber den Zauber der Ausstrahlung einer ritterlichen Persönlichkeit einzig und allein edlen Zwecken dienstbar zu machen, das war die behutsame Mission der Handhaben, die das Schicksal in richtigen Momenten immer irgendwie erstehen läßt.

Eine Episode sticht hervor. Der Knabe, der einst Kaiser werden sollte, der jedoch nicht wußte, daß ein Thron schon seiner wartete, las gerne Märchen und vergrub sich auch gerne nach Knabenart in Bücher, die von Reisen und von Abenteuern erzählten. Und an langen Winterabenden las ihm sein Lehrer vor: Grimm und Andersen, die Sagen des klassischen Altertums, das Nibelungenlied, die Märchen von Tausend und eine Nacht. Mit roten Wangen und brennenden Augen saß der junge Prinz und horchte auf und sog gierig ein, was von Harun al Raschid zu berichten war: Wie der Kalif nächtlicherweile unerkannt durch die Straßen seines Reiches zog, in die beleuchteten Fenster schaute, in den finstern Ecken und Winkeln nach der Not seiner Untertanen forschte, alles mit eigenen Augen sehen wollte, um zu helfen, zu lindern, zu reinigen, um Unrecht, Ungerechtigkeiten und Willkür auszumerzen. Ex oriente lux. Immer wieder und immer noch kann aus den großen Lehrgedichten des Ostens tiefste Weisheit zum Segen der Menschen gewonnen werden. — — Und schon sind wir staunend und voller Achtung Zeuge, wie der Same, der in das Gemüt eines prinzlichen Knaben fiel, im Herrscherherzen des Mannes überraschende Blüten treibt.

Auf den geheimnisvollen Samen kommt es an und noch mehr auf den Boden, den er geheimnisvoll befruchtet. Und staunend und voller Achtung sind wir schon in den ersten Phasen seines Kaisertums Zeuge, daß jene Vorbereitung, die wir Erziehung nennen, nur Sprungbrett einer „Persönlichkeit" war, die in ihren initiativen Neigungen eigentlich ganz aus der Art der unmittelbaren Vorfahren schlägt.

Eine der allerersten Verfügungen des jungen Kaisers zum Beispiel war die Abschaffung des Fracks, des alten einzwängenden Zeremoniells bei den Audienzen. Anscheinend eine Geringfügigkeit; aber im rechten Winkel besehen, eine große, weitausholende, symbolische Tat. Denn sie bekundet eine motorische Natur, die unter Impulsen handelt, sie bedeutet die Entschlossenheit des richtigen Pioniergeistes, eines vorwärtsstrebenden Reformators. Sie bekundet nur, was wir nachträglich und fast Tag für Tag erfuhren, daß der Kaiser Konventionen abhold ist und Ideen, Ansichten, Phantasien besitzt, die sogar den modernsten Neigungen voraneilen.

Alle diese Züge hat ihm kein Stichel eines Lehrers in die Seele eingeritzt. Der Drang der Arbeit unter Hochdruck entsprang ihm plötzlich wie ein verborgener Quell aus tiefsten Tiefen und mit einemmal verläuft sein Leben, nicht banal gemeint seiner Stellung wegen, sondern der sittlichen Motive, des Tempos halber, sozusagen immer in einer höheren Oktave. Von seltsamer Originalität, der wir uns freuen dürfen, ist unser junger, begeisterungs- und aufwallungsfähiger Monarch, dessen von der Mutter vererbte Phantasie und künstlerische Begabung reich an Entwicklungsmöglichkeiten ist, an Entwicklungshöhen, die zur Zeit der Reife inspiriertes Handeln erwarten lassen.

Inspiration aber, diese Intuition des Herzens, die höchste aller Tugenden, kann nicht gelehrt werden. Noch gibt es keinen Lehrer, noch hat es in all den Jahrtausenden je einen gegeben, der das alleinige Rezept besessen hätte, wie man wahrhaft gute Könige erzieht. Keinen Plan und kein System, keine Methode gibt es; es existiert kein Fürstenbuch, das in Regeln und Ka-

piteln eingeteilt, die Kunst des Herrschens, für jedermann erlernbar, lehrt. Man muß im Zeichen des Löwen, der Sonne, geboren sein, um ein Herrscher zu werden. Und niemand *wird* Herrscher, der nicht ein Herrscher *ist*.

Der einzige Erzieher aber in diesen Dingen ist uralt und den trägt der zum Throne Berufene im eigenen Herzen: es ist die Warnung seiner Ahnen, die Erfahrung seiner Vorfahren, die altererbte Lehre seines Blutes.

Kein Pergament und Siegel, kein Vertrag, keine Tradition des Rechtes, kein Treuschwur bindet. Nur der Sinn für Verantwortung, nur das Gewissen. Nur diese urgraue „Weisheit des Gefühls" leitet und leuchtet auf dem Wege. Wer über große Reiche, über Millionen Menschen zum Herrschen berufen wurde, der erzieht sich selber, indem er tief in sich hineinhorcht und im Horchen den Lehrer weckt.

Dieser Lehrer aber ist die innere Stimme.

Sie wird den Kaiser lehren, groß und stark sein, großmütig und edel, gütig und verstehend und verzeihend.

Das hohe Brautpaar am Hochzeitstage

Phot. C. Scolik

Der Kaiser als Knabe

Militärische Lehr- und Wanderjahre

Am 26. März 1917 weilte Kaiser und König Karl in Alt-Bunzlau und Brandeis, inmitten der Lothringen-Dragoner, die vom Oktober 1905 bis zum November 1912 seine militärischen Lehr- und Werdejahre begleitet hatten, inmitten der Bevölkerung, die Zeuge der zauberhaft schönen Tage seines jungen Familienglückes geworden war. Seither war das Regiment dem Appell seiner Trompeter gefolgt, hatte es in hunderten von Kämpfen, Stürmen und Gefechten die oft erprobte Treue gegen Kaiser und Reich aufs neue bewährt, viele Kameraden verbluten gesehen, sich mit den Narben und Ehren dieses Weltkrieges bedeckt; der Rittmeister aus den Jahren 1909—1912 hatte Korps und Armeen gegen Italien, Rußland und Rumänien geführt, Schlachten und Feldzüge für Österreich-Ungarn siegreich entschieden und schließlich sein Haupt — neben den Lorbeeren des Siegers — mit den Kronen einer der ältesten Monarchien geschmückt. Nach all diesem Geschehen hatte ihn sein Herz zu den ältesten Kameraden gerufen. Eine Heimkehr wars und ein Abschied. Die stürmische Begeisterung tatfreudiger Jugend, wehmutsvolle Erinnerung, die Trauer um Gefallene und sieghaftes Vertrauen in die, die diesen Tag erlebten — Dragoner und das Volk, dem sie entstammen —, lag über dem 26. März. Das Bild des jugendlichen Rittmeisters Erzherzog Carl glaubte man zu sehen, als der Kaiser vor dem Bahnhofe von Alt-Bunz-

lau zu Pferde stieg und sich in Trab setzte. Sein Auge drang durch die Forste und über die Sandwege, die ihn als jugendlichen Reiteroffizier gesehen hatten. Das edle Pferd drängte, denn sein Reiter schien ungeduldig zu sein, wollte gar bald zu seinen Lothringen-Dragonern kommen. Der Wald war passiert, nun gings in gestrecktem Galopp über das weite, nur wenig vom Schnee bedeckte Blachfeld des Exerzierplatzes. Am Rande standen in langer Linie die Siebener-Dragoner, bereit, in wenigen Tagen wieder an den Feind zu rücken. Sie sahen in dem Heransprengenden mehr als ihren Kaiser. In ihm vereinigte sich für sie die Person des Allerhöchsten Kriegsherrn mit der des besten und höchsten Lothringen-Dragoners. Klangvoller und aufpeitschender als je schmetterten die Trompeten den Generalmarsch, fester umfaßten die Fäuste die Pallasche, als der Regimentskommandant dem Kaiser entgegenpreschte, um den Rapport zu erstatten. Der Monarch ritt die Front ab, voll Liebe weilte sein Auge auf dem alten Regimentskameraden, wehmutsvoll forschte sein Blick nach denen, die das Blutopfer der Treue gebracht hatten. In Karriere gings dann an den anderen Rand des Exerzierplatzes, im Trab und im Galopp defilierten die Schwadronen vor Kaiser Karl. Voll Freude und Genugtuung nahm der Monarch das Bild der prachtvollen Reitermasse in sich auf, die unter dem Geklirre der Waffen, dem Gewieher der Rosse und mit dröhnendem Hufschlag an ihm vorüberfegte. Die Kolonne schwenkte nun nach links auf, in entwickelter Linie stand das Regiment vor seinem Kaiser. „Absitzen!“ . . . Die Offiziere versammelten sich vor der Front, der Kaiser trat auf sie zu, tauschte mit den alten goldene Erinnerungen aus, begrüßte herzlich die jungen. Im Hause des einen hatte er vor Jahren geweilt — der

Kaiser gedachte der Stunden von damals; der Bruder des anderen ist im Fliegerkampf gefallen — das alte, treue Herz trauerte mit um das harte Kriegerlos; der dritte hat sich viermal die Anerkennung seines Allerhöchsten Kriegsherrn erworben — das Auge des ehemaligen „Lothringers" leuchtete auf, da er all diese Heldentaten vernahm. Nun wurden die alten Angehörigen der 5., der Erzherzog-Schwadron vorgerufen. Der Kaiser kannte sie alle; er wußte, der war Koch, der andere Rekrut, jener Sattler und wieder einer Hufschmied. Der Stolz des Schwadronskommandanten ward rege, als er sah, daß die Brust der meisten die Tapferkeitsmedaille zierte. Dann dekorierte der Kaiser Offiziere und Mannschaften, die in den letzten Kämpfen des Regiments vorbildlich gestritten hatten. Die Dekorierten ließ er sich vorstellen. Einer wollte seinen Namen nennen. „Ich kenn' dich doch", wehrte der Kaiser ab. Dem Wachtmeister Stöckel reichte der Monarch die Hand, denn die Brust des braven Unteroffiziers schmücken alle vier Tapferkeitsmedaillen. Von allen empfing er in schlichten, zum Herzen dringenden Worten das Gelöbnis unverbrüchlicher Treue. Es fiel dem Kaiser schwer, sich von dem Felde zu trennen, auf dem er in jungen Jahren Rekruten ausgebildet und Remonten geschult hatte. Sein Blick umfaßte voll Liebe noch einmal das Regiment, als er sich der Stadt zuwandte. Er fuhr nach Alt-Bunzlau. Der unlösbaren Gemeinschaft derer, die je die schwefelgelben Aufschläge der Lothringen-Dragoner trugen, gab der Regimentskommandant Ausdruck, wenn er gleich einem Paladin mit gesenktem Pallasch neben dem Leibwagen des Kaisers ritt. Am Eingange von Alt-Bunzlau harrte die Bevölkerung mit ihren freigewählten Oberhäuptern und Räten des Kaisers. Es war eine Heimkehr. Das Herz

des Bürgermeisters sprach, als er den Herrscher willkommen hieß. Unendlicher Jubel übertönte die Begrüßungsworte. Geistliche in ihren ernsten Ornaten, die Bevölkerung aller Stände in ihren farbenfrohen Trachten, Kinder in hellen Kleidchen huldigten dem Monarchen. Von den Gesimsen wallten Flaggen und mit ihnen brachten die von der Jugend geschwungenen Fähnchen erhöhtes Leben, vermehrte Bewegung in das stimmungsvolle Bild. Und als dann der Kaiser seinen Weg fortsetzte, lief seinem Wagen Jung und Alt nach. Man wollte sich nicht trennen von dem Wiedergekehrten. Über die Elbebrücke ging es. Vom Ufer her dröhnten Böller. Empfang durch die Brandeiser. Wiederum Huldigungen ohne Wortschwall, echte, tiefe Willkommgrüße. In einer Schleife fuhren die Hofwagen über den Hauptplatz zum Brandeiser Schloß. In seiner Kapelle ruht heute noch, provisorisch beigesetzt, die Leiche des Schloßherrn, des Erzherzogs Ludwig Salvator. Zu ihren Füßen verrichtete der Kaiser, in Andacht versunken, ein stilles Gebet. Dann ging er in den Flügel, den er mit seiner jungen Gemahlin bewohnt hatte. Wie er nun diese Räume durchschritt, wurden wieder die herrlichsten Erinnerungen wach. Hieher hatte er Erzherzogin Zita geführt, nachdem sie ihm der Segen des Priesters vermählt hatte. Mit seiner jungen Gemahlin hatte er hier im Kreise der Kameraden die Mußestunden verbracht. Noch eine erinnerungsreiche Stätte wurde aufgesucht: die Kaserne zu Alt-Bunzlau. Der alte und doch junge Kavallerist durchwanderte die Stallungen der 5. Schwadron, suchte das Zimmer auf, das die Kanzlei der Schwadron war und noch immer ist. Um 11 Uhr vormittags versammelte sich das Offizierskorps des Dragonerregiments Nr. 7 im Kasino, um Kaiser Karl wie vor Jahren den Erzherzog

Carl zum Frühstücke zu empfangen. Während des Mahles erhob sich der Regimentskommandant, er dankte dem Kaiser für alle Huld und Treue und versicherte ihm, daß das Regiment das, was es an diesem Tage nur in Worten zum Ausdruck bringen könne, in kurzer Frist auf dem Felde der Ehre, wenn es sein müsse mit seinem Herzblute beweisen wolle. Tränen füllten das Auge des Monarchen bei diesem Gelöbnisse. Dann gings zur Bahn. Dem Wagen des Kaisers sprengten Offiziere voraus, andere umgaben ihn und folgten ihm. Mit gezückten Säbeln, einer lebenden Mauer gleich, geleiteten die Siebener-Dragoner ihren Allerhöchsten Kameraden zum Hofzuge. Das Bild dieser Cortege griff ans Herz.

Auf der Heimfahrt: „Und wenn noch einmal der Herbst 1905 käme, — ich wollte wieder Leutnant sein; Leutnant bei Lothringen-Dragonern." Der Kaiser überließ sich seinen Erinnerungen, die ihn in die Zeit seiner militärischen Lehr- und Wanderjahre zurückführten.

* * *

Kaiser Karl — als Herrscher zeichnet Seine Majestät in dieser Weise — gehört seit dem 1. November 1903 der k. u. k. Armee an. Das Ulanenregiment Nr. 1, das den Namen des ritterlichen Erzherzog Otto führte, durfte an jenem Tage Erzherzog Carl Franz Joseph als Leutnant in seine Rangliste aufnehmen. Die nächsten Monate waren dem militärischen Vorbereitungsunterrichte gewidmet. Er lag, während Graf Wallis und Freiherr von Mattencloit weiterhin als Erzieher wirkten, in den Händen zweier hervorragend tüchtiger Generalstabsoffiziere, des Majors Rudolf von Dittel und des Hauptmannes Eduard von Bisenius. Beide weilen leider nicht mehr unter den Lebenden; ersterer erlag als Oberst einer tückischen Krankheit, letzterer fand als Oberstleutnant gleich zu

Beginn des Weltkrieges an der Spitze seines Bataillons den Heldentod. Dittel und Bisenius vermittelten dem jugendlichen Prinzen eine über den Lehrplan der Militärakademien hinausgehende theoretische Bildung. Zudem wurde damals fleißig Körpersport betrieben; Leutnant, jetzt Hauptmann Hermann von Kaunz unterwies Erzherzog Carl im Turnen und Fechten. Wohldurchdachter Anschauungsunterricht vertiefte das durch fleißige Studien erworbene Wissen. Im Laufe des Schuljahres wurden alle möglichen militärischen Anstalten und Etablissements besucht, so das Arsenal, die Einrichtungen des Technischen Militärkomitees, die Armeeschießschule in Bruck an der Leitha, das Eisenbahn- und Telegraphenregiment in Korneuburg, das Pionierzeugsdepot in Klosterneuburg, Übungsplätze und Kasernen aller Waffen.

Damals trat Erzherzog Carl zum erstenmal auch mit der Kriegsmarine in Berührung. Es war im September 1905, daß der Prinz, begleitet von seinem Erzieher Freiherrn von Mattencloit, vom Schloß Miramar kommend, das Seearsenal, andere maritime Einrichtungen und die im Kriegshafen von Pola liegenden Einheiten unserer Flotte besichtigte. In der Folge suchte der Erzherzog, wie gleich hier erwähnt sein soll, immer wieder Fühlung mit der Kriegsmarine. So nahm er als junger Dragoneroffizier an einer nächtlichen Lanzierübung der Torpedobootstation Triest teil, bei der sich der Zwischenfall ergab, daß die Achse des Torpedobootes, auf dem sich der Prinz eingeschifft hatte, brach und das Boot unter manchen Mühseligkeiten und Fährlichkeiten in den Hafen geschleppt werden mußte. Ein Torpedoboot war es auch, das den Erzherzog von Brioni nach Triest brachte, zur Reise nach Wien, wo der Prinz die Genehmi-

gung des greisen Kaisers zur Verlobung mit der Prinzessin Zita von Bourbon-Parma erbat, die heute unsere vergötterte Kaiserin ist. Der Kaiser liebte und liebt das Meer. Viele Erinnerungen knüpfen sich an die Aufenthalte des Erzherzogs Carl in Miramar und Brioni und an seine Fahrten auf S. M. Schiff „Dalmat".

Doch kehren wir zu den Ereignissen des Jahres 1905 zurück. Ungeduldig sah Erzherzog Carl dem Tage entgegen, da er zu einem Regimente, zur praktischen Truppendienstleistung einrücken sollte. Das war am 1. Oktober 1905. Erzherzog Carl war zum Dragonerregiment Nr. 7 transferiert und bei der 1. Eskadron eingeteilt worden. Das Regiment lag damals mit dem Regimentsstabe, dem 2. Divisionsstabe und der 4. Schwadron in Brandeis, der 5. Schwadron in Alt-Bunzlau, der 6. in Lissa; die Schwadronen der 1. Division, deren Stab in Theresienstadt war, garnisonierten in Kutterschitz bei Bilin, Postelberg und Theresienstadt. Das Regiment kommandierte Oberst Wilhelm Karger, später Oberst Artur Hilvety. An der Spitze der 1. Schwadron stand Rittmeister, jetzt Oberst des Ruhestandes Eduard Zelený, als Subalternoffiziere waren bei der Unterabteilung außer dem Erzherzog eingeteilt: Oberleutnant Jaroslav Groß, Leutnant Karl Pommer und Leutnant Franz Karl Graf Walderdorff.

Erzherzog Carl war mit Leib und Seele Kavallerieoffizier. Erzherzog Carl liebte von ganzem Herzen den Dienst der Kavallerie. Nicht nur das stolze, an die Vorzeit gemahnende Bild der mit Helm und hohen Stulpen zur Parade reitenden Dragoner, sondern auch all die großen und kleinen Sorgen, die dem echten Reiteroffizier aus dem Verhältnis von „Roß und Reiter" erwachsen. Mit einer geradezu rührenden Hingabe widmete er sich

seinen militärischen Pflichten. Wie jeder andere bildete und führte er seinen Zug, ritt und schulte er Remonten; Stallpflege und Kasernordnung — nichts schien ihm unwesentlich. Ihn interessierte das Schicksal eines jeden einzelnen Dragoners, das Ergehen eines jeden Pferdes seines Zuges. Noch nach Jahren wußte der Prinz alle Leute seiner Abteilung zu nennen. Der Prinz fand selbst im „Kommißdienst", der damals mehr als heute blühte, das goldene Korn, das gehegt und gepflegt werden konnte und der Kaiser bewahrt ihm noch heute eine liebe- und humorvolle Erinnerung. Binnen kürzester Zeit war Erzherzog Carl ein hervorragender Zugskommandant, an dem Offiziere und Mannschaften mit gleicher Liebe hingen.

Das Leben des Prinzen in Kutterschitz war einfach, geradezu spartanisch. Er bewohnte im Offizierstrakte der uralten Kaserne, in der seinerzeit noch Husaren bequartiert waren, zwei Zimmer, die jeglichen Prunkes entbehrten. Der Erzherzog hatte keine eigene Küche, er nahm die Mahlzeiten im Kreise seiner Kameraden in der bescheidenen Offiziersmesse. Mit den Offizieren des Regiments lebte er auf dem kameradschaftlichsten Fuße. Ein diesem Kreise Fernstehender hätte wohl nur aus der Ansprache, in der das sonst übliche „Du" durch das „Kaiserliche Hoheit" ersetzt war, erkannt, daß der jugendliche Leutnant ein Mitglied unseres Kaiserhauses war. Erzherzog Carl war fröhlich mit seinen Kameraden und doch war es schon damals kennzeichnend für seinen ernsten Sinn, daß er den Becher der Freude und des Frohsinns nie bis zur Neige leerte, Liebesmähler und Feste zu ihrem Höhepunkte verließ — ein weises Maßhalten lag darin. An Sonn- und Feiertagen oder, wenn es sonst einmal der Dienst gestattete, wurden Ausflüge in die

hübsche Umgebung auf den durch eine seltene Flora ausgezeichneten, schon von Humboldt besuchten Phonolithgipfel des Borschen, den Basaltberg Radlstein, dann zur Ruine Kostanblatt gemacht, die nahen Schlösser der Fürsten Lobkowitz und Hohenlohe, der Grafen Ledebur, Waldstein und Westphalen, des Freiherrn von Nadherny, hie und da auch das Theater in Teplitz besucht oder eine Pirsch mitgemacht; als Waidmann war Erzherzog Carl in seinen Ansprüchen stets bescheiden, er begnügte sich im Mittelgebirge mit der kleinsten Jagdbeute, gewährte ihm doch die Natur allein schon restlose Befriedigung.

Erzherzog Carl war ein waidgerechter Jäger und Kaiser Karl ist es geblieben. Zum erstenmal jagte er im Jahre 1900 im Reichenauer Revier, ein angeschossener Rehbock, der nachträglich gefunden wurde, zwei Hasen und eine Fasanhenne waren das Ergebnis. In der Folge kehrte der Erzherzog, wenn es der Dienst zuließ, wiederholt in sein Jagdparadies zurück. Seine Begleiter wußten immer wieder zu rühmen, daß Erzherzog Carl unstreitig viel ererbtes Jägerblut in sich habe, ein großer Natur- und namentlich Gebirgsfreund, ein äußerst ruhiger, besonnener, mit scharfen Sinneswerkzeugen ausgestatteter Jäger sei, der — wenn es angehe — am liebsten allein oder mit seiner erlauchten Gemahlin Pirsch und Anstand frequentierte. Erzherzog Carl hat sich gar oft an der Nachsuche nach angeschossenem Wild beteiligt und so manches Stück selbst ausgemacht. Eiserne Ruhe bei Abgabe der — wie es eben das Hochgebirge bedingt — gar oft auf sehr weite Distanzen abgegebenen Kugelschüsse aus dem Mannlicher-Schönauer-Stutzen kennzeichneten ihn als treffsicheren Kugelschützen, der aber auch in der Handhabung des Schrottgewehres auf flüchtiges Haar- und Federwild, besonders im blitzschnellen Hinwerfen

des Schusses sich getrost mit den besten Schützen des Landes messen konnte. Der Erzherzog — ein Waidmann, der es edel und nobel treibt — glich schon als junger Jäger dem verewigten Kaiser Franz Joseph, der die Jagd ebenfalls um ihrer selbst willen und nicht wegen des Schießens allein liebte.

Gelegenlich des ersten Weihnachtsurlaubes, den der Prinz in Wien verbrachte, traf ihn ein arges Mißgeschick. Er besuchte am Neujahrstage 1906 — am nächsten Tage sollte er wieder zu seinem Regimente einrücken — mit seinem Bruder Erzherzog Max den Wiener Eislaufplatz und hatte damals das Unglück, mit seinem Schlittschuh in dem eines Fremden hängen zu bleiben, zu stürzen und das Bein zu brechen. Der sofort herbeigerufene Arzt der Freiwilligen Rettungsgesellschaft Dr. Zörnlaib konstatierte einen schweren Splitterbruch des Unterschenkels, leistete die erste Hilfe und brachte den Patienten ins Augartenpalais, wo er mehrere Wochen liegen mußte. Für den Erzherzog, der seinen militärischen Dienst außerordentlich liebgewonnen hatte, war das ein schwerer Schlag. Dank der vortrefflichen Behandlung durch Professor Dr. Hochenegg konnte Erzherzog Carl im März wieder zu seiner Schwadron nach Bilin einrücken. Er versah anfangs natürlich nur leichteren Dienst, bald war aber auch die Zeit der Schonung vorbei; niemand war glücklicher, allen dienstlichen Forderungen wieder vollauf gerecht werden zu können, als Erzherzog Carl.

Im Juli 1906 ging die 1. Schwadron zur Regimentskonzentrierung nach Brandeis an der Elbe. Der Erzherzog nahm in dem nahegelegenen kleinen Bade Houschka Wohnung, wo seinerzeit Großherzog Karl Salvator von Toscana an der im Jahre 1818 entdeckten eisenhältigen Quelle ein hübsches Kurhaus mit Wohn-

gebäude hatte errichten lassen. Houschka kann nun auf den Besuch zweier Kaiser zurückblicken. Im Jahre 1824 weilte Kaiser Franz, im Jahre 1906 Erzherzog, nachmals Kaiser Karl innerhalb seiner Mauern. Bei allen Übungen im Regimente und später — unweit Lissa an der Elbe — in der Brigade bewährte sich der jugendliche Prinz als ein außerordentlich tüchtiger, schneidiger Kavallerieoffizier. Hatte er schon bisher wiederholt an Reitjagden teilgenommen, so beteiligte er sich jetzt auch aktiv an den Regimentsrennen, bei denen er auf seinem Fuchswallach „Oku" eine Steeplechase, im Jahre 1911 auch ein Preisspringen über schwierige Hindernisse in glänzendem Stile gewann. Dieser Sieg bereitete dem hohen Reiter eine große Freude, nicht minder aber auch dem ganzen Offizierskorps, das nun auf seinen jungen „Regimentskameraden" doppelt stolz war. Nach Schluß der Brigadeübungen nahm die erste Schwadron noch an größeren Übungen in der Umgebung von Přibram teil; hiebei lernte der Prinz das Zusammenwirken der drei Hauptwaffen praktisch kennen. Bei diesen ersten Manövern sahen wir Erzherzog Carl als Patrouillekommandanten wiederholt weit vor der Front. Patrouillekommandanten kommen bekanntlich gar häufig in die Lage, Situationen vom Standpunkte höherer Führer beurteilen zu müssen. Dieses Urteil, klaren Blick, Geistesgegenwart, Kühnheit, Entschlossenheit, taktisches Verständnis zeigte schon der neunzehnjährige Leutnant Erzherzog Karl. Er fand an den Manövern, die immerhin ein entferntes Bild des Krieges bieten, den lebhaftesten Gefallen, nicht zuletzt auch aus dem Grunde, weil sie ihm einen gewissen Einblick in größere Verhältnisse vermittelten.

Nach Beendigung dieser Übungen bezog die erste Schwadron ihre neue Garnison Dobran nächst Pilsen; der Erzherzog machte den Marsch dahin mit und verblieb noch bis 1. Oktober in der neuen Station.

* * *

Nun sollte ein neuer Abschnitt im Leben des kaiserlichen Prinzen beginnen. Er trennte sich von den ihm lieb gewordenen Lothringen-Dragonern, um sich durch zwei Jahre dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften zu widmen. Das alte Residenzschloß am Hradschin in Prag wurde als erzherzoglicher Wohnsitz bestimmt. Am 1. November, am gleichen Tage, an dem Erzherzog Carl Oberleutnant wurde, sollte er das Prager Domizil beziehen — da starb sein Vater, Erzherzog Otto. Dadurch erlitt natürlich die geplante Übersiedlung nach Prag einen Aufschub und aus dem beabsichtigten feierlichen Empfang in Prag wurde dann eine unter dem Eindrucke des traurigen Falles stehende einfache Begrüßung. Erzherzog Carl gab sich alsbald mit regstem Eifer seinen Studien hin. In die Zeit des Prager Aufenthaltes des Erzherzogs — in den April 1907 — fiel auch der letzte Besuch weiland Kaisers Franz Joseph in der Landeshauptstadt Böhmens. Erzherzog Carl erschien damals wiederholt an der Seite des greisen Monarchen. Unter der Leitung des Hofrates Professors Braf nahm der Erzherzog fast allwöchentlich verschiedene industrielle Etablissements in Augenschein, wobei er stets das regste Interesse für alles, was ihm vorgeführt wurde, an den Tag legte. Ansonsten stand das Leben des Prinzen, namentlich während der ersten Zeit im Zeichen der Trauer. Der Erzherzog verbrachte viele Monate von aller Welt zurückgezogen und sah mit Ausnahme einiger

Regimentskameraden nur seine Professoren. Auch späterhin wurden weder Bälle noch sonstige größere Gesellschaften besucht. Die wenigen freien Stunden benützte er zu Ritten und kleineren Jagdausflügen in Prags nächster Umgebung. Während der Divisions- und Regimentsübungen trat der Erzherzog vorübergehend wieder an die Spitze seines alten, ihm liebgewordenen Zuges in Dobran.

Am 17. August 1907 erreichte der Erzherzog das 20. Lebensjahr, womit er den Hausgesetzen gemäß die Volljährigkeit erlangte, sowie seinen eigenen Hofstaat und Haushalt erhielt. Den langjährigen Erzieher löste der damalige Oberstleutnant Zdenko Prinz Lobkowitz als Kammervorsteher ab, als Dienstkämmerer wurde Oberleutnant Franz Graf Ledebur zugeteilt, dem später Oberleutnant Franz Karl Graf Walderdorff folgte.

Im Frühjahr 1908 schied Erzherzog Carl von Prag, um nun bei der 5. Eskadron der Siebener-Dragoner in Alt-Bunzlau Dienst zu tun. Der Prinz bezog Appartements im Schlosse zu Brandeis an der Elbe, das sich auf einem Sandsteinfels des Elberandes erhebt und von seiner Terrasse einen weitreichenden Blick über das Elbegebiet gewährt. Es gehörte dem Erzherzog Ludwig Salvator, der auf Mallorka lebte und erst während des Weltkrieges auf seinen böhmischen Sitz zurückkehrte, um dort die Augen für immer zu schließen.

Als Anwärter der Krone wurde dem Erzherzog auch eine höhere militärische Bildung vermittelt. Die Oberste von Dittel, dessen wir schon beim ersten militärischen Unterricht des Prinzen gedachten, und Freiherr von Zeidler-Sterneck führten den Prinzen in alle Zweige der Kriegswissenschaften ein, wie sie etwa an der Kriegsschule gelehrt werden. Daneben vervollkommnete sich

Erzherzog Carl ständig im Gebrauche der ungarischen Sprache. Bei den Kaisermanövern von Veszprim, St. Veit a. d. Glan und Groß-Meseritsch wurde Erzherzog Carl zur Manöverleitung kommandiert, um an der Seite seines Oheims, des Erzherzogs Franz Ferdinand, Einblick in die Aufgaben und in das Getriebe eines höheren Kommandos zu erhalten. Erzherzog Franz Ferdinand, der die natürlichen militärischen Talente seines Neffen erkannt hatte, besprach mit ihm, was seinen regen Geist zu Nutz und Frommen der Armee beschäftigte. So wußten denn schon damals die Kameraden des Erzherzogs Carl voll Bewunderung zu erzählen, daß er einen außerordentlich tiefen Einblick in den Geist und das Wesen der Wehrmacht und des Krieges besitze, nicht nur mit den Reglements, sondern auch mit der polemischen militärischen Literatur vertraut sei und in allen kriegswissenschaftlichen Streitfragen ein sicheres, selbständiges Urteil besitze.

* * *

Indessen war Erzherzog Carl Franz Joseph am 1. November 1909 Rittmeister und Kommandant der 5. Schwadron der Siebener-Dragoner in Brandeis an der Elbe geworden. Die „Erzherzog-Schwadron" ist heute noch eine glänzende Tradition der „Lothringer". Hingebung an den Dienst, Fürsorge für den Mann, Anhänglichkeit an die Farben des stolzen Regiments, Treue und Verläßlichkeit zeichneten den erlauchten Schwadronskommandanten in noch höherem Maße als den Leutnant aus. Die Mühseligkeiten und Ärgernisse des kleinen Dienstes verdroßen den Erzherzog nicht. Auch er hat die Sorgen eines Kasernkommandanten wegen schlecht getünchter Wände und nicht eingeschnittener Fensterscheiben kennen gelernt, die Schwierigkeiten des Schwadrons-

kommandanten aber, mit dem Wirtschaftspauschale das Auslangen zu finden, durch Zuschüsse aus der eigenen Tasche bekämpft. An dem Kaiser als Erzherzog sind noch die Originale der alten Reiteroffiziere vorübergezogen — gewiß, auch sie will er in seinen Erinnerungen nicht missen. Daher das Verstehen für die großen und die kleinen Züge im Leben unserer auf eine ganz einzig- und eigenartige Tradition und Kultur blickenden Wehrmacht. Aus den Sorgen und Mühen jener Zeit wurde der intime Rapport zwischen Führer und Geführten geboren, der dem Thronfolger als Feldherrn, dem Kaiser als Allerhöchstem Kriegsherrn zwingende Gewalt über Herz und Willen seiner Soldaten gab.

* * *

Einen Höhepunkt im Leben des kaiserlichen Prinzen bedeutete der 21. Oktober 1911. An diesem Tage weihte des Priesters Segen den Bund des Erzherzogs Carl mit der anmutigen Prinzessin Zita aus dem Hause Bourbon-Parma. Erzherzog Carl hatte die Prinzessin im Frühjahre 1909 kennen gelernt. Wenige Monate, nachdem die Prinzessin ihre Studien beendet hatte, war sie von ihrer Base, der Erzherzogin Maria Annunziata, nach Franzensbad eingeladen worden. Dort fand sich auch Erzherzog Carl zum Besuche seiner Tante ein. Später trafen sich die jungen Herrschaften auch in Wien im Palais der Erzherzogin Maria Josepha und in St. Jakob in Steiermark im Jagdschlößchen der Erzherzogin Marie Therese. Am 14. Juni 1911 fand die Verlobung des erlauchten Paares in Pianore statt.

Die Vermählung des hohen Paares wurde am 21. Oktober 1911 in dem herrlichen von Fischer von Erlach erbauten Schlosse des Herzogs von Parma in

Schwarzau vollzogen. Den Bund segnete im Auftrage und im Namen des Papstes unter Assistenz des Bischofs Prinzen Max von Sachsen, eines Oheims des Erzherzogs, der apostolische Majordomus Bisleti, den seit Jahrzehnten persönliche Freundschaft mit dem herzoglichen Haus von Parma verband. Kaiser Franz Joseph I., König Friedrich August von Sachsen, Erzherzog Franz Ferdinand und viele andere Fürstlichkeiten waren zur Feier in Schwarzau eingetroffen. Nach vollzogener Trauung überreichte Monsignore Bisleti das Hochzeitsgeschenk des Papstes, ein wertvolles Bild des Erlösers in einem prachtvollen, mit dem Wappen des Papstes Pius X. und des Brautpaares geschmückten Rahmen. Dann verlas er folgendes Schreiben des Heiligen Vaters:

„Der Papst erfleht von der göttlichen Vorsehung alles Glück, allen Segen für die Verbindung, die heute hier geschlossen wurde. Gott möge das Brautpaar, das mit allen Tugenden ausgestattet ist, in aller Zukunft beschützen. Die Familien des Brautpaares mögen diesem ein steter Zufluchtsort in allen bitteren Stunden sein, das Brautpaar möge immer auf Gott vertrauen, der stets Hilfe sendet, wenn man sich im wahren Glauben und in wahrer Andacht an ihn wendet. Möge das Sakrament, das hier empfangen wurde und von dessen Größe wir alle in Bewunderung erfüllt sind, den Grund legen zu einem glücklichen Familienleben."

Monsignore Bisleti schloß mit Segenswünschen für Seine Majestät den Kaiser und erteilte hierauf den apostolischen Segen, womit die Vermählungszeremonie beendet war.

Bei dem Festmahl erhob sich Kaiser Franz Joseph I. und sprach folgende herzliche Worte:

„Die uns alle beglückende Vermählung, die festlich

zu feiern wir heute versammelt sind, gereicht Mir zur großen Freude und erfüllt Mich mit hoher Befriedigung. Erzherzog Carl hat sich Prinzessin Zita zur Lebensgefährtin erkoren. Ich beglückwünsche ihn zu dieser Wahl seines Herzens und begrüße Erzherzogin Zita mit inniger Freude als Mitglied Meines Hauses. Euere königliche Hoheit, verehrte Frau Herzogin, haben als liebende, fürsorgliche Mutter diesem Herzensbunde Ihr gütiges Wohlwollen entgegengebracht und Ich bitte Euere königliche Hoheit, dafür sowie für den so gastfreundlich gewährten Empfang Meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen. Und nun spreche Ich den Neuvermählten zu ihrem heutigen Ehrentage Meine aufrichtigen Glückwünsche aus, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß beide das Lebensglück finden mögen, das sie zu erreichen berufen sind. Gott schütze und schirme Erzherzog Carl und Erzherzogin Zita, sie leben hoch, hoch, hoch!"

Aus den Lüften aber fielen Blumen auf Schloß und Garten herab, eine sinnige Gabe der k. u. k. Luftschiffer aus dem nahen Wiener-Neustadt. Ein Fackelzug und ein Abendständchen der Schulkinder von Schwarzau beschlossen das schöne Fest.

Natürlich war das junge Glück des Thronfolgers auch die Freude der „Lothringer". Als das erzherzogliche Paar wenige Wochen nach der Trauung in Brandeis eintraf, gestaltete sich sein Einzug zu einem von schwärmerischer Liebe erdachten Triumphzug. Ein Blumenregen ging auf den Wagen nieder und strahlenden Auges geleiteten die schwefelgelben Dragoner ihren Erzherzog und seine Gemahlin ins Schloß. Über dem Regiment waltete nun in der hohen Frau auch ein Schutzengel.

Die zauberhaft schönen Tage zu Brandeis an der

Elbe gingen bald zu Ende. Das Regiment wurde nach Ostgalizien verlegt und an der Spitze der braven 5. Schwadron trat Erzherzog Carl Franz Joseph am 1. März 1912 eine jener Reiterfahrten an, die uns Torresani in seinen „Schwarzgelben Reitergeschichten" in so farbenprächtig-berauschender Weise geschildert hat. Über Trübau, Littau, Teschen, Biala, Jaslo, Sambor, Chyrow, Sanok, Stryj, Stanislau gings, verklärt vom Zauber echter, alter Reiterpoesie, nach Kolomea, wo die Dragoner am 14. April ihre neuen Quartiere bezogen. Der Erzherzog marschierte mit seiner Schwadron meist allein. Sechs Wochen lang ging es fast täglich bei Schneegestöber und Regen, bei Sonnenschein und Staub von Ort zu Ort; einmal war ein Schloß, dann wieder irgend eine Hütte das Quartier des Prinzen. Erzherzogin Zita bewährte sich damals als Soldatenfrau. Sie erwartete ihren hohen Gemahl in vielen Kantonierungsstationen; das waren die Festtage der nach Osten ziehenden Reiterschar. In Kolomea lebte der erlauchte Kommandant der 5. Schwadron nicht wie der Erzherzog sondern wie der Rittmeister. Ein bescheidenes ebenerdiges Haus mit gläsernem Vorbau in einem kleinen, verwahrlosten Garten bildete das Heim des erzherzoglichen Paares. Kaiser Karl hat es dann wieder aufgesucht, als er in das von der Russenherrschaft befreite Kolomea einzog. Es hatte russischen Ärzten eines nahen Epidemiespitales als Quartier gedient. Während der Garnisonierung in Kolomea lernte Erzherzog Carl Franz Joseph die nähere und fernere Umgebung gründlichst kennen. Er kam nach Chodorow, Stryj, Stanislau und in viele andere Orte, die für den Thronfolger und Kaiser im Weltkriege bedeutungsvoll werden sollten. In Ostgalizien machte Erzherzog Carl Franz Joseph mit seiner Schwadron noch

die Regimentsübungen mit. Wenig später — im Oktober 1912 — wurde ihm der Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit zuteil.

Am 1. November 1912 wurde Erzherzog Carl Franz Joseph zum Major im Infanterieregiment Nr. 39 ernannt. Nicht ohne Wehmut mag damals der Thronerbe von den „Lothringern" Abschied genommen haben. Goldene, rosige Jugendjahre hatte er mit ihnen verlebt, sein Heim unter ihnen gegründet, die Romantik stillen Glückes lag über dem Schlosse zu Brandeis an der Elbe . . .

Anfangs Februar 1913 rückte Erzherzog Carl zur Dienstleistung beim Infanterieregiment Nr. 39 ein. Die Neununddreißiger garnisonierten damals mit dem Stabe und drei Bataillonen in Wien. Eines dieser Bataillone — das in der Stiftskaserne dislozierte 1. Bataillon — übernahm der Erzherzog. Kaiser Franz Joseph wies ihm und seiner erlauchten Gemahlin damals das reizende Schloß in Hetzendorf zum Sejour an. Die Übernahme des Kommandos über das 1. Bataillon gestaltete sich ungemein feierlich. Das Bataillon war im Hofe der Stiftskaserne in Paradeadjustierung gestellt, am rechten Flügel die Regimentsmusik, bei der Fahnenkompagnie die Fahne des Regiments. In der Toreinfahrt meldete sich der Regimentskommandant Oberst Alexander von Didulović beim Erzherzog. Der Erzherzog lehnte dankend diese Meldung seines Regimentskommandanten ab und meldete seinerseits die Einrückung zum Regiment. Dann trat er vor die Front des Bataillons, das ihm der bisherige Kommandant Major Domenig übergab. Erzherzog Carl schritt die Front des Bataillons ab und ging zwischen allen Zügen durch. Dann ließ er die Flügelkompagnien einschwenken. Nun hielt er in deutscher und

ungarischer Sprache eine kurze soldatische Ansprache an die Seinen. Eine Defilierung beschloß die Feier. In der Bataillonskanzlei versammelte Erzherzog Carl seine Offiziere um sich, um ihre Vorstellung entgegenzunehmen und sie mit herzlichen Worten zu begrüßen. Er ließ auch die längerdienenden Unteroffiziere zu sich kommen, um sie an ihre besonderen Pflichten zu erinnern und der Erwartung Ausdruck zu geben, daß sie wie früher der Mannschaft ein vorzügliches Beispiel geben würden.

Von diesem Tage an war Erzherzog Carl ein ebenso pflichteifriger Bataillonskommandant, wie er bei den Siebener-Dragonern ein hervorragender Schwadronskommandant gewesen war. Die schwere, die furchtbar harte Aufgabe des Fußvolkes im Kriege, der kommen konnte, erkennend, drang der Thronfolger mit allem Ernste in die Aufgaben der schlachtenentscheidenden Infanterie ein. Die Bedeutung der „Königin der Waffen" wußte er schon damals zu würdigen. Übungen in höheren Verbänden vertieften sein Verständnis für das Zusammenwirken der verschiedenen Waffen. Als interimistischer Regimentskommandant, dann bei Übungen als Übungsleiter, Parteikommandant oder Schiedsrichter konnte er zeigen, wie sehr er in das Wesen der Infanterietaktik eingedrungen war. Unermüdlich war Erzherzog Carl als Erzieher des Offizierskorps und seines Nachwuchses und als Lehrer seines Bataillons. Mit größtem Ernst faßte er die Aufgabe eines Oberleiters der Ausbildung der Einjährig-Freiwilligen und der Reserveoffiziersschulen auf, die ihm neben dem Bataillonskommando zugefallen war. Er war unablässig bemüht, dem Offiziersnachwuchs nicht nur sein eigenes militärisches Wissen und Können zu vermitteln, sondern in ihre Herzen auch Empfänglichkeit für die

vornehmen Pflichten und Rechte des Offiziersstandes zu pflanzen. Besonders ließ sich Erzherzog Carl die theoretisch-praktische Fortbildung seiner Offiziere angelegen sein. Mit regem Eifer leitete er die applikatorischen Übungen. Fanden diese Übungen bei günstiger Witterung im Freien statt, so ließ Erzherzog Carl seine Offiziere gewöhnlich mittels Automobil in den gewählten Übungsraum bringen. Beim Frühstück waren sie dann seine Gäste.

Seinen Offizieren und seiner Mannschaft gab er jederzeit das Beispiel eines in seinem Berufe aufgehenden Kommandanten. Erzherzog Carl wohnte der Beschäftigung der Kompagnien jeden Vormittag und oft auch nachmittags bei. Kamen seine Kompagnien selbständig — in ferner gelegene Übungsrayone mit der Straßenbahn — auf den Exerzierplatz oder ins Terrain, so fuhr er mittels Auto dahin, um die Ausbildungsarbeit seiner Kompagniekommandanten vom Anfang bis zum Ende mit größtem Interesse zu verfolgen und durch seinen überlegenen Rat zu beeinflussen. Während der Rast versammelte er regelmäßig die Offiziere um sich, um ihnen seine Wahrnehmungen mitzuteilen und daraus Folgerungen zu ziehen. Vor dem Einrücken nahm er gewöhnlich das Bataillon zusammen, mit dem er dann einige Appellübungen oder Gefechtsmomente durchführte. Marschierte das Bataillon geschlossen aus der Kaserne, dann ritt an seiner Spitze jedesmal der Erzherzog selbst. Der Prinz lehnte das Anerbieten seines Regimentskommandanten, nach beendeter Übung zurückzufahren, regelmäßig ab und führte das Bataillon auch wieder in die Kaserne. Erzherzog Carl machte mit dem Regiment die Lagerperioden in Bruck an der Leitha und alle feldmäßigen Schießübungen mit. In Bruck stieg der Prinz

im Kaiserhause ab, das bekanntlich auch Kaiser Franz Joseph als Quartier gedient hatte, wenn er die Truppen im Brucker Lager inspizierte.

Am 1. Mai 1914 wurde Erzherzog Carl zum Oberstleutnant befördert.

Auch die 39er schätzten Erzherzog Carl gar bald als ihren ersten und besten Kameraden. Bezeichnend für sein gutes Herz ist ein Vorfall am Weihnachtsabend 1913. Ein Regimentskamerad hatte Garnisonsinspektion. Er, der so gern das Christfest im Kreise seiner Familie verbracht hätte, mußte entsprechend den Obliegenheiten seines Dienstes nachts mehrere fern gelegene Wachen visitieren. Erzherzog Carl dachte, daß ihm, der ein Automobil besaß, dieser Dienst leichter fallen würde, und übernahm für den Kameraden die Garnisonsinspektion. Mit Recht verzeichnet das Infanterieregiment Nr. 39 die Zugehörigkeit des Erzherzogs zu seinen Farben als eines der stolzesten Kapitel seiner Geschichte. Jäh und ernst endete dieser Abschnitt einer Regimentsgeschichte.

Als Thronfolger im Weltkriege

Es kam der 28. Juni 1914. Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin Herzogin Sophie von Hohenberg fielen in Sarajevo durch Mörderhand. Was die Bevölkerung der Monarchie aufschreien ließ vor Schmerz, Wut und Entsetzen, und, wie sich bald zeigen sollte, den Kontinent in allen seinen Fugen erschütterte, traf den jugendlichen Prinzen doppelt hart. Ihm hatte die Kugel des Mörders den Oheim, den väterlichen Freund und Berater geraubt und das Verbrechen von Sarajevo rückte ihn nun einer Aufgabe näher, der er sich noch tags zuvor so fern gewähnt hatte. Die Reise ans Allerhöchste Hoflager in Ischl vereinigte kurze Zeit nach dem fluchwürdigen Attentat Kaiser und Thronfolger in gemeinsamen Schmerze und gemeinsamer Beratung.

Am 25. Juli 1914 wurde Erzherzog Carl Franz Joseph zum Oberst im Husarenregiment Nr. 1 ernannt. Daneben jagten sich die weltgeschichtlichen Ereignisse: Ultimatum in Belgrad, teilweise, allgemeine Mobilisierung, Weltkrieg! . . .

In diesem größten Ringen aller Zeiten sahen wir den Thronfolger zuerst an der Seite des Erzherzogs Friedrich, dem er knapp nach Aufstellung des Armeeoberkommandos ins Feld gefolgt war. In der geistigen Werkstätte der operierenden Wehrmacht nahm Erzherzog Carl Franz Joseph monatelang an der Entwicklung der Ereignisse teil. Wichtige Missionen wurden dem

Thronfolger in dieser Zeit übertragen. So weilte er vom 21. bis 26. Januar 1915 bei Kaiser Wilhelm II. im deutschen Hauptquartier.

Zur Disposition des Armeeoberkommandos gestellt, geriet Erzherzog Carl gar bald ins Feuer.

Mitte September 1914 verbreitete sich in Österreich-Ungarn die Nachricht, daß der Thronfolger Erzherzog Carl auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatze die Feuertaufe empfangen habe. Um dieses bedeutsame Ereignis schlang sich bald ein Legendenkranz und es währte nicht lange, so fand sich auch ein Maler, der dieses Geschehen in einem phantasievollen, theatralischen Bilde verewigte. Der Dielfarbendruck, der in zahlreiche Auslagen und illustrierte Zeitungen Eingang fand, zeigt uns den Thronfolger hoch zu Roß mit flatternder Attila auf einer Kuppe, die auch noch den Schwadronen eines Husarenregiments Raum gibt. Die Luft ist erfüllt von den Sprengwolken zahlreicher Schrapnells, Granaten pflügen in der Umgebung den Boden. Das Ganze erweckt den Eindruck einer im schwersten feindlichen Artilleriefeuer angesetzten, von dem erlauchten Obersten geführten Attacke. Die Öffentlichkeit hat dieses Bild mit Recht abgelehnt. Die Feuertaufe ist eine zu ernste, erhabene Sache — sie verträgt keine Entstellung. Zu viele österreichisch-ungarische Krieger haben Kaiser Karl im schwersten Feuer an der Nordost-, Südost- und Südwestfront ausharren gesehen; sie bedürfen keiner Unwahrhaftigkeiten, um an ihn als ihren vergötterten Helden zu glauben. Vor allem aber ist Unwahrheit und Pose unserem obersten Kriegsherrn selbst fremd.

Jedem Bewohner der Doppelmonarchie ist das einfache, glaubwürdige Bild gegenwärtig, das uns den verewigten Kaiser und König Franz Joseph im Feuer von

Santa Lucia zeigt; jedes Lesebuch wußte bisher von der Feuertaufe des längstregierenden Habsburgers zu berichten. Die Feuertaufe des Herrschers ist eben ein Teil unserer vaterländischen Ruhmesgeschichte und Klio ist eine Freundin der Wahrheit. Deshalb sei auch die Feuertaufe unseres jugendlichen Monarchen geschildert, wie sie sich wirklich abgespielt hat.

Der Ausgang der Schlacht von Przemyslany, die in weiterer Folge zur Räumung von Lemberg führte, hatte den Offensivgedanken der österreichisch-ungarischen Heeresleitung nicht erstickt. Nur ein energisches Wiederanpacken des Feindes konnte Österreich-Ungarns Nordheer seine Aufgabe auch weiterhin erfüllen lassen, die russischen Hauptkräfte, von denen sich bisher über vierzig Divisionen gegen unsere Armeen gewendet hatten, auf sich zu ziehen und zu binden. In Verfolg dieser Absicht kam es zur zweiten Schlacht bei Lemberg, zu der unter anderem die dritte und zweite Armee westlich der Linie Wereszyca—Grodek—Kamienobrod bereitgestellt worden waren. Die beiden Armeen überschritten mit starken Kräften am 8. September die Grodeker Teichlinie und speziell am 9. September gewann ihr Angriff an der ganzen Front südlich der Reichsstraße Grodek—Lemberg Raum. Die Offensive konnte hier auch noch am 10. September fortgesetzt werden. Erst in den Mittagsstunden des 11. September machte die Lage, wie sie sich weiter nördlich herausgebildet hatte, den Entschluß notwendig, die Armeen zunächst wieder hinter den San zurückzuführen.

Am 10. September — einem schönen Herbsttage — zeitlich früh war nun der engere Stab des operierenden Armeeoberkommandos von seinem Standorte aufgebrochen, um von einer Höhe östlich Grodek den Gang der

Schlacht verfolgen zu können. Mittels Autos ging es bis an den Westrand von Grodek. Hier gewahrte man die ersten Spuren des Kampfes. Einige Häuser waren schwer beschädigt, ein Blechdach hing zerfetzt herunter; Trains, Stabstruppen, Verwundete und fliehende Bewohner quollen durch die Straßen. Von den Höhen östlich Grodek her vernahm man die Stimmen der Schlacht: das dumpfe Dröhnen der Geschütze und — wenn ein Windhauch westwärts strich — das Geknatter der Gewehre und Maschinen. Indessen war ein Offizier zur Rekognoszierung vorausgesandt worden. Als dieser zurückkehrte, wurde die Fahrt mit Automobilen fortgesetzt. Der östliche Teil Grodeks verriet, daß die Forcierung der Grodeker Teichlinie nicht leicht vonstatten gegangen sein mochte. Die meisten Häuser waren hier zerschossen, an der Lisiere zogen sich kleine Schützengräben hin, im Straßen- und Häuserkampf war zugrunde gegangen, was die Geschosse verschont hatten. Der Gefechtslärm wurde immer heftiger, die Passage auf der Straße, auf der Munitionskolonnen nach vorwärts strebten, immer schwieriger. So mußten die Automobile in der Nähe des Kalkofens bei Grodek verlassen werden und man ging nun noch einige hundert Schritte nach vorn, um von einem erhöhten Punkte der Straße aus Überblick zu gewinnen.

In dieser Gruppe befanden sich Oberst Erzherzog-Thronfolger Carl, der Armeeoberkommandant General der Infanterie Erzherzog Friedrich, der Chef des Generalstabes General der Infanterie Freiherr Conrad von Hötzendorf, die Oberstleutnants Christophori und Slamecka, Major Schneider und andere Offiziere der Operationsabteilung, die Flügeladjutanten des Armeeoberkommandanten Oberst von Mor-Merkl und Oberstleutnant von Corx, der dem Erzherzog Carl zugeteilte

Rittmeister Graf van der Straten, der preußische General von Freytag, der deutsche Militärattache Graf Kageneck, Ordonnanzoffiziere, Feldgendarmen und Ordonnanzen.

Vor dem Stabe lag an der Straße in einer kleinen Baumgruppe ein Gehöft, in dem sich ein Hilfsplatz etabliert hatte. In der Nähe hielt eine Eskadron des Dragonerregiments Nr. 5 als Bedeckung für die Artillerie und den Hilfsplatz. Bei der Militärschießstätte von Grodek, à cheval der Straße, standen einige Batterien im Feuer. Vom Standpunkte des operierenden Oberkommandos sah man über den Grodeker Exerzierplatz hinweg auf die Waldgruppen im Nordosten und Osten; dort hatte in diesen Tagen der Kampf am heftigsten getobt; speziell ein Gehöft war mit Leichen erfüllt. Die Infanterie — es kämpfte hier die Infanterietruppendivision Feldmarschalleutnant von Gelb — hatte die Waldzone bereits durchschritten. Es muß nicht erst betont werden, daß auch diese Schlacht nicht die Bilder einer vergangenen Epoche — stürmende Infanteriekolonnen, attackierende Kavalleriemassen und zusammenhängende, dichte Kampflinien — zeigte. Doch konnte man trotz der „Leere des Schlachtfeldes" den Eindruck gewinnen, daß der Angriff nach vorn getragen werde. Die gegnerische Artillerie hatte sich die eigenen Geschütze bei der Schießstätte und hier und dort auftauchende Reserven, Munitionskolonnen, zurückfahrende leere Protzen und dergleichen zum Ziele erkoren. So krepierten unweit des Stabes Schrapnells und zischten nach dem Einschlagen von Granaten Erde und Rauch empor.

Damals — in den späten Vormittagsstunden des 10. September 1914 — hat unser junger Kaiser zum erstenmal die Geschosse des Gegners herankommen gesehen.

Dramatischere, gefährlichere Szenen erlebte er später. Wir wollen aber den 10. September 1914 als den Tag der Feuertaufe unseres Monarchen festhalten, wie es bisher schon — allerdings unter Entstellung der Ereignisse — geschah.

Daß der Erzherzog ein Ritter ohne Furcht und Tadel war und als solcher sich auch nicht scheute, die vordersten Linien selbst dann aufzusuchen, wenn ihm eine Gefahr drohen konnte, beweist eine andere Begebenheit, die sich am 4. Februar 1915 abspielte.

An diesem Tage hatte der Thronfolger Erzherzog Carl Franz Joseph am frühen Morgen die 7. Kavallerietruppendivision (FML. von Korda) in der Nähe von Petrikau (Russisch-Polen) besichtigt; er begab sich dann in Begleitung des Kommandanten der 2. Armee General der Kavallerie von Böhm-Ermolli und des beiderseitigen Gefolges mit Kraftwagen nach Sulejów an der Pilica, um Truppenteile des 4. Korps zu besuchen. Im Gefolge des Thronfolgers befanden sich: der Kammervorsteher Generalmajor Prinz Lobkowitz, der Erste Stallmeister Sr. Majestät Rittmeister Graf Rudolf van der Straten, ferner vom Armeeoberkommando der Flügeladjutant des Erzherzogs Friedrich Oberst Baron Mor-Merkl, Oberstabsarzt Dr. Biehl und die fahrenden Ordonnanzoffiziere Rittmeister Grafen Boos und Königl. Dom 2. Armeekommando fuhr der Armeegeneralstabschef Oberst Dr. Bardolff mit.

In Jakšonek, 5 km östlich Sulejów, erwartete der Kommandant des 4. Korps General der Kavallerie von Tersztyanszky mit seinem Stabe und dem Kommandanten der 31. Infanteriedivision Feldmarschalleutnant Freiherrn von Lütgendorf die Ankunft Seiner k. u. k.

Hoheit, welcher nun zu Pferde stieg und die Front der dort aufgestellten Abteilungen aller Waffen abritt.

Nachdem der Erzherzog diesen Teil des Programmes absolviert hatte, wurde wieder in den Automobilen Platz genommen. Das nächste Ziel war nunmehr der vom Infanterieregiment „von Hindenburg" Nr. 69 besetzte Abschnitt am Czarnafluſſe, östlich des Gehöftes Rozenek, der sogenannte Hindenburg-Wald. Armeekommandant General der Kavallerie von Böhm-Ermolli lud den Thronfolger ein, die Unterkünfte und einen Schützengraben des Regiments zu besuchen. Es gab hiebei eine Kontroverse zwischen dem genannten General und seinem Generalstabschef Obersten Dr. Bardolff; dieser remonstrierte entschieden gegen den Schützengrabenbesuch unter Hinweis auf die unstreitige Lebensgefahr, in welche sich der Erzherzog hiebei begeben müßte. Der Thronfolger besichtigte eingehend die Deckungen und Unterkünfte des Regiments, welches sich äußerst praktisch, ja komfortabel eingerichtet hatte. Die Mannschaft hatte geräumige, warme Höhlen aus dem sandigen Boden ausgehoben, die Terrainunebenheiten sehr geschickt ausnützend. Die Offiziere hatten kleinere, doch ganz ausreichende, zum Teile mit feldmäßigen Liegestätten, Tischen, Bänken, Waschbecken, Spiegel und kleinen Öfen, ja sogar Fensterscheiben versehene Erdhütten. Speziell die Wohnung des vor dem Feinde außertourlich avancierten Hauptmannes Missuray wurde eingehend besichtigt. Während dieser Zeit befand man sich selbstverständlich im Bereiche des wirksamsten feindlichen Feuers, weshalb nur ganz leise gesprochen werden durfte, um nicht unnützerweise das Feuer des Gegners zu provozieren.

Nun kam der kritische Moment: Oberst Dr. Bardolff, wohl noch unter dem Eindrucke des gräßlichen

Attentates in Sarajevo, dessen Zeuge er gewesen war, erhob nochmals Einsprache gegen eine jede Exponierung des Erzherzogs durch einen Besuch im Schützengraben. General der Kavallerie von Böhm-Ermolli wies hingegen auf die bei Beachtung der nötigen Vorsichtsmaßregeln nicht so bedeutende Gefahr hin und blieb bei seinem Vorschlag. Nun wandte sich Oberst Dr. Bardolff an den Kammervorsteher: „Ich habe mein Möglichstes getan, jetzt muß das Gefolge sprechen." Prinz Lobkowitz trat daraufhin vor und meldete: „Euere kaiserliche Hoheit, ich halte es für meine Pflicht, untertänigst zu melden, daß Seine Majestät den ausdrücklichen Wunsch geäußert haben, daß sich Euere kaiserliche Hoheit absolut nicht exponieren." — Eine kleine Pause entstand, alles blickte gespannt auf den Erzherzog, der nach einem ganz kurzen Augenblicke der Überlegung bestimmt sagte: „Ich glaube, wir gehen doch." Ein feldgrauer Mantel wurde herbeigeschafft, mit dem der Höchste Herr seinen braunen Husarenmantel vertauschte. General der Kavallerie Böhm-Ermolli wollte, daß nur e i n Herr den Erzherzog begleite. Oberstabsarzt Dr. Biehl bestand aber, sich auf den strikten Befehl des Oberkommandanten, den Thronfolger absolut nicht zu verlassen, berufend, darauf, mitzugehen und so war die Gruppe drei Personen stark. Auch andere Herren der Suite gingen dann zu zweien oder dreien in den Schützengraben. Durch einen Laufgraben gelangte man in den eigentlichen Schützengraben. An einem Punkte betrug die Entfernung vom Feinde nur etwa 250 Meter. Man sah deutlich die Linie der feindlichen Gräben, die sich vom Schnee abhob. In einiger Entfernung knallte es in gewissen Pausen ohne Unterlaß. Nicht ohne Bangen verfolgte die Begleitung die Wege des Thronfolgers. Nach längerem Verweilen im Schützen-

graben kamen die einzelnen kleinen Gruppen endlich wieder am Ausgange der Laufgräben zusammen und die Rückfahrt wurde, so still als es möglich war, angetreten. Die Automobile waren aus Vorsicht, um unnützen Lärm zu vermeiden, einige hundert Schritte weiter rückwärts stehen gelassen worden. Man legte diese Strecke zu Fuß zurück, bestieg die Fahrzeuge und die Kolonne setzte sich, um möglichst wenig vom Feinde bemerkt zu werden, in Abständen von einigen hundert Schritten zwischen den Autos in Bewegung. Der Weg ging durch den Wald, über den Fluß Czarna, durch Rozenek zu dem unmittelbar südwestlich gelegenen Gehöft Wiatka, wo noch eine kurze Besichtigung stattfand.

Inzwischen, schon während der Fahrt, leitete unsere Artillerie auf Befehl des 4. Korpskommandos einen Feuerüberfall ein, welcher vom Feinde gleich erwidert wurde. Knapp nachdem der Thronfolger Wiatka verlassen hatte, schlugen die Schrapnells des Gegners in und um Rozenek ein und das brave Regiment hatte einen Verlust an Toten und Verwundeten zu beklagen. Von Wiatka ging die Fahrt noch ein Stück durch gefährdeten Raum, sodann durch den Ort Dabrowa auf die Straße zurück und über Jaksonek nach Sulejów zum 4. Korpskommando, wo gespeist wurde.

Alle Offiziere waren von einem Alpdruck befreit, da sie nun den Thronfolger wieder außer Gefahr wußten, in der er sich trotz aller angewandten Vorsicht durch längere Zeit unleugbar befunden hatte. Der Erzherzog hatte bei dieser Gelegenheit eine Probe vollständiger Kaltblütigkeit und Ruhe abgegeben und freute sich offenbar sehr darüber, wenigstens eine Zeitlang im Wirkungsbereiche der feindlichen Waffen geweilt zu haben, viel zu kurz für sein eigenes soldatisches, echt männ-

liches Gefühl, nur zu lange für die Völker Österreich-Ungarns, deren Hoffnung und Zukunft er schon damals war.

Am 15. Juli 1915 wurde der Thronfolger zum Generalmajor und Kontreadmiral ernannt, nachdem ihm Seine Majestät schon am 3. Oktober 1914 die Inhaberschaft des Infanterieregiments Nr. 19, im gleichen Monat das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsdekoration, dann im Juni 1915 das Großkreuz des St. Stephans-Ordens verliehen hatte. Gleichzeitig mit der Ernennung zum Generalmajor wurde Erzherzog Carl Franz Joseph von der Kommandierung beim Armeeoberkommando enthoben. Eine wichtige Aufgabe harrte seiner. Als Vertreter des Allerhöchsten Kriegsherrn hatte Erzherzog Carl Franz Joseph die Truppen zu besuchen. So lernte der Thronfolger die Kriegsschauplätze, alle Führer, Waffen, technischen und Etappeneinrichtungen der großen k. u. k., teilweise auch der verbündeten deutschen Armee auf das genaueste kennen. Allen brachte er den Gruß und die Anerkennung des Kaisers. An der Trauer der Kämpfer um die auf Heimatsboden, in Freundes- und Feindesland Heimgegangenen hat er teilgenommen. Wer vorher eine Sorge still trug, dem Thronfolger durfte er sie laut verkünden. Er lauschte mit nimmermüdem Interesse den Worten eines jeden Mannes. Wie viele hat er erhoben, in der Kampflust bestärkt, wie manchem Worte des Trostes gespendet und alle hat er gewonnen! Der jugendliche Habsburgersproß war binnen kurzem der Abgott der Armee geworden. Mit ihr, die er frohlockend im Siege, fest in schweren Stunden, bescheiden in Freud, zuversichtlich im Leid gesehen, der er Liebe um Treue gegeben hatte, verknüpfte

ihn sofort ein Band, das wir zu den kostbarsten Errungenschaften dieses Krieges zählen wollen.

Die vielen Monate, während welcher der Thronfolger den greisen Allerhöchsten Kriegsherrn an der Front vertrat, nützte Erzherzog Karl aber auch zu tiefschürfenden politischen, verwaltungsrechtlichen und nationalökonomischen Studien. Weilte er in Wien, so empfing er wiederholt den Minister des Äußern, die Ministerpräsidenten und auch Ressortminister, die ihm über die allgemeine Lage Vortrag erstatteten. Fast täglich erschienen vor dem Thronfolger hohe Beamte, die ihn über die aktuelle Tätigkeit der Zentralstellen orientierten. Es waren hauptsächlich Sektionschef Robert Erhart von Erhartstein des Ministerpräsidiums, Ministerialrat Dr. Ludwig von Alexi des Ministeriums des Innern, Ministerialrat Dr. Egon Freiherr Loebenstein von Aigenhorst des Ministeriums für Kultus und Unterricht, Sektionschef Dr. Bratusch Edler von Marrain des Justizministeriums, Ministerialrat Dr. Ferdinand von Grimm des Finanzministeriums, Sektionschef Dr. Alfred Ritter von Pranter des Handelsministeriums, Ministerialrat Wenzel Roubik und Oberbergrat Otto Rotky des Ministeriums für öffentliche Arbeiten, Sektionschef Alfred Ressig, Sektionschef Friedrich Fischer Edler von Zickhartburg und Ministerialrat Dr. Walter Rodler des Eisenbahnministeriums, Sektionschef Dr. Ernst Ritter Seidler von Feuchtenegg des Ackerbauministeriums, dann Ministerialrat Friedrich Freiherr von Lehne von Lehnstein, Oberst Heribert Marchesani und Oberstleutnantauditor Dr. Lelewer des Ministeriums für Landesverteidigung, die dem Thronfolger im Jahre 1915 und Anfang 1916 Vorträge hielten. Er erinnerte sich ihrer aller, als er den Thron bestieg. Er widmete jedem dieser

hohen Funktionäre sein Bild und empfing sie in Audienz, um ihren Dank entgegenzunehmen und seinen Dank noch einmal abzustatten.

Erzherzog Carl, der in jüngeren Jahren der Liebling seines Regiments war, hatte sich, wie bereits gesagt, während des Krieges im Fluge das Herz der gesamten bewaffneten Macht erobert. Sie kannte ihn und vertraute ihm. Die große Öffentlichkeit aber — besinnen wir uns nur — wußte noch anfangs des Jahres 1916 nicht viel von dem Thronerben. Erst als er an die Spitze größerer Heereskörper trat und selbst das Schwert im schweren Kampfe führte, sah und erkannte ganz Österreich-Ungarn, in wessen Hände Kaiser Franz Joseph dereinst Szepter und Krone legen würde.

* * *

Das Kriegsjahr 1915, das unter außerordentlich schwierigen Verhältnissen angehoben hatte, war nach glänzenden Erfolgen für unsere Waffen und unter den günstigsten Aussichten für die Zukunft zu Ende gegangen. Die Offensive gegen Rußland, mit dem Durchbruche bei Gorlice begonnen, hatte uns wieder in den Besitz der Bukowina und des größten Teiles Galiziens, dann in den Russisch-Polens gebracht. Unsere Ostfront verlief um die Jahreswende 1915—1916 vom Dnjestr entlang der Strypa und dem Styr, wo sie an die deutsche Front am Ostrande Russisch-Polens anschloß. Vom Festungsdreieck Luck—Dubno—Rowno fehlte uns nur noch Rowno. Von hoher Bedeutung sowohl für eine Offensive als auch für eine Defensive der Russen wog für sie der Verlust zweier Eckpfeiler des befestigten Raumes sehr schwer. Um ihn wurde daher noch in der Neujahrsschlacht 1916 schwer gekämpft. Der Balkanfeldzug 1915 hatte uns in den Besitz von ganz Serbien gesetzt, dem

bald nach Jahresbeginn auch der Montenegros und Albaniens bis zur Dojusa folgte. Auf dem südwestlichen Kriegsschauplatze, auf dem wir von Haus aus die reine Defensive gewählt hatten, weil gerade zur Zeit der Kriegserklärung Italiens unsere Kräfte zur erfolgsicheren Offensive gegen Rußland angesetzt worden waren, hatten die Italiener keinerlei operativen Erfolg erringen können. In vier Isonzoschlachten und in wiederholten Angriffen auf unsere frei gewählte Widerstandslinie in Tirol waren die Italiener geschlagen worden. Alle diese gewaltigen Erfolge hatten wir nicht zuletzt der Einheitlichkeit unseres Handelns zu danken.

So war zu Beginn des Jahres 1916 ein Stillstand in den Operationen eingetreten, aus denen wir als Sieger hervorgegangen waren. Mittlerweile hatten unsere Gegner immer wieder Versuche gemacht, ihren Krieg auf e i n e Linie einzustellen. In zahlreichen Konferenzen, die hauptsächlich in Paris geführt worden waren, war immer wieder die Einheitsoffensive und die Einheitsfront diskutiert worden. Nach allen Nachrichten konnte mit einem gewaltigen Angriffe der Entente im Frühjahre 1916 gerechnet werden. Ihm zuvorzukommen, war geboten. Die Freiheit des Handelns, die nur die Offensive verleiht, birgt den positiven Erfolg in sich. Den Plänen des Feindes durch überraschenden Angriff zuvorzukommen, hat schon oft die Minderzahl an Streitern ausgeglichen. Die reine Defensive allein kann keinen großen Krieg entscheiden und beenden. Es war daher durchaus verständlich, daß die verbündeten Heeresleitungen sich zu jener Zeit die Frage vorlegten, wo angegriffen werden sollte. Der südöstliche Kriegsschauplatz war so gut wie erledigt. Die deutsche Heeresleitung hatte demnach die Wahl zwischen einem Angriff auf dem west-

lichen oder östlichen, die österreichisch-ungarische zwischen einer Offensive auf dem östlichen oder südwestlichen Kriegsschauplatze. Deutschland entschied sich für die Operationen gegen Verdun, Österreich-Ungarn für einen Angriff auf Italien.

Unserseits wurde ein Durchbruch der italienischen Front in der Richtung auf Bassano—Vicenza ins Auge gefaßt. Die Ziele, die sich unser Armeeoberkommando damals gesteckt hat, entziehen sich derzeit noch der Erörterung. Ein Blick auf die Karte zeigt aber auch dem Laien, daß der Austritt starker österreichisch-ungarischer Kräfte in die Poebene die italienische Hauptkraft, die seit Kriegsausbruch in Nordostitalien stand, aufs wirksamste bedrohen mußte. Bald konnten so die Verbindungen dieser Armeen mit dem Hinterlande unterbrochen, sie selbst zum Verkehren der Front und zur offenen Feldschlacht um den Besitz ihrer Schwerlinien gezwungen werden. Brachen die österreichisch-ungarischen Armeen durch, so war das Schicksal Italiens vielleicht besiegelt, e i n Gegner erledigt. Die Operation war aber nicht leicht. Zum erstenmal in diesem Weltkriege sollte ein Durchbruch im Gebirge versucht werden, das an sich und im Verein mit ungünstigen Witterungsverhältnissen ein starker Verbündeter des Verteidigers ist. Dazu kam noch, daß Italien seit vielen Jahren die Grenze in ganz ausgezeichneter Weise fortifiziert hatte; gleichwie die Grenze selbst dominierten auch die italienischen Befestigungen unsere Versammlungsräume. Das Armeeoberkommando nahm um des großen Zweckes willen alle diese Schwierigkeiten in den Kauf und versammelte im Frühjahre 1916 zwei Armeen zur Offensive aus Südtirol. Das Kommando der Heeresgruppe wurde Generaloberst Erzherzog Eugen übertragen. Der Angriff sollte

im Raume zwischen Etschtal und einschließlich der das Dalsugana nördlich begleitenden Höhen geführt werden. Der 11. Armee Generaloberst Dankl war der Raum zwischen Etschtal und Asticotal, stellenweise auch etwas östlich dieses Tales, der 3. Armee Generaloberst von Köveß der Abschnitt nördlich davon zugewiesen. Innerhalb der 11. Armee waren — ganz allgemein gesprochen — dem 21. Korps die Vorrückung über den Zugnarücken, dem 8. Korps der Angriff gegen den Pasubio, dem 20. Korps der Durchbruch über die Hochfläche von Folgaria und Tonezza als erste Aufgaben zugedacht. Innerhalb der 3. Armee waren von Süd gegen Nord das 1., 3. und 17. Korps bereitgestellt.

Unsere Hauptwiderstandslinie, vor der damals aber noch manche Vorstellungen gehalten wurden, verlief damals im allgemeinen vom Südrand von Rovereto über den Finocchio, die Felswände südlich Serrada, den Coesattel, über Plaut, Durer, Gschwent, Lusern, Bassone, Cima di Dezzena, Panarotta, Frawort, Grönlait, Schrumspitz, Rohjoch und Kreuzspitz. Hieraus ist zu ersehen, daß der Lavaroneabschnitt gegenüber seinen südlichen bzw. westlichen Nachbarn vorsprang, ein Angriff über die Hochfläche von Lavarone also solange vom Süden und Westen her flankiert gewesen wäre, als der über die Hochfläche von Folgaria vorbrechende Angreifer die italienische Grenze nicht erreichte. Hinter ihr lagen die beherrschenden und zudem befestigten Kämme. Die große Operation war daher so gedacht, daß zuerst das 8. und 20. Korps Raum gewinnen sollten, ehe die 3. Armee in den Kampf zu führen war.

Das 20. Korps, dem somit im Anfangsstadium der Offensive und auch späterhin der Hauptangriff, überhaupt die Zerreißung der feindlichen Front oblag, be-

stand anfangs aus der 8. und 3. Infanteriedivision, zu der später noch die 44. Schützendivision kam. Die Infanterie der 8. (Kaiserjäger)-Division des Feldmarschalleutnants Fabini bildeten die vier Kaiserjägerregimenter, die der 3. (Edelweiß)-Division des Feldmarschalleutnants von Horsetzky die Infanterieregimenter 14, 21, 50 und 59. Die 44. Schützendivision des Feldmarschalleutnants Nemeczek formierte sich aus den Schützenregimentern 2 und 21 sowie aus den Gebirgsschützenregimentern 1 und 2. Neben der organisationsgemäßen Divisionsartillerie war dem Korps noch eine größere Anzahl von schweren und schwersten Batterien zugewiesen worden.

Mit Allerhöchster Entschließung vom 12. März 1916 — ein historisches Datum — wurde Erzherzog Carl Franz Joseph unter gleichzeitiger Beförderung zum Feldmarschalleutnant und Vizeadmiral zum Kommandanten des 20. Korps ernannt. In jenen Tagen wurde auch sein Stab zusammengesetzt. Seine persönliche Umgebung sollten Obersthofmeister Rittmeister Graf Berchtold, Dienstkämmerer Oberstleutnant Graf Ledochowski, persönlicher Ordonnanzoffizier Rittmeister Graf Hunyady und Personaladjutant Rittmeister Viktor Groß bilden. Als Generalstabschef hatte sich der Thronfolger den Obersten des Generalstabskorps Alfred Freiherrn von Waldstätten erkoren. Waldstätten war im Frieden schon die große Hoffnung des Generalstabes und auch der Truppen, die mit ihm in dienstliche Berührung gekommen waren. Im Kriege hatte er vorher als Chef der Operationsabteilung der 1. Armee, an deren Fahnen der erste Sieg gegen Rußland geknüpft ist, und des Landesverteidigungskommandos in Tirol fungiert. Er besaß in vollem Maße die Qualitäten, die von dem

ersten Gehilfen des selbst militärisch hochgebildeten und außerordentlich initiativen Thronfolgers gefordert werden mußten. Die Generalstabsabteilung setzte sich aus den Generalstabsoffizieren Oberstleutnant Brougier, Major Waldherr, Hauptmann Ottruban, Hauptmann Zborzil und dem dem Generalstabe zugeteilten Hauptmann von Freisauff zusammen. Zum technischen Referenten wurde Major, später Oberstleutnant des Geniestabes von Giesl, zum Artilleriereferenten Hauptmann des Artilleriestabes Höger, zum Telegraphenreferenten Hauptmann Rzehaczek, zum Nachrichtenoffizier Hauptmann David, zum Kanzleidirektor Hauptmann Werkmann bestimmt. Korpsartilleriekommandant war anfangs Oberst Nadherny, später Oberst Baumann, Korpstrainkommandant Oberst Patzak. Als Sanitätschef wurde Oberstabsarzt 1. Klasse Dr. Dlček, als Intendanzchef Militäroberintendant 1. Klasse Festl, dem Militärintendant Schubert als Verpflegsreferent zur Seite stand, berufen.

Mit einem Befehle von hinreißendem Schwunge begrüßte der Thronfolger sein Korps:

„Seine kaiserliche und königlich Apostolische Majestät geruhten Allergnädigst mir das Kommando des 20. Korps zu verleihen. Ich habe mit heutigem Tage das Korpskommando übernommen.

Soldaten! Ich stelle mich mit freudiger Zuversicht an eure Spitze. Ihr habt den Russen eure gewaltige Kraft ungezählte Male erfolgreich fühlen lassen; ihr habt den an Zahl bis nun weit überlegenen welschen Erbfeind nicht einen Schritt in Tirols heiligen Bergen vorwärts dringen lassen.

Und wenn in nicht ferner Zeit für die Edelweiß-Truppen der alte Kampfruf „Vorwärts“ erschallt, da

werdet ihr, Helden gleich, euere Aufgabe erfüllen, denn mit Gottes Hilfe — ich weiß es gewiß —, was keine Truppe der Welt vermag, die Braven des 20. Korps, sie werden es vollbringen!

Ich baue auf euch: Euer Sieg wird mein Stolz sein!

Es lebe Seine Majestät, unser heißgeliebter oberster Kriegsherr Kaiser und König Franz Joseph I.!"

In diesem Befehle hatte Erzherzog Carl Franz Joseph seine Mannen „Edelweiß-Truppen" genannt. In einem Befehle vom gleichen Tage hatte er nämlich verfügt, daß sich die Angehörigen des 20. Korps, denen der schwere Krieg in den Regionen der Alpenkönige bestimmt war, mit dem Edelweiß zu schmücken hätten. Im Zeichen dieser Blume haben sie gesiegt und der Korpskommandant hat sich, als er den Thron bestieg, jenes Befehles erinnert, als er dann dem Korps die ehrende Bezeichnung „Edelweiß-Korps" gab. — — —

Im Etschtale, nördlich Rovereto, eingebettet zwischen Weingärten, liegt Acquaviva. Gegen Norden zieht über Mattarello die Straße nach der ehrwürdigen Konzilstadt Trient, deren uralte, vor den Monte Calis hingebettete Kirchen und Paläste im Dunste verschwimmen. Vom Süden her schauten die Italiener auf unser Paradies. Sie waren auf der schneebedeckten Vignola eingegraben, die das Etschtal förmlich absperrt. Ein Feenschloß war in den Märztagen 1916 Acquaviva. Aus verwilderten Hecken leuchteten und dufteten die schönsten Rosen, lichtblaue Glyzinien schlangen sich an uralten Baumriesen hinauf, Goldregen verdeckte zerbrochene Fenster, weiße und blaßrote Tamarisken zitterten im lauen Winde, Pfirsichblüten ließen ein fruchtbares Jahr ahnen. Der Bau selbst schien wohl dem Verfalle geweiht; ein kleiner, ungepflegter Zypressenhain bekräftigte

diesen Eindruck; aus dem Boden ragten zudem steinerne Arme und Beine — die Besitzer hatten vor Kriegsausbruch die Statuen vergraben — die sonst den Garten zierten. Die Farbenpracht des südlichen Frühlings verhängte aber dies Bild des Verfalles . . .

Weit und breit Stille. — Die Bevölkerung war geflohen, der Lärm des Krieges nie in diesen Gottesgarten gedrungen . . .

Am 16. März belebte sich die Szenerie. Noch im Grau des Morgens keuchten Lastautos, rasselten Wagen, sprengten Reiter in den Hof. Von allen Kriegsschauplätzen waren die Offiziere und Soldaten herbeigeeilt, die von diesem Tage an das 20. Korpskommando unter Erzherzog Carl als kommandierendem General bilden sollten. Am Nachmittag Aufstellung vor dem Schlosse. Von fernher tönte eine Huppe. Nun bog der Wagen in den Hof. Ihm entstieg die Jünglingsgestalt des Thronfolgers. Er begrüßte seine Gehilfen. Der Thronfolger hatte das Kommando übernommen. Die Offensive kündete sich an.

Noch war sie aber durch Elementarereignisse aufgehalten. Der Wunsch, die ständige Bedrohung des Trentino, die sich in der schwersten, andauernden Beschießung unserer Grenzwerke aussprach, aufzuheben und schließlich feindliches Gebiet als Faustpfand zu besetzen, hatte neben den schon früher auseinandergesetzten größeren Gedanken dazu geführt, die Offensive gegen Italien mit Rücksicht auf den für Mitte oder Ende Mai erwarteten neuerlichen russischen Angriff möglichst früh anzusetzen. Gegen diesen Zeitpunkt sprach nun plötzlich das Wetter. Hatte man die Lawinengefahr etwa im Monat März und die Ausaperung des zwischen 1000—2000 Metern gelegenen Angriffsterrains für April erwartet, so war

im Jahre 1916 die vorzeitige Schneeschmelze ausgeblieben, es hatten im Gegenteil schwere Frühjahrsstürme eingesetzt, die eine Senke darstellenden Plateaus von Folgaria und Lavarone lagen noch im April und Mai unter tiefster Schneedecke. Ungeduldig — ungeduldig wegen des Beginnes der Angriffsoperationen — maß man Tag für Tag die Schneedecke, prüfte man in wiederholten Übungen ihre Tragfähigkeit. Man konnte fürwahr ungeduldig werden, denn die Zeit, die bis zum vollkommenen Ausreifen des Erfolges vor Einsetzen der russischen Offensive zur Verfügung stand, wurde immer knapper.

Der Korpskommandant aber, der im Rahmen des Ganzen — das war für ihn in Tirol der Durchbruch durch die italienische Front — zu kämpfen und zu siegen hatte, durfte nicht ungeduldig werden. Er nützte die Zeit, um Österreich-Ungarns Soldaten, die hier den Kampf in Feindesland tragen sollten, für den Angriff aufs gründlichste vorzubereiten. Dieser Arbeit widmete sich Erzherzog Carl, solange er in Acquaviva seinen Standort hatte, mit seltener Hingebung. Seine Persönlichkeit gab er hin, um ein Korps zu gewinnen, das alle Soldatentugenden der k. u. k. Armee im hellsten Lichte erstrahlen lassen sollte. Aus den Söhnen der Alpenländer, aus Magyaren, Tschechen und Rumänen bestand die Streitmacht des Erzherzogs — ein kleines Kaleidoskop aus Österreich-Ungarns größerem Kaleidoskop der Nationen und Nationalitäten. Erzherzog Carl ging die Front seines Korps, das noch wochenlang im Verteidigungskrieg stand, von Serrada bis zum Asticotal Schritt für Schritt ab. Er hat damals in jeder Reservestellung, in jedem Schützengraben, in jedem Feldwachennest geweilt. Neben ihm krachten mit metallischem Klang Gra-

naten durch die Schneedecke in den Felsboden, über ihm zerplatzten Schrapnells, ihren Hagel von Bleikugeln herunterſendend. Mancher brave Verteidiger ſank neben ihm verblutend und zerfetzt zu Boden. Mit Recht konnte ſpäter der Kaiſer Karl gegenüber einem Neutralen ſagen: Er habe neben ſich einen Soldaten, dem das Eiſen den Unterleib zerfetzte, zuſammenbrechen geſehen, er kenne die Schauer des Krieges. Der Friede ſei es, den er wolle. Die Umgebung des Kommandanten des 20. Korps ſammelte in jenen Tagen Schrapnellhülſen und Stoßböden von Granaten, die in der Nähe des erlauchten Führers niedergingen, in einer Anzahl, wie ſie kaum ein anderer Kommandant eines höheren Verbandes vor ſich den Boden pflügen ſah. Bei einer Angriffsübung nächſt Madonna in Ecchen geriet der Thronfolger einmal in das Feuer eigener Luftfahrzeugabwehrbatterien. Schrapnellhülſen und -füllkugeln peitſchten die Bäume des ſchütteren Waldes. Erzherzog Carls einzige Sorge war es, daß das übende Regiment Deckung fände. Rein touriſtiſch war die Leiſtung des Erzherzogs, der die Höhen zwiſchen der Terragnoloſchlucht und dem tiefen Einriß des Aſtico in vieltägiger Wanderung überwand, bemerkenswert. Die Bedeutung dieſer Leiſtung wird uns aber erſt ſo recht klar, wenn wir uns vor Augen halten, daß der Thronfolger in dieſem Terrain in ſchwerer Winterszeit, die kein raſches Vorwärtskommen geſtattete, Tag für Tag wenige hunderte von Schritten vor unſerem erbittertſten Feinde defilierte. Nicht umſonſt! Mit der Ankunft des Prinzen in Südtirol, mit ſeinen Wanderungen durch die verſchneiten Hochwälder, über die vereiſten Kuppen, die im Alpenglühen jäh errötenden und im Morgengrauen geiſterhaft erblaſſenden Felſen des Folgariaplateaus zog ein

Leben der Tatfreudigkeit im Korpsbereiche ein. Jedermann wußte und fühlte es bald: Nun sollten die Italiener die strafende Faust verspüren! Und daß sie hart und geschickt zur Führung der Streiche werde, dafür sorgte eben der Erzherzog mit bewunderungswürdiger Energie. Da gab es kein Regiment, keine Batterie, keinen Train, kein Spital, wo der Thronfolger nicht geweilt hätte, um im persönlichen Kontakt mit Offizieren und Mannschaft die moralischen Grundlagen des Sieges zu schaffen. Der Thronfolger war unermüdlich. Heute weilte er an der Front, um zwischen Schutzblechen hindurch die italienische Stellung zu erspähen, am nächsten Tage am blaßsilbernen Spiegel des Lago di Terlago oder über dem Silberfaden des Wasserfalles von Sardagna, wo er die Marschformationen seines Korps üben sehen konnte. Dann wieder fuhr er an den Lago di Piné; Kaiserschützen eines anderen Korps hatten sich die Ehre erbeten, daß dieser erlauchte Kampfgenosse ihren Wehrschild benagle. Beratungen beim Armee- und Heeresgruppenkommando nahmen manche Stunde in Anspruch.

Nur wenige Mußestunden konnte der Thronfolger sich gönnen. Er verbrachte sie im Kreise seiner Offiziere und der Gäste, die er von in der Nähe befindlichen Kommanden zu sich berief. Er besaß das Talent, die Arbeitsfreudigkeit wachzuhalten und zu beflügeln. Beim 20. Korpskommando wurde gearbeitet, gearbeitet vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Wer ihm angehörte, fühlte die Pflicht und die Lust, für Erzherzog Carl und den Sieg, den seine Persönlichkeit verbürgte, zu wirken. Der Thronfolger brachte seine Arbeit, sein Vertrauen und seinen Frohsinn und belebte damit die Schaffensfreude seines Stabes. Acquaviva passierte wohl

kaum ein Offizier, der dort nicht verweilt hätte, beschieden von seinem Kommandanten. Wenn heute Kaiser Karl bei Besichtigungen an der Front noch immer sagen kann: „Sie waren in Acquaviva; Sie haben die Priafora erobert; ach, ich habe Sie nach dem schweren Kampfe um die Cima di Campoluzza gesehen," so ist diese Erinnerung zu einem guten Teil auf die Vorbereitungszeit zurückzuführen, die dem schweren Kampfe des 20. Korps ihr sicheres Fundament gab. Erzherzog Carl hatte die richtige Art des Kommandanten, alle seine Gehilfen davon zu überzeugen, daß sie im Dienste einer großen Sache stehen und daß sie den Erfolg der großen Sache nicht nur in der Tatsache einer Eroberung sondern auch in ihrer moralischen Vorbereitung sähen. Beim 20. Korpskommando wurde operativ und materiell mit Herz und Geist gearbeitet, mit dem gleichen warmen Herzen aber auch für jeden Soldaten, der das Edelweiß trug . . .

In den ersten Maientagen zogen die Regimenter aufs Plateau von Vielgereuth; Tag und Nacht stand nun der Thronfolger vor seinem Quartier, um die Braven, die Soldatenglück und -ehre in seine Hand gelegt wußten, noch einmal zu grüßen, ehe der große Kampf begann. Leicht ruft das Bild der zum Streite ziehenden Truppen die Erinnerung an das Wort wach: „Ave Caesar morituri te salutant!" Aus den blitzenden Augen dieser Soldaten sprach aber der Gruß: „Heil Dir, Fürst, die Sieggewohnten grüßen Dich!"

Dann beugte sich der fromme Sinn des Erzherzogs vor Gott. Noch einmal wollte er des Allmächtigen Segen auf sich und seine Truppen herabflehen. Auf einer Waldblöße hatte man an der mit Reisig verkleideten Wand einer Baracke den Altar errichtet, vor dem der Feld-

kurat die Messe las. Der Thronfolger und sein Stab sanken in die Knie, als der Priester die Hostie segnend hob, um das Brot in den Leib des Heilands zu wandeln.

Am 14. Mai verließ der Erzherzog Acquaviva. Er begab sich nunmehr mit seinem engeren Stabe auf die Hochfläche von Dielgereuth; von einer der Costilla vorgelagerten Kuppe aus wollte er die Schlacht leiten. Der Thronfolger konnte nur dürftigste Unterkunft finden. Wie überall in den Grenzbergen waren auch dort in die Felsen Kavernen eingesprengt worden, die den Truppen während der heftigsten Beschießungen Schutz gewähren sollten. In einer dieser mit einem kleinen hölzernen Vorbau versehenen Kavernen verbrachte der Erzherzog die kalten Nächte. Schon am frühesten Morgen stieg er zum Gefechtsstandpunkt empor, um ihn stets erst nach Einbruch der Dunkelheit zu verlassen.

* * *

14. Mai 1916.

So ging denn endlich der letzte Tag eines in ohnmächtiger Wut verlebten Jahres zur Neige! Zwölf Monate fast hatten unsere Landsturmmänner und Standschützen — die frühe Jugend und das späte Mannesalter — auf eisigen, sturmumtobten Höhen Tag für Tag, Nacht um Nacht dem Ansturme des Bundesgenossen von gestern gewehrt. Unsere Hafenstadt Triest und das „unerlöste" Trient begehrten sie. Dante, dessen strenges, edles Denkmal den schönsten Platz der südtirolischen Stadt ziert, war ihnen seit langem nicht mehr der Dichterfürst, sondern — zu Unrecht — der „Apostel des Irredentismus" . . . Unsere stolzen, freien Höhen, unsere prangenden, lachenden Täler wollten diese Verräter mit gieriger, auf immerdar geschändeter Hand an sich reißen! Und wir konnten, schwach an Zahl, nicht aus unseren Schützen-

gräben hervorbrechen, um im Lande des perfiden Gegners das Mal seiner Schande und unserer Rache zu errichten. Unsere Linien waren schütter; gar einsam verhauchte manches brave Leben auf Plaut, Durer, Basson, Col di Lana, Monte Piano und den anderen Siegesstätten der Tiroler Landesverteidigung. Die einfachen Kreuze auf dem Soldatenfriedhofe von Dielgereuth und auf den anderen Gebirgsgrabstätten sind uns die herrlichsten und schmerzlichsten Denkmäler altösterreichischen Heldenkampfes geworden. Wir haben jeden Knaben beweint, dessen kindliches Jauchzen oft jäh die Feindeskugel erstickte; wir haben aufgeschrien vor Schmerz und Pein, wenn das Blut des alten, verwegenen Schützen das Schneekleid zu einem Blutteppich wandelte. Und mit jeder Träne, mit jedem Schmerzensruf gellte unser Wutschrei hinaus und ließ die Feinde auf der Maronia, der Costa d'Agra und dem Coston erbleichen. Sie müssen es gefühlt haben, daß ihnen gegenüber die Rache sich entzündete, die einmal, in jähen Flammen emporlohend, ihre Feuerzeichen bis in die italischen Lande senden würde. Sie müssen! . . .

15. Mai 1916.

Wahrhaft symbolisch brach nach einem letzten Nebeltage ein herrlicher Morgen an. Aus finsterem, feuchtem Unterstande tretend, gegen Westen blickend, erschlossen sich dem trunkenen Auge die Zauber der Hochgebirgswelt. Sie umschließt das ehedem deutsche Dielgereuth. In violetten Tinten malten sich Presanella, Adamello und Brenta auf das milchig-bläuliche Firmament. In Rosa- und Lilatönen zogen die Gletscher zu Tale und stolze Gipfel, wie die Kaiser Franz Joseph-Spitze und die Cima Cosa umwob ein schwefelgelbes Band. Über dem Tale lag noch der Morgennebel, der immer höher und höher

jagend und zerfetzend stieg, schließlich einem Vorhange gleich auseinanderfiel und grünes Rebengelände, duftige Blüten und stille Ortschaften mit grellroten Dächern und leuchtenden Kirchturmspitzen schauen ließ. Unser Blick folgte den hier und dort silbern aufglitzernden Wellen der Etsch und mit ihr gleiteten unsere Gedanken südwärts: zum Feind.

Der 15. Mai bot keine Zeit zur Naturbewunderung . . .

Ein Blick auf das Angriffsterrain: Rücken und Rippen steigen gegen Südost: Dosso del Sommo, Sommo Alto, Costa d'Agra, Coston, Coston d'Arsiero. Sie fallen zum Teil in steilen Wänden gegen die italienische Seite ab. Jenseits der Schluchten liegt die den Gesichtskreis begrenzende Barriere: Borcoletta, Monte Maggio, Toraro, Dalbona, Campomolon, Tonezzaspitzen. Noch war Winter. An diesem Morgen noch. Ein Schneekleid breitete sich über Hügel, Zinken, Schrofen, Täler und Schluchten. Unter der Schneelast fielen die Äste von Föhren und Lärchen tief zu Boden. Am Abend waren sie geknickt, der Schnee zerfetzt, verraucht, vererdet und diese Täler waren Dantes Inferno geworden, ein Gewirr von Felsblöcken, von unseren Bomben heruntergeholt aus steiler Höhe.

In diesem Terrain, das alle Vorteile in die Hand des Verteidigers gab, hatten die Italiener alle Vorbereitungen getroffen, um dem Angreifer wirksam entgegentreten zu können. Sie wußten um unsere Offensive. Zu lange stand die Heeresgruppe Generaloberst Erzherzog Eugen zum Schlage bereit, als daß ihr Aufmarsch dem Feinde hätte auf die Dauer verborgen bleiben können. Der bei einem in Kriegsgefangenschaft gefallenen italienischen Obersten aufgefundene Opera-

Der Kaiser mit dem Flottenkommandanten Admiral Njegovan und dem Stabschef Konteradmiral Holub

Der Kaiser auf der Fahrt zu seiner Flotte

tionsbefehl Nr. 20 des 35. Divisionskommandos vom 11. Mai 1916 bestätigt unsere Annahme und läßt zugleich die Größe des ersten Sieges erkennen, den Erzherzog Carl errang. Ein Vergleich zwischen dieser Disposition und dem Gang der Ereignisse, wie sie in der Folge geschildert werden sollen, zeigt, mit welchem Geist und welcher Kühnheit der Thronfolger das Rückgrat der italienischen Verteidigung zerbrach. Die wesentlichen Teile dieses interessanten operativen Stückes seien daher im nachstehenden wiedergegeben, wobei zur Erklärung diene, daß die italienische 35. Infanteriedivision auf dem Plateau von Folgaria, die 34. auf der Hochfläche von Lusern stand:

„Aus uns zugegangenen Nachrichten verschiedener Quellen geht hervor, daß bald ein Angriff des Gegners gegen unsere Stellungen bevorsteht.

Da die Bedingungen für einen nachdrücklichen Widerstand in der ersten Widerstandslinie auf dem Hochplateau zum Teile wegen der Terrainverhältnisse nicht gegeben sind und um die Truppen vor einem physischen und moralischen Debacle in ungünstigen Stellungen zu bewahren, wird die Hauptwiderstandslinie, in welcher Widerstand bis zum äußersten geleistet werden muß, die sein, welche sich von Monte Maronia über Malga Pra Bertoldi und Soglio d'Aspio erstreckt und an den beiden Flügeln durch die rückwärtigen Linien verstärkt sein wird, welche von den Höhen Milegna und bei Gionta einerseits und vom Monte Coston gegen Baito de Marchi anderseits verlaufen.

Die Höhenkuppen Monte Maronia, Costa d'Agra (inklusive Alga. Pioverna), Monte Coston, Soglio d'Aspio bieten die besten Bedingungen, um auch im schlimmsten Falle bis zum äußersten gehalten zu wer-

den; der Verlust auch nur einer dieser Höhen würde das Halten der ganzen Linie in Frage stellen.

Die Gräben zwischen der Höhe von Val Tre Sassi und Vallonga werden als vorgeschobener Teil betrachtet, der mit wenigen, aber sehr wachsamen Truppen zu halten und durch das Feuer der rückwärtigen Linien zu verteidigen sein wird, so daß eine Besetzung durch den Gegner unmöglich wird. Dieser Teil der Gräben darf nur verlassen werden auf Befehl des dort befindlichen rangältesten Offiziers, dessen Tapferkeit und Ehre die Verteidigung anvertraut ist.

Die Widerstandslinie im Val d'Astico ist gegeben durch die Stützpunkte auf den Höhenkuppen des Soglio d'Aspio, Monte Piano und der Forcella. Nur in dem Falle, als eine Unterstützung von Seite der Truppen der 34. Infanteriedivision (vom Plateau von Lusern) fehlen sollte, können die Truppen aus der Talsohle des Val d'Astico auf die folgenden bereits vorbereiteten Widerstandslinien, pivotbildend, auf den Höhen rechts des Astico zurückgehen, dabei jederzeit Verbindung haltend mit der 34. Infanteriedivision selbst, um unbedingt die Talsohle des Valle Torra zu sperren.

Die eventuellen teilweisen Rückwärtsbewegungen aus vorgeschobenen Gräben auf die Hauptwiderstandslinie sind in ihren Einzelheiten von den betreffenden Abschnitten vorgesehen worden. Diese Rückwärtsbewegungen werden in keiner Weise die Stabilität der übrigen Widerstandslinie in Frage stellen, da jeder Grabenteil der vorderen Linie günstig durch Laufgräben mit der rückwärtigen Linie verbunden wurde, so daß der Feind, wenn auch eingedrungen, weiterkämpfen muß, um weiterdringen zu können.

Auf Grund der momentanen Verteilung der Truppen wird festgesetzt: Aktivster Widerstand auf der ganzen Linie durch im günstigen Moment angesetzte, begrenzte (lokale) Gegenangriffe, fortdauernd unterstützt von der leichten Artillerie und den Minenwerferbatterien sowie wohlvorbereitet durch die vorher festgesetzte Konzentrierung des Artilleriefeuers aller Kaliber, insbesondere in dem Raume Kote 1608—Plaut, gegen die Bocca di Val Orsara, vor Costa d'Agra, zwischen Durer und Malga secondo posto und auf die Talsohle des Val d'Astico, also auf die leichtesten Anmarschwege des Feindes.

Alles muß organisiert sein und bereit, um aus den Gräben der ersten oder zweiten Linie, auf welche die Verteidigung beschränkt wurde, zum Gegenangriff vorzustoßen. Der Gegenangriff wird um so leichter sein, je kleiner das zurückzuerobernde Terrain und der Raum zum Vorgehen sein werden.

Das Alpini-Bataillon Vicenza wird möglicherweise zu einem eventuellen ausgedehnteren und nachhaltigeren Gegenangriff auf Malga secondo posto und der Talsohle des Val d'Astico verwendet werden.

Es muß engste (Sicht-) Verbindung (auch durch beigegebene Abteilungen) zwischen den Abschnitten und Unterabschnitten gehalten werden.

Für den Fall eines feindlichen Angriffes auf die Front der 35. Infanteriedivision wurde mit der Gruppe Agno Posina vereinbart:

a) Die Truppen des Val Cancara werden, indem sie die rechte Flanke des Gegners belästigen und nördlich Val Calcara festhalten (um zu verhindern, daß die linke Flanke der 35. Infanteriedivision ohne Unterstützung bleibt) eine demonstrative Aktion gegen die Stellungen auf Kote 1668 (nordwestlich Merognia) unternehmen.

b) Die Artillerie des Col Santo wird mitwirken, um das Terrain bei Kote 1668, des Plaut, des Carricatore und Doß del Sommo zu bestreichen.

Im Falle eines Teilangriffes des Feindes gegen das Terragnolotal ist es unbedingt notwendig, daß der Monte Maronia festgehalten werde, da das Aufgeben dieser Stellung für die Truppen des Terragnolotales die Notwendigkeit eines Rückzuges im Tale ergeben würde.

Im Falle eines feindlichen Angriffes gegen die 34. Infanteriedivision wird das Festungsartilleriekommando verfügen, daß die Batterien von Grotti (526, 527) und vor Malga Fratte (530) — gleichzeitig mitwirkend bei der Verteidigung unserer Linien — sich bereithalten, um die Front der 34. Infanteriedivision auf dem Plateau von Lusern zu flankieren, in dieser Weise die vorrückenden feindlichen Linien in der Flanke bestreichend. Wenn die beiden Fronten zu nahe kommen, werden die Batterien an den Flügeln des Gegners gegen Oberwiesen und Diaz Sperrfeuer abgeben und ihre Wirkung gegen die Mulde von Millegrobe ausdehnen. Wenn Cima Norze geräumt werden müßte, werden sie die Einmündung des Val Torre ins Val Astico bestreichen.

Standpunkt des Divisionskommandos: Cima Dalbona; des Kommandos des 29. Feldartillerieregiments: Cima Dalbona; des Kommandos der Gruppe Bombardieri: Cima Dalbona; des Brigadekommandos Cagliari: Coston d'Arsiero; des Brigadekommandos Ancona: Beobachtungsstandpunkt Campoluzzo; des Kommandos des Fondo-Astico-Abschnittes: Casotto alto.

Jede dieser Örtlichkeiten ist in direkter telephonischer Verbindung mit der anderen.

Diese Befehle treten für die Truppen der 1. und 2. Linie in Kraft, so bald sich der Angriff ausspricht und auf mündlichen oder telephonischen Befehl der Kommandanten der Brigaden Ancona und Cagliari und der 1. Gruppe der Finanzwache; für die Truppen der Reserve auf Befehl des Divisionskommandos."

So erwartete Generalleutnant De Chaurand den Angriff des Feldmarschalleutnants Erzherzog Carl . . .

Als wollten die Berge vor dem furchtbaren Ringen Atem holen, so lag minutenlang Stille über der winterlichen Gebirgslandschaft.

Was der Thronfolger in diesen Minuten fröstelnder Morgenstille sprach — niemand wird es wörtlich berichten können, aber Vertrauen, tiefstes Vertrauen in die Kraft unserer Waffen, in die Treue der Truppen sprach aus jedem Worte.

Erzherzog Carl hatte den Gefechtsstandpunkt knapp oberhalb der früher geschilderten Kaverne gewählt. Die Costilla fällt in einer Rückfallskuppe gegen Folgaria ab. Auf dieser Kuppe war bald nach Ausbruch des Krieges mit Italien ein kleiner Infanteriestützpunkt — als Teil eines Systems rückwärtiger Linien — gebaut worden: ein schrapnellsicher eingedeckter Graben mit Schießscharten, davor ein Band von Drahthindernissen. Zwischen dem Hindernis und dem Graben waren die Scherenfernrohre und Feldtische mit Karten aufgestellt, im Graben selbst die Fernsprechapparate eingebaut und die Kanzlei eingerichtet worden; die Telephon- und Telegraphenzentrale hatte in einer wenige Schritte weiter gelegenen Baracke Unterkommen gefunden. Der Thronfolger weilte fast immer im Freien, um den Gang der Ereignisse mit eigenen Augen verfolgen zu können; nur das Mittagmahl nahm er im Graben, wobei ihm die

Berme als Tisch und Stuhl zugleich diente. Von diesem Gefechtsstandpunkte aus hatte man Sicht auf den Angriffsraum des 20. Korps, teilweise auch auf den des benachbarten 8. Korps. Das Korpsartilleriekommando hatte sich unmittelbar unter der Costilla etabliert. Die Italiener scheinen auf diesen günstigen Aussichtspunkten gar bald den Standort eines höheren Kommandos vermutet zu haben, denn schon am 15. oder 16. Mai kreuzte ein Fliegergeschwader von sieben Apparaten über den Kuppen. Erzherzog Carl drang darauf, daß alle Herren seines Stabes im Graben Deckung suchten; auf die Bitte, auch seine Person in Sicherheit zu bringen, erwiderte er aber: „Für Sie, meine Herren, trage ich die Verantwortung. Ich selbst kann die Beobachtung des Kampfes nicht unterbrechen." — Es war tatsächlich ein Bombardierungsgeschwader, das damals nach günstigen Angriffszielen suchte. Da sich der Korpsstab befehlsgemäß gedeckt hatte, flog es nach längerem Verweilen ab, auf der Heimreise Bomben in die Baracken bei Costa schleudernd.

Am 15. Mai, 6 Uhr morgens, sollte der Kampf mit dem Einschießen der Artillerie beginnen. Um 6 Uhr grollte auch aus einer bewaldeten Mulde der erste Schuß. Ein zweiter, ein dritter folgten in Pausen. Aus diesem Einschießen konnte man die Stimmen der Kaliber, der Kanonen, Haubitzen und Mörser studieren. Scharf und schneidend schreit die Langkanone; ihr Echo gellt schrill und kurz. Wohlabgerundet und nachdrucksam dröhnt die schwere Haubitze. Ein Rauchring steigt auf, wenn der 30er seine Bombe entsendet. Schwer genug waren diese Motorriesen auf das Hochland gebracht worden. Jetzt lohnten sie die Mühe. Nach einer Weile ein schwerer, dumpfer Knall, der den Boden erzittern machte; dann

das Gurgeln, Singen und Weinen der Bombe, die Höhen von einigen tausend Metern sucht. Ein Aufschrei aller Berge, zehnmal wiederholt, ein Vibrieren und Klagen der Luft: die schwersten Geschütze — die 38er und 42er — hatten gesprochen. Immer rascher folgte ein Knall dem anderen, das Dröhnen des einen Mörsers verschwamm in dem des anderen. — Das Einschießen war beendet. Es hatte jenes furchtbare Wirkungsfeuer begonnen, das unter der etwas irreführenden Bezeichnung „Trommelfeuer" bekannt geworden ist. Nun kreißten die Berge, ein Trichter neben dem anderen öffnete sich. Aus jedem dampften tiefschwarze, brandige Wolken empor, sich hoch oben zu pilzähnlichen Dächern verbreiternd. Hie und da zeichnete der aufspritzende Schnee weiße Streifen in die gräulichen Schwaden. Jahrhunderte alte Bäume zersplitterten, der Humus verdorrte und versengte. Geröll und Schutt pflügten die Bomben aus der Tiefe, aus dem Waldboden mit seinem weichem Moosteppich ward eine Wüstenei. Felsblöcke, an die sich keine menschliche Kraft je wagen würde, brachen wie Zunder vom Urgestein und polterten, immer wieder abspringend, in die Tiefe. Ehdem romantisch, von Gotteshand pittoresk und wildharmonisch geformt, war jetzt die Landschaft ein Wirrsal von Quadern, frischen Klüften und Schründen. Die gewaltige Artillerie des 20. Korps war in diesem Kampfe, der die erste Bresche in die Feindesfront schlagen sollte, nicht allein geblieben. Auch die schweren und die weittragenden Geschütze des 3. Korps, das vorerst die Erfolge des Thronfolgerkorps abzuwarten hatte, sandten ihr Eisen in die italienischen Stellungen auf der Hochfläche von Folgaria.

Über den nächsten Angriffszielen, der Pioverna Alta und dem Coston lag bald eine Wolkenbank. Die

Sonne stieg über den Kämmen empor, vergoldete so manchen Gipfel, brach sich in Regenbogenfarben in Schneewächten und -brettern und ließ den Künstler Schnee die siegreiche Herrschaft antreten. Zur Pioverna aber bahnte sich kein Sonnenstrahl mehr den Weg . . . Da hielt die Artillerie in ihrem Feuer inne, der Rauch verzog und man sah nun die Wirkung unserer schweren Geschütze. Von der Malga Pioverna Alta existierten nur mehr einige unansehnliche Steinhaufen. Zwischen ihnen lagen zerbrochene Waffen, Monturfetzen, zersplittertes Kriegsgerät. Wie auf dem mit Wolfsgruben besäten Vorfelde einer Festung reihte sich auch hier Grube an Grube; der Schnee war verschwunden, braunschwarz zeigte sich Hunderte von Metern weit der Boden. Man suchte mit dem Trieder die alte italienische Stellung; nur bruchstückweise waren Schützen- und Verbindungsgräben zu entdecken; sie hatten jeden Zusammenhang verloren. Wie gebannt verweilte das Auge auf diesem Bilde der Zerstörung. Da traten in den Gesichtskreis vier, fünf Gestalten. Unbekümmert um die Gefahr, von der eigenen Artillerie zerschmettert zu werden, die jeden Augenblick ihre Stimme wieder vernehmen lassen konnte, hatte sich eine verwegene Sappeurpatrouille aus den eigenen Gräben losgelöst; sie war bis ans feindliche Hindernis geeilt und arbeitete nun fieberhaft mit Drahtscheren und Sprengröhren, um dort, wo unsere Geschosse Drähte und Minen noch nicht in den Boden gestampft hatten, der Infanterie den Weg durch die Hinderniszone zu bahnen. Nun donnerten nochmals die Geschütze. Ein Schauer von Eisen und Blei, Dynamit und Trotyl ergoß sich zum letzten Male auf die Piovernastellung, dann — schob sich diese Feuerwand ganz unmerklich bergaufwärts. In die schwarzen Rauchsäulen mischten sich rasch zerfließende

weißrote Wölkchen, die Sprengwolken der Schrapnells. Das Sperrfeuer hatte eingesetzt, das feindlichen Reserven das Herannahen verwehren sollte. Bläuliche Nebel, die über unseren Schützengräben aufflatterten, brachten neue Töne in dieses ergreifende Gemälde. Die italienische Artillerie machte den schwächlichen Versuch, unseren Angriff zu hemmen. Vergebens! Um $10^3/_4$ Uhr vormittags waren die ersten Patrouillen der Tiroler Kaiserjäger in die feindliche Stellung eingedrungen. Rasch folgten ihnen schüttere Schwarmlinien und wieder welche. Bald war das ganze System der feindlichen Verteidigung in unseren Händen. Wenig später waren auch die Reserven und Trains in der Pioverna und während die Angreifer weiter vorwärts stürmten, prasselte an dieser Stätte des Verfalles bereits Feuer unter den Kochkesseln . . .

Aus einer Kaverne waren die Verteidiger geholt worden. Sie waren zermürbt, gebrochen. In diesem ersten Kampfe, in dem wir und unsere Feinde die lange gespielten Rollen vertauschten, haben sie gezeigt, daß sie sich mit unseren stahlharten Soldaten nicht messen können.

Haben nicht die Armeen Cadornas den Monte dei sei Busi, den Monte San Michele und die anderen Randberge von Doberdo zu einem Vulkan gemacht? Wie Maschinengewehrfeuer prasselten in der ersten Isonzoschlacht die schweren Geschosse auf das Karstplateau nieder und hinter rasch geschaffenen Steinriegeln, vor die einige spanische Reiter geschoben worden waren, hielten sich die Bataillone Boroević. Eine Armee, die geschont und gerüstet war, während wir in Bosnien und Serbien, in Polen, Galizien und in den Karpathen unser Blut vergossen hatten, rollte heran. Mit trockenen Lippen (alle Wege standen unter dem fürchterlichsten Feuer), unter

mephitischen Dünsten, die aus dem Leichenfelde vor uns aufstiegen, lagen wir ohne rechte Deckung hingeschmiegt auf die unter der Sommerhitze glühenden Steine und wir ließen einen Feuerregen über uns ergehen. Aber die kaiserliche und königliche Armee hat die Isonzofront gehalten.

Die Italiener, die die Pioverna zu halten hatten, erzählten, nachdem sie die Sprache wiedergewonnen hatten: „Die Verteidigung war unmöglich. Wer sich während des Artilleriefeuers in die Gräben wagte, ward zerfetzt. Die übrigen, in der Kaverne dicht zusammengedrängt, erschauerten, so oft eine Bombe vor dem Ausgange krepierte und, als dann das Feuer aussetzte, fanden sie nicht wieder die Besinnung, um rasch in die Stellung zu eilen und sie vor dem heranstürmenden Gegner zu besetzen."

Unser Erstlingserfolg war groß; er machte aber nicht übermütig, denn schwer schien der Weg noch zur Kote 1778 (der nächsten Erhebung) und am schwersten zum Kulminationspunkte dieses Stockes, der Costa d'Agra.

Alle Kaliber bearbeiteten nun vor allem die Rückfallkuppe Kote 1778. Vertrauensvoll näherten sich die Kaiserjäger der unteren Grenze des Streuungsbereiches der eigenen Artillerie: noch war sie nicht erreicht; schon schlugen die Geschosse in die nächste Kuppe ein.

Während einige Kompagnien die Kote 1778 in Besitz nahmen, schoben sich bereits andere auf dem östlichen Hange gegen die Costa d'Agra vor. Die Feuermauer ging ihnen voraus, als würden den Angreifern Schilde vorgetragen. Gleichwie der Angriff auf die Vorkuppe entwickelte sich der auf den Gipfel.

Vorübergehend schien es, als wollte der Gegner noch einmal versuchen, uns den Erfolg des Tages streitig zu machen. In der Einsattlung zwischen Valbona und Campomolon konnten Ansammlungen von Truppen beobachtet werden, offenbar dazu bestimmt, einen Gegenangriff zu machen. Das Feuer unserer weittragenden Geschütze belehrte sie bald, daß an dem Durchbruch ihrer Hauptwiderstandslinie nichts mehr zu ändern sei. Der Angriff auf die Costa d'Agra wurde wohl auch dadurch gefördert, daß sich die italienische Artillerie, von der vor allem die 28er Mörser in der Linie Borcolapaß—Campomolon versammelt waren, nicht recht durchzusetzen vermochte. Viele Artilleriebeobachter dürften auf dem Coston plaziert gewesen sein und der war, wie wir später hören werden, in den Nachmittagsstunden selbst schon in argen Nöten. So streute denn die italienische Artillerie den Angriffsraum ab, ohne in unsere Verhältnisse den gehörigen Einblick gewonnen zu haben.

War auch die Kuppe selbst bald vom Schnee entblößt, so setzten doch die tief verschneiten Hänge der Vorrückung empfindliche Schwierigkeiten entgegen. Unter häufigen Rasten ging es aber stetig vorwärts. Um $4^1/_2$ Uhr nachmittags hoben sich auf der Spitze der Costa d'Agra menschliche Silhouetten vom Firmamente ab, um unmittelbar darauf gleichsam in der Versenkung zu verschwinden. Das Schauspiel wiederholte sich immer öfter und immer rascher und bald schlängelte sich auf dem uns zu gelegenen Hange eine längere Kolonne herab. Unsere Jäger waren in die feindlichen Schützengräben hineingesprungen und trieben die Verteidiger heraus, die — kriegsgefangen — trachteten, im Laufschritt aus dem Feuerbereiche zu kommen.

Generalleutnant De Chaurand, der Kommandant der italienischen 35. Infanteriedivision, hatte, wie wir uns erinnern, die Linie Monte Maronia—Malga Pra Bertoldi und Soglio d'Aspio als die Hauptwiderstandslinie bestimmt. In seinem Befehle vom 11. Mai hatte er gesagt: „Die Höhenkuppen Monte Maronia, Costa d'Agra (einschließlich Malga Pioverna), Monte Coston, Soglio d'Aspio bieten die besten Bedingungen, um auch im schlimmsten Falle bis zum äußersten gehalten zu werden; der Verlust auch nur einer dieser Höhen würde das Halten der ganzen Linie in Frage stellen."

Eine dieser Höhenkuppen — die Costa d'Agra — war gefallen und bald sollte sich zeigen, wie recht der General mit seiner hypothetischen Schlußfolgerung hatte. Das Wogen des Kampfes, der sich mittlerweile auf dem Monte Coston entsponnen hatte, konnte ihm die bittere und blutige Bestätigung bringen.

Der Monte Coston, der hart an der österreichisch-italienischen Grenze liegt, war nie in unsere Widerstandslinie einbezogen worden, solange wir uns in der Defensive befanden. Immerhin betrachteten wir ihn als einen vorgeschobenen, der Beobachtung günstigen Punkt und wir besetzten ihn daher bei Kriegsausbruch mit einer Patrouille und schließlich mit etwa einer halben Kompagnie. Die braven Hessen waren es, die ihn durch fünf Monate hielten. Hundert Mann mögen es gewesen sein, die dem Zorne Trotz boten, der sich immer heftiger auf den Berg entlud. Batterien von 28 cm-Mörsern, mittlere und leichtere Artillerie wurden gegen dieses Ziel ins Feuer gesetzt. Zerwühlt und durchfurcht war der Boden, auf dem die Braven Woche um Woche, Monat um Monat ausharrten. Immer dichter schob sich der Infanteriegürtel heran und der Kommandant der „Hessen" signali-

sierte: „Der Coston ist infanteristisch uneinnehmbar.“ Was aber Feuer und Eisen nicht gelingen sollte, das brachten Hunger und Durst zuwege. Allmählich war der Berg zerniert worden. Tragtierkolonnen mit Wasser und Verpflegung für den Verteidiger konnten nicht mehr durchdringen. Unter diesen Umständen gab es kein Halten mehr. Eines Abends kündeten Sprengschüsse und hoch aufziſchende Flammen, daß der Verteidiger befehlsgemäß an die Zerstörung seiner Verteidigungsmittel geschritten sei. Hundert Mann, die der Lebensgefahr und schließlich allen Entbehrungen getrotzt hatten, versuchten nun den Durchbruch durch den Bataillone starken Zernierungsgürtel. Er mißlang. Nur fünf oder sechs Männer konnten sich durchschlagen. So war acht Monate früher der Monte Coston in die Hände des Feindes gefallen.

Denselben Hessen, für die die Verteidigung des Coston ein Ruhmesblatt der Regimentsgeschichte bildet, sollte seine Wiedereroberung zu einer Glanztat werden.

Wiederum hatte die Artillerie das erste Wort. Lage auf Lage wurde auf den Gipfel geschleudert. Der Wald dampfte; wie bei einem Waldbrande zogen Rauchschwaden zwischen Stämmen und Ästen durch. Die Wolken vereinigten sich über der Kuppe zu einer ungeheuren Säule. In schmutziges Weiß, Grau und Schwarz schien das Massiv getaucht. Etwa 300 Schritte unterhalb der Spitze lag der italienische Stützpunkt. In die steilen West- und Südhänge waren der Artilleriewirkung entzogene Kavernen eingesprengt. Wieder und immer wieder mag der Divisionär den starren Befehl gesandt haben: „Halten um jeden Preis.“ Die Italiener bekannten sich auch zu diesem Befehl. Ehrlich treffen sie es aber nicht. Mühsam rangen sich die braven Vierzehner empor. Durch tiefen Schnee stapfend, von der Schneelast getroffen, die sich auf

sie von den unter dem Luftdrucke der Granaten schaukelnden Bäumen entlud, keuchten sie hinauf . . . Ein kurzes Atemholen . . . Schon zeichneten sich die Konturen der Schanze ab. Nun gilt es den letzten Anlauf. Viel teures Blut wird fließen . . . Doch nein! Von der Brustwehr der welschen Deckung flattert die weiße Fahne. Ein Jubelschrei und vorwärts geht's, um an ihre Stelle die eigenen Farben zu setzen. Darauf lauerten die Feiglinge. Auf kürzeste Distanz prasselte den Angreifern ein Schauer von Stahl und Blei aus Revolverkanonen, Mitrailleusen und Gewehren entgegen. Wohlvorbereitete Steinlawinen gingen auf sie nieder. Die Vierzehner wichen nicht. Sie warfen sich vorerst nieder, gruben sich mit den Fingern in den Schnee und erwiderten das Feuer. Sankt Barbara verließ das Fußvolk nicht. Mit verdoppelter Wut schleuderte sie ihre Bomben den Wichten auf die Köpfe. Und als das Mondlicht mit den ersten silbernen Streifen die Bergzinnen krönte, da ertönte nicht der jauchzende, sondern der ingrimmige Schrei „Hurrah"! Zwei Minuten später vermengten sich siegschmetternde Vergeltungsrufe mit dem stöhnenden Jammern der Unterlegenen.

Acht Uhr abends: Die „Hessen" — sie waren wieder die Herren des Monte Coston . . .

Nun floh der geschlagene Divisionär Generalleutnant De Chaurand über den Passo della Dena nach rückwärts; unsere Artillerie sandte ihm einige Abschiedsgrüße nach. Wenige Tage später wurde er entlassen.

Der Thronfolger wandte sein Auge vom Kampfplatze kaum ab. In der Leitung des Ringens ging er auf. Ununterbrochen bekam er aus der nahegelegenen Verbindungszentrale die Meldungen von der Front, eine kurze Beratung mit seinem Generalstabschef Obersten Freiherrn von Waldstätten unter nur wenig vor der

sengenden Sonne schützendem Dach und sofort gingen die Befehle wieder nach vorn. Erzherzog Carl verließ den Gefechtsstandpunkt am Tage nur, um zu seinen siegreichen Truppen zu eilen, sie auf dem eben gewonnenen, noch vom Kampfe warmen Boden zu beglückwünschen. Wo immer er erschien, begrüßte ihn ein Sturm der Begeisterung, strömte ihm ein Meer von Liebe entgegen. Festesstimmung herrschte überall. Purpurrot versank die Sonne an diesem ersten Schlachttage hinter den Bergen. Erzherzog Carl hielt auf dem Gefechtsstandpunkte und nahm die Abendmeldungen entgegen. An jedem Teile der Front war gesiegt worden, gesiegt unter verhältnismäßig geringen eigenen Opfern. Erzherzog Carl dankte dem Allmächtigen: „Gottes Segen ruht sichtlich auf uns."

Eine prachtvolle Nacht im Hochgebirge. Das Schneekleid der Berge überwand die Dunkelheit. Nach dem furchtbaren Kampfgetöse Stille. Da kracht eine Lage aus den Türmen des Werkes Serrada. Das Werk hat in den vorangegangenen Monaten Tausende schwerer Treffer erhalten. Es hat nichts mehr zu verbergen. Seine Türme kennt der Gegner nur allzu gut, der ihm so lange auf kürzeste Distanz gegenüberstand. Das Werk, das mit dem Fortschreiten der Offensive von seinen nahen Peinigern befreit werden wird, wollte nun rasch noch einmal seinen Kampfwert beweisen. Lage auf Lage sandte es den hastig schanzenden Welschen auf die Köpfe. Da schlug eine schwere Bombe auf sein Verdeck. Im nächsten Augenblicke feuerten wieder alle Turmgeschütze. Sie sind intakt geblieben — der Gegner soll es wissen. So ging das Artillerieduell zwischen Werk Serrada und den schweren Mörsern am Borcola-Paß die ganze Nacht hindurch.

Dem ersten Erfolg folgte bald der zweite und dritte; die Cima di Campoluzzo, Coston d'Arsiero, Monte Ma-

ronia, Monte Milegna, Monte Maggio, Cusella und andere Höhen fielen. Am schwersten war wohl der Kampf um den Monte Maggio. 1857 Meter hoch, lagen seine steilen Hänge unter einer ungeheuren Schneelast. Ein vereister Grat und Schneewächten führten zu seiner Höhe. Über dieses gefährliche Terrain arbeitete sich die Skikompagnie des Oberleutnants Dr. Bargehr empor. Der Führer und manche seiner Kampfgenossen fielen, die Lebenden rangen weiter um den Siegespreis. Der stolze, abweisende Gipfel fiel und mit ihm verloren die Italiener wohlgefüllte Munitions- und Verpflegsmagazine.

Auf dem Campomolon hatten die Italiener schon vor Jahren den Bau eines Werkes in Angriff genommen; es sollte in Verbindung mit der befestigten Höhenstellung Valbona-Toraro jedes Vordringen unserseits unmöglich machen und den Durchbruch der Welschen in Südtirol protegieren. Unter dem Feuer unserer Artillerie zerbarst gar bald dieser dräuende Wall. Die Italiener ließen es auf die Verteidigung seiner Trümmer nicht mehr ankommen. Eines Abends stiegen Flammensäulen und Rauchschwaden hinter dem Campomolon und Toraro auf; Sprengschüsse wurden vernommen. Die Italiener zerstörten offenbar Material vor dem Rückzuge. In der Nacht räumten sie tatsächlich die imposante Stellung. Die Bataillone unserer 3. Infanteriedivision bestiegen ohne nennenswerte feindliche Einwirkung die noch verschneiten Kuppen. Am 19. Mai konnte Erzherzog Carl die stolze Meldung erstatten: „Sämtliche Truppen des 20. Korps stehen auf italienischem Boden."

Sobald der Campomolon gefallen war, drängte auch der Thronfolger nach vorwärts. Er verlegte sein Quartier am 20. Mai in den Hochwald an den Hängen des Plaut, wo ein kleines Barackenlager noch aus der Zeit

Kaiser Karl arbeitet während der Fahrt an die Front im Hofzug mit dem Chef des Generalstabes G. d. J. Freiherrn von Arz (Sonderaufnahme für dieses Werk)

Einzug des Kaisers in die wiederbefreite Landeshauptstadt der Bukowina im Sommer 1917

des Stellungskrieges bestand. Die Hütten wurden gegen Fliegersicht mit Reisig verkleidet, auch die Autos im Steinbruch erhielten diese verdeckende Hülle. Eine Kapelle zeugte von dem frommen Sinn der Vaterlandsverteidiger, meist Alpenländler, die dort durch zehn Monate die Grenzwacht gehalten hatten. Das Heim des Thronfolgers in diesem Waldidyll war ein bescheidenes Blockhaus. Dort ward ihm auch beglückende Kunde zuteil. Vor dieser Baracke erhielt er das zartsinnige Telegramm des vor einem Jahre heimgegangenen Herrschers, der ihm mitteilte, daß ihm, dem Thronerben, ein Sohn geboren worden sei; die kleinen Geschwister, die eben in der Schönbrunner Kammermeierei spielten, hatte der greise Kaiser selbst von der Ankunft eines Brüderchens verständigt. Diese dem gütigen Sinne des greisen Monarchen entsprungene Aufmerksamkeit rührte den Thronfolger zu Tränen. Am Abende, in der bescheidenen Offiziersmesse, huldigte der Generalstabschef dem glücklichen erlauchten Vater eines Kindes des Krieges und Sieges. Nicht lange, nur durch Minuten, konnte er die Gedanken seinem Familienglücke zuwenden. Tobte doch der Kampf weiter!

Der Feldherrnruhm des jugendlichen Erzherzogs war begründet. Mit der Eisernen Krone 1. Klasse schmückte Kaiser Franz Joseph, mit dem Pour le merite Kaiser Wilhelm die Brust des Siegers. Als der Generalartillerieinspektor Erzherzog Leopold Salvator kam, um den Thronfolger zu den ihm zuteil gewordenen Auszeichnungen und zu der meisterhaften Führung der unter seinem Befehle vereinigten gewaltigen Artillerie zu beglückwünschen, mußte Erzherzog Leopold Salvator den beschwerlichen Aufstieg vom Passo della Vena zur Tonezza bezwingen. Dort befand sich der Thronfolger,

den Kampf zur Erzwingung unseres Abstieges in die Posinaniederung zu studieren.

Indessen waren die Nachbarkorps nicht müßig gewesen. Einige Tage nachdem das Thronfolgerkorps den Kampf aufgenommen hatte, erscholl von den Nachbarhöhen her lauter Kampflärm. Dort galt es, mehrere sehr starke Sperrwerke niederzuringen; Derena, Campolongo, Punta Corbin mit ihren Betontürmen und Stahlpanzern waren bis dahin der Stolz der Italiener. Sie galten ihnen als unbezwinglich. Da schlug die Bombe eines unserer 42er glatt durch den Panzer, krepierte im Turm, die Gewalt der Explosionsgase riß den Panzer heraus und warf ihn verkehrt — wie eine Schüssel — auf das Verdeck. Der Turm war außer Gefecht gesetzt. Ein anderes Geschoß traf einen Panzer von der Seite. Im Anprallen zerfetzte und verbog es die kolossale Stahllast wie Blech. Das 8. Korps hatte den Col Santo und die Zugna Torta erstürmt, im Valsugana war der Armenterrarücken vom 17. Korps erobert und gegen wiederholte feindliche Angriffe gehalten worden.

In der Vorrückung des 20. Korps war vorübergehend eine Pause eingetreten. Sie war bedingt durch den Mangel an Kommunikationen und durch einige anerkennenswert gründlich durchgeführte Straßensprengungen. Es bedurfte größerer technischer Arbeiten, ehe die schwere Artillerie vorwärts gebracht werden konnte. Der nächste Ruck führte das 20. Korps bis an die Posinaniederung. Der Col del Coston, die Cima dei Laghi, der Monte Majo, Seluggio und schließlich auch der Monte Cimone fielen, sobald wieder einmal unsere Geschütze mitsprechen konnten, in rascher Folge. Schon stiegen einzelne Bataillone ins Posinatal ab. Im Asticotale klärten einige Sappeure und Infanteristen des Infanterieregi-

ments Nr. 50 bereits gegen Casaratti, das die Borcolastraße und das Asticotal sperrende Werk auf. Das Werk wurde von den Italienern verlassen, nur technische Mannschaften blieben zurück, um es — im Feuer unserer schweren Artillerie — in die Luft zu sprengen. Nun legte auch der Feind Sperrfeuer auf das Fort. Da drangen unsere Braven in das Fort ein. Intakt wurde es unser. Erst wenige Einschläge hatten das Verdeck zerschunden, die Geschützrohre drohten noch immer aus den Kuppeln, der Steinbau war nicht geborsten oder erschüttert, der Graben nicht verschüttet. Die Minen und sonstigen Zündvorrichtungen konnten noch rechtzeitig desaktiviert werden. Casaratti war ein Kampfwert in unserer Hand geworden, der gar bald die Italiener lehren sollte, daß auch unsere Kanoniere welsche Geschütze zu bedienen verständen.

In Arsiero marschierten k. u. k. Truppen ein, die von Major Burger geführten Salzburger des unübertrefflichen Bataillons X/59 stürmten den Monte Cengio, von vielen Höhen blickten die Unserigen in die lachende italienische Tiefebene; am Horizont verschwamm die Lagunenstadt im feuchten Dunste der Adria. Die Besetzung von Asiago kennzeichnete im Bereiche der 3. Armee den Fortschritt unserer Offensive. Damit schien das erste Ziel, das dem Durchbruche gesteckt worden sein mag, erreicht.

Im schwierigsten Gebirgsgelände, das dem Anmarsch, der Entfaltung und Entwicklung größerer Heereskörper die denkbar größten Hemmnisse entgegensetzt, das vor allem das rasche Vorwärtsbringen schwerer Artillerie aufs äußerste behindert und in welchem der Feind mehrere Linien von Befestigungen, denen gewaltige Widerstandskraft innewohnte, zur Verfügung

hatte, war es Erzherzog Carl innerhalb von 14 Tagen gelungen, die Italiener über ihre eigenen, von der Natur besonders begünstigten Grenzsperren hinaus zurückzutreiben und sie bis tief in das Herz ihres Landes zu verfolgen, zahlreiche Gefangene zu machen und Geschütze zu erbeuten. Das war fürwahr eine Höchstleistung, die alles bisher Dagewesene zu übertreffen schien, unsere Soldaten in kaum zu überbietender Schlagkraft und machtvollem Schwung, unsere Führung aber auf beherrschender Höhe zeigte. Unser Sieg wurde daher auch in der gesamten objektiv urteilenden neutralen Presse als strategisches Meisterwerk und taktischer Rekord gewürdigt. Selbst französische und englische Blätter konnten bei Wertung dieses gewaltigen Geschehens mit Worten der Anerkennung für unsere Armee nicht zurückhalten. So schrieb im „Matin" ein bekannter französischer Militärkritiker, daß unsere Offensive „nach dem klassischen Prinzip angelegt sei"; „Daily Telegraph" erörterte die österreichisch-ungarischen artilleristischen Erfolge und sagte: „Die Österreicher und Ungarn sind besonders stolz auf die schwere Artillerie, an der sie selbst Deutschland überlegen sein sollen". Der Korrespondent der „Times" an der Trentinofront sprach seine Bewunderung aus über das Geschick der österreichisch-ungarischen Kommandanten in der Handhabung der Truppen in diesem schwierigen Gelände. Die Ausrüstung und das Soldatenmaterial Österreich-Ungarns seien ausgezeichnet. Andere englische Blätter gaben ihrem Erstaunen über die außerordentliche Offensivkraft unserer Truppen und ihre überraschend schnellen Fortschritte Ausdruck. Dazu schrieb die „Dossische Zeitung": „Wer österreichisch-ungarische hingebende Tapferkeit und Vaterlandsliebe vom Beginn dieses Feldzuges an beobachtet hat, wer

aus vergangenen langen Jahren das sehnsüchtige Warten auf die Tage des Kampfes kannte, der wunderte sich nicht über die Schnelligkeit, mit der sich die Ereignisse folgten. Kein Kampf konnte im benachbarten Kaiserreiche volkstümlicher sein."

Die italienische Heeresleitung war bestrebt, unter Festhaltung der Flügelstellungen im Suganertal (Ospedaletto) und Laintale (Cogni Zugna-Piano della Fugazza-Pasubio) auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden und im Raume südwestlich von Arsiero alle verfügbaren Kräfte zu großzügiger Abwehr bereitzustellen. Dieser Umstand und der begreifliche Wunsch, unseren Nachschubdienst mit Rücksicht auf die zu erwartenden schweren Kämpfe auf eine allen Erfordernissen der nächsten Zeit entsprechende Grundlage zu stellen, erklärten das nach der Besetzung von Asiago und Arsiero eingetretene gemäßigtere Tempo unserer Vorrückung.

Speziell gegenüber dem Thronfolgerkorps stützte sich die Gegenwehr auf die permanent befestigte Höhenposition vom Monte Summano über die Hochfläche von Novegno bis zum Colle di Xomo. Diese erstklassigen Befestigungsgruppen bedürfen zu ihrer Überwindung naturgemäß einer intensiven und zeitraubenden Artillerievorbereitung; ihre Schußrichtung zeigt gegen unsere Anmarschwege aus dem Raume des Monte Tormeno, Laghi und Monte Majo. Die Werke beherrschen auch das Tal der Posina, das von unseren Truppen in Durchführung des Angriffes überschritten werden mußte. Die Forcierung des auf diese Weise zu einem starken Hindernis gewordenen Tales gelang abschnittweise. Zunächst wurde die Posina am 29. Mai nächst Tornolo (westlich Arsiero) überschritten; der angreifenden Truppe — Kaiserjägerbrigade des Feldmarschalleutnants von Ver-

droß — gelang es am folgenden Tage, den Monte Priafora (1653 m), über den eine Fortifikationsstraße auf die Hochfläche von Novegno führt, zu nehmen. Am 31. Mai konnte das Posinatal auch südlich von Arsiero in der Richtung Onaro überquert und die gewonnene Stellung, gegen welche der Feind starke Kräfte einsetzte, behauptet werden. Am 1. Juni glückte das schwierige Unternehmen auch bei Fusine und Posina und gedieh hier in den folgenden Tagen zur Besetzung der Nordhänge des Monte Cogolo und Monte Alba, beiderseits des Colle di Posina; am 4. verbesserten unsere Truppen ihre Stellung durch Eroberung eines starken Stützpunktes südlich des Ortes Posina.

Bald konnte der Eindruck gewonnen werden, daß die Italiener zum energisch angesetzten Gegenangriff großen Stiles schreiten wollten. Wiewohl unsere Flieger den Verkehr auf den venezianischen Bahnen wiederholt und auf mehrere Tage unterbrochen hatten, war dieser Entschluß in relativ kurzer Zeit durch Versammlung beträchtlicher Kräfte seiner Ausführung näher gebracht worden, da die italienische Heeresleitung in Erwartung unserer Offensive schon seit März das Schwergewicht von der Isonzo- nach der Tiroler Front verlegt hatte. Eine neuerdings durchgeführte teilweise Umgruppierung des Heeres, die wieder unter lebhaften, der Verschleierung dienenden Angriffen auf die Isonzo- und Osttiroler Front vor sich ging, schuf schließlich die Möglichkeit, im Raume zwischen dem Suganer- und dem Etschtal, wo bisher die 1. Armee gestanden war, eine zweite, mindestens gleich starke Gruppe zu versammeln und auch den Abschnitt von Primolano zu befestigen.

Das 20. Korpskommando hatte sich indessen auf italienischem Boden eingerichtet. Im Pfarrhaus neben dem

Campanile von Forni wohnte Erzherzog Carl. Die Truppen, die eben erst im Marsche auf Arsiero durch Forni gekommen waren, hatten dem Thronfolger eine eigenartige Aufmerksamkeit bereitet. Der kleine Marktplatz des italienischen Städtchens war von dem schmucklosen Bau einer Volksschule beherrscht. Die Fassade zeigte bereits an Stelle des savoyischen Wappens den kaiserlichen Doppeladler, der Platz selbst führte weithin sichtbar den Namen des Erzherzogs Carl. Forni war ein heißer Boden, das Ziel für Fliegerangriffe. Klagend und singend zischten immer wieder Bomben hernieder, in die Straße östlich und auch schon nördlich des Ortes schlugen 28er ein. Der Thronfolger war lange nicht zu bewegen, diesen Standort zu verlassen. Erst als Pedescala, das Quartier des 44. Schützendivisionskommandos, noch mehr unter dem Artilleriekampfe litt und die Angriffe auf Forni erlahmten, machte Erzherzog Carl den Ort für jenen Stab frei.

Auch im neuen Standort, Posta, konnte der Thronfolger seine Ruhe beweisen. Wiederum häuften sich Fliegerangriffe. Als der Thronfolger mit seinem Stabe eben im Freien das Mittagmahl einnahm, schraubte sich ein Caproni herunter. „Jetzt kommt eine Bombe!“ — das war die allgemeine Überzeugung und schon schlug in den nahen Hang das Geschoß. Der Flieger ließ nicht locker; noch einmal wendete er, um die zweite Bombe zu Tale zu senden. Alles bestürmte den Erzherzog, sich wenigstens notdürftig zu decken. Der junge Prinz wollte für seine Person von diesem Schutze nichts wissen. Immer eindringlicher wurden die Vorstellungen seines Stabes. Endlich entschloß sich der Erzherzog: „Zuerst alle anderen — zuletzt ich.“

In Posta stand Erzherzog Carl auf dem Höhepunkt seines Wirkens als Korpskommandant. Immer wieder waren Scharen von Kriegsgefangenen eingebracht worden, zermürbte Gestalten, denen der Helm kein kriegerisches Aussehen mehr verleihen konnte. Die Macht der italienischen Artillerie war gebrochen. Viele ihrer 28er Mörser waren erbeutet; sie hatten dank unserem Siegeslauf nicht mehr weggebracht werden können. Aber selbst ihre mittlere Artillerie, ihre viel gerühmten 149 mm-Kanonen, waren zum Teil in unsere Hände gefallen. Die ganze Heeresgruppe Generaloberst Erzherzog Eugen hatte über 31.000 Gefangene gemacht und etwa 300 — darunter viele schwere — Geschütze erbeutet.

Des Thronfolgers Korps hielt auf den Hängen des Novegno-Plateaus. Nur diese Gebirgsbarre galt es noch zu überwinden und — wir standen in der Ebene. Mustergültig klar, jedes Detail erwägend, waren die Befehle zum letzten schweren Angriff. Da hieß es: Vorübergehend entsagen! Österreich-Ungarn war mit seinem Angriff auf Italien, Deutschland mit seiner Offensive gegen Verdun noch nicht zu Ende, als am 4. Juni der russische Angriff losbrach. Mit fünf Armeen, gewiß mindestens $1^1/_2$ Millionen Menschen, war er in den Richtungen Kowel, Lemberg, Czernowitz angesetzt. Aus seinem Verlaufe hat es sich später herausgestellt, daß er wahrscheinlich früher als geplant begonnen wurde, um die Italiener, die in dringendster Gefahr waren, rechtzeitig zu entlasten, denn der vorteilhafteste Moment für ihn wäre unleugbar jener gleichzeitig mit dem großen Angriff der Engländer, also im Juli, gegeben gewesen. Immerhin verfehlte der russische Massenstoß auch um jene Zeit wenigstens nicht seinen unmittelbaren Zweck, die Einstellung unserer Offensive gegen Italien. Der russischen Übermacht

mußten bedeutende Streitkräfte von der italienischen Front entgegengeworfen werden.

So empfing der Thronfolger schweren Herzens den Befehl, die Offensive abzubrechen: Der Bogen, den die angreifenden Armeen beschrieben, war etwas zu kürzen, die Truppen sollten sich mit der Verteidigung bescheiden. In vorbildlicher Weise führte Erzherzog Carl Franz Joseph zwischen dem 22. und 25. Juni seine Truppen in die vorher persönlich aufs sorgfältigste erkundeten Stellungen zurück. So planvoll und so zielbewußt war diese Bewegung durchgeführt worden, daß der Gegner noch immer auf die Priafora seinen Eisenschauer niederprasseln ließ, als die Regimenter des Erzherzogs schon längst nördlich der Posina standen, bereit, den erwarteten Feind gar heiß zu empfangen. Ein Meisterwerk war die Wegbringung der schweren Artillerie aus dem Posinaabschnitt und die Zerstörung der permanenten italienischen Befestigungen Cornolo und Casaratti, die aufgegeben werden mußten. Speziell Cornolo, das auf einer Felspyramide stand, verschwand restlos. Es war ein schaurig-schöner Anblick, als plötzlich aus den Panzertürmen des Werkes Flammensäulen hervorschossen, auf denen die Stahlkuppeln wirbelten. Wenig später bezeichnete nur mehr eine Schutthalde den Platz, auf dem bis dahin der Betonklotz von Cornolo gedroht hatte.

Aus der Zurücknahme der Truppen ergab sich auch die Notwendigkeit der Verlegung des Korpskommandos. Ein bescheidenes Landhaus, das den stolzen Titel „Palazzo di Parisa" führte, war das letzte Quartier des Thronfolgers auf dem südwestlichen Kriegsschauplatze.

Jugendfroh, voll Vertrauen in den Sieg der gerechten Sache, in die Treue und Anhänglichkeit der Truppen war Erzherzog Carl nach Acquaviva gekommen. Die

als Führer gewonnenen Erfahrungen hatten eben dieses Vertrauen verstärkt und vertieft, an die Stelle des Jünglings war jedoch ein ernster Mann getreten, als würde die Vorahnung kommender und bedeutungsvollerer Ereignisse die Gedanken des kaum Dreißigjährigen erfüllt haben . . .

Ein glühend heißer Sommertag. Vielgereuths, des dem Palazzo di Parisa gegenüberliegenden Ortes, Häuser zeichneten sich brennend weiß in der südlichen Sonne ab, ziegelrot schimmerten die Dächer, über den Matten und Weiden lag zitternde Luft. Die Konturen der von Westen her grüßenden schneebedeckten Alpenketten schwangen in der sengenden Sonne. Doch für die Menschen im Palazzo di Parisa durfte es kein Ruhen und Ermatten geben. Der Krieg ging fort und mit ihm die Pflicht zur Arbeit. Hätte es aber eines Mittels bedurft, um Schläfer zu wecken, so war es gefunden. Der nimmermüde Funke war es. Ein Telegramm: „Der Thronfolger zum Armeekommandanten im Nordosten ernannt."

Das Leid des Abschiedes trat an den Stab heran. Auch der Thronfolger schied schweren Herzens von seinen Gehilfen.

Der Erzherzog, gewohnt, allen Befehlen unverzüglich Folge zu leisten, verließ noch am Tage der Ernennung zum Armeekommandanten den Standort. Wie am 16. März, so standen auch am 1. Juli die Offiziere des 20. Korpskommandos vor dem Quartier. Aber nicht die stolze Freude von damals, sondern Wehmut lag in ihren Augen. Noch einmal richtete der Thronfolger an jeden einzelnen herzliche Dankesworte. Dann bestieg er den Wagen, um, begleitet von den Segenswünschen seiner Offiziere, zur nächsten Bahnstation zu fahren.

Vorher noch hatte er einen rührenden Abschiedsbefehl an sein Korps erlassen:

„Seine Majestät, unser Allergnädigster Oberster Kriegsherr geruhte, mir ein Armeekommando zu verleihen.

Schwer, sehr schwer scheide ich von meinem braven, mir so lieb gewordenen Edelweißkorps, mit dem mich zeitlebens die schönsten, stolzesten Erinnerungen verbinden werden.

Alle Angehörigen des Korps haben während der Zeit meiner Kommandoführung wahrhaft Glänzendes geleistet. Viele heldenmütige Kameraden haben mit ihrem Blute die großen Erfolge des Korps erringen geholfen Ihrer gedenke ich in besonderer Dankbarkeit.

Euch, die ich in Italien zurücklasse, euch, die ihr berufen seid, Tirols heilige Berge auch weiterhin gegen den habgierigen welschen Erbfeind zu schirmen und zu schützen, euch allen danke ich aus ganzen Herzen für alles, was ihr geleistet habt und versichere euch, daß ich euch allen ein dankbares und treues Gedenken bewahren werde.

Leider kann ich mich infolge meines heute noch erfolgenden Abgehens nicht von allen Kommandanten, nicht von allen braven Truppen, wie ich so gern getan hätte, verabschieden. Ich rufe euch aber allen ein herzliches Lebewohl zu und bitte Gott den Allmächtigen, daß er jeden einzelnen von euch sowie das Edelweißkorps in seiner Gesamtheit unter seinen Schutz nehmen möge, auf daß ich nach ehrenvollem Frieden euch alle wiedersehen, euch wieder begrüßen könne.

„Sieg und Ruhm dem 20. Korps!“ Dies ist mein Abschiedsgruß. Gott mit euch!“

Generaloberst Rohr, der in jenen Tagen vom Generaloberſten Dankl das Kommando der 11. Armee übernommen hatte, würdigte das Wirken des Thronfolgers auf dem italieniſchen Kriegsſchauplatze in einem Armeebefehle:

„Seine Majeſtät geruhten, Seine kaiſerliche und königliche Hoheit, den durchlauchtigſten Herrn Feldmarſchalleutnant Erzherzog Carl aus dem Armeeverbande zu neuer, hoher Führerſtelle zu berufen.

Ein unvergänglich ſtrahlendes Ehrenblatt in der Geſchichte der 11. Armee kündet für alle Zeiten, wie in ſchönen, ſtolzen Tagen der erlauchte Thronfolger, „unſer Erzherzog Carl", ſein 20. Korps in unwiderſtehlichem Schwunge mit ſich riß, über Abgründe und Schluchten, von Berg zu Berg, von Erfolg zu Erfolg, ſich nie welkenden Lorbeer um die junge Stirne windend.

Von Geſchlecht zu Geſchlecht wird ſich das Denkmal vererben, das ſich der erlauchte Korpsführer in den Herzen ſeiner Soldaten errichtet hat mit ſeiner nie verſagenden Sorge für ihr Wohl, mit ſeinem hohen Pflichtgefühl, ſeinem raſtloſen Bemühen, das Blut ſeiner Tapferen zu ſchonen, wo immer es der ernſte Kriegszweck zuließ.

Betrübt ſieht ſein braves Korps, ſieht die 11. Armee die ſoldatiſche Jugendgeſtalt des erlauchten Habsburger-Sproſſen ſcheiden.

Ihn begleitet unſer heißer Wunſch:

Gott der Allmächtige möge ſo wie bisher im Lande Tirol auch künftighin allerorts die Wege und Taten Seiner k. u. k. Hoheit ſegnen und ſchirmen, zum Ruhme unſeres Allerhöchſten Kriegsherrn und ſeiner Wehrmacht, zur Wohlfahrt der altehrwürdigen, ſturmumtobten Monarchie!"

Die glanzvollste Epoche des 20. Korps war zu Ende.

* * *

Traurige und freudvolle, trostlose und erhebende Bilder boten sich demjenigen dar, der im Sommer 1916 Galizien durchquerte. Ausgedehnte Soldatenfriedhöfe, die, ohne Trauerweiden und Schmuckplätze, ohne Monumentalgrabsteine und Kapellen, in ihrer engen Aneinanderreihung einfachster, nur selten mit Helm oder Waffen gezierter Grabkreuze die Ausdehnung der Kämpfe, die Größe der Verluste, den Heldensinn unserer Wehrleute und die Unermeßlichkeit des durch diesen Krieg heraufbeschworenen menschlichen Leides ahnen lassen; dann wieder die über alle Fluren und Wälder zerstreuten, von kornschweren Ähren, Haidekraut oder Buschwerk überwucherten Einzelgräber, die uns von einsamem, oft qualvollem Sterben erzählen — alle diese Denkmäler des Völkerringens ließen unser Herz erbeben und Tränen fließen.

Niedergebrannte Häuser trafen wir — diese häufigen Zeichen moskowitischer Barbarei. Die Slawen unserer Monarchie wollten sie — nach ihrem Prahlen — von den Fesseln der Sklaverei befreien und sie reichten ihnen als erstes Angebinde die Armut und Heimatlosigkeit. Rohe Kosakenbanden scheuten sich nicht, selbst die ärmlichsten Ruthenendörfer in Schutt und Asche zu wandeln und die trotz Kriegsschrecken und Kriegsnot auf der heimatlichen Scholle verbliebene Bevölkerung in die Wüsteneien Sibiriens oder die Kerker Altrußlands zu verschleppen. Dort sollten sie zum „Zarbefreier" beten lernen. Wer sich nicht blenden ließ von den lockenden Worten dieser Verführer, wer vor den russischen Scharen ins Innere der Monarchie floh — sein Haus und Hof blieben natürlich auch nicht verschont —, im Herzen des

Reiches mochte er aber erkennen, mit welcher Liebe und Sorge das große Vaterland alle einschließt, die sich seine Kinder nennen.

In das vom Hin und Wider des Weltkrieges zerfleischte, gemarterte und blutgetränkte Ostgalizien kam anfangs Juli 1916 der Thronfolger als Kommandant einer neu aufzustellenden 12. Armee, um Galizien vor einer Wiederholung jener Greuel zu bewahren, die es um die Jahreswende 1914—1915 erlebt hatte.

Im Sommer 1916 sollte sich nach der Meinung der Entente das Schicksal dieses Krieges — natürlich zu ihren Gunsten — entscheiden. Munition, Ausrüstung, Waffen, Kriegsgerät aller Art hatte die halbe Welt dem Zarenreiche geliefert, um den Brussilowschen Massen zu gestatten, Lemberg zu erobern, die polnische Front durch einen Stoß nördlich der Karpathen aufzurollen, das System unserer Verteidigung zu verwirren und zusammenbrechen zu lassen. Wir waren schwächer, nur auf unsere und unserer Verbündeten Kraft gestellt; sie durfte nicht versagen und hat nicht versagt, nachdem Erzherzog Carl, der bejubelte Führer der Armee, in die Bresche getreten war, sein Schwert mit dem des Zaren zu kreuzen.

Schwierig, furchtbar schwierig war die Lage, aus der Erzherzog Carls Geschick unsere Front befreien sollte. Im ersten Ansturm, in erbitterten, verlustreichen Kämpfen war es den Russen gelungen, unsere Truppen in Wolhynien bis westlich des Raumes von Luck zurückzudrängen, die Bukowina mit Czernowitz zu besetzen und über Kolomea vorzustoßen. In der Bukowina und in Ostgalizien standen damals nur die 7. Armee des Generaloberſten Freiherrn von Pflanzer-Baltin, der später das Kommando an den General der Kavallerie

Freiherrn von Kirchbach abgab, die deutsche Südarmee des General der Kavallerie Grafen Bothmer und die 2. Armee des Generaloberſten von Böhm-Ermolli. Eine neue — die 12. — Armee ſollte unter Kommando des Thronfolgers mit der Beſtimmung aufgeſtellt werden, durch einen Gegenſtoß in der Richtung auf die rückwärtigen Verbindungen der in der Bukowina operierenden ruſſiſchen Kräfte deren Angriff zum Stehen zu bringen und in der Folge das verlorene Terrain wiederzugewinnen. Als der Erzherzog Carl nach Oſtgalizien abging, war dieſe Abſicht kaum mehr realiſierbar. Nach einer kurzen Atempauſe hatte Bruſſilow zu einem neuen, gewaltigen Stoß beiderſeits des Dnjeſtrs angeſetzt und das zu einem Zeitpunkte, als andere Kräfte als die aus Tirol herangeführten und bereits eingeſetzten Brigaden nicht zur Verfügung ſtanden und im Gefüge unſerer 7. Armee große Lücken klafften. Die 12. Armee wurde daher — wie hier vorgreifend ausgeführt werden ſoll — durch Abtrennung zweier Gruppen von der Armee Bothmer gebildet; damit war ihre offenſive Aufgabe abgetan. In der Folge ſchien eine einheitliche Leitung der durch dieſen feindlichen Vorſtoß unmittelbar betroffenen k. u. k. 7. ſowie der Deutſchen Südarmee, dann der dazwiſchen durch Neugruppierung der Verbände geſchaffenen k. u. k. 3. Armee des Generaloberſten von Köveß geboten; das Heeresgruppenkommando wurde aus dem überflüſſig gewordenen 12. Armeekommando gebildet, als Oberbefehlshaber Erzherzog Carl beſtimmt. Als dann auf Grund einer Vereinbarung der verbündeten Heeresleitungen die zwiſchen dem Raume von Brody und der Oſtſee ſtehenden Heeresgruppen zu einer Heeresfront Oſt unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarſchalls von Hindenburg, ſpäter des Generalfeldmarſchalls Prinzen

Leopold von Bayern zusammengefaßt wurde, verwandelte sich auch die Heeresgruppe des Feldmarschalleutnants Erzherzog Carl in eine Heeresfront gleichen Namens.

Doch kehren wir zu den Anfängen des Wirkens unseres Thronfolgers in Ostgalizien zurück.

Der Thronfolger war in Chodorów, etwa halbwegs Lemberg und Stryj, am 5. Juli angekommen und schon schien frischer Mut, neuer Siegeswille die Truppen zu beseelen. Wo Verzagtheit geherrscht haben mochte, lohte neues Vertrauen auf.

Auch Chodorów, der Standort des erlauchten Kommandanten, zählte zu den von den Russen schwer heimgesuchten Siedlungen. Am Ortsrand stand ehedem ein geräumiges Schloß der Freiherrn de Deaux, jetzt ließen nur mehr die nackten Mauern die Konturen dieses Herrensitzes erkennen. Durch die Fensterhöhlen blickte man in decken- und bodenlose, rauchgeschwärzte Säle, im Schutte der Keller fand man etliche Scherben, die Überreste eines kostbaren Services. Alles andere — Möbel, Bilder, Teppiche, alte Waffen, Porzellan und Schmuck — war geraubt oder zerstört, der Park verwüstet, die Felder verödet. Ein Bild entschwundener Pracht! Eines von vielen! Die meisten Häuser und Hütten des Dorfes sahen nicht viel besser aus. Bloß wenige Spuren eines Ortskampfes, um so mehr Zeugnisse eines sinnlosen Vandalismus.

Nur die nahegelegene, weitläufige Zuckerfabriksanlage konnte einem höheren Kommando ein Unterkommen bieten. Im eigentlichen Fabriksgebäude waren wohl auch Maschinen und elektrische Anlagen zerstört, die Beamten- und Arbeiterwohnhäuser mögen aber dem Feinde selbst als Quartiere gedient haben und des-

halb verschont geblieben sein. Wer in jenen Tagen die Landstraße von Chodorów nach Stryj dahinwanderte, warf manchen neugierigen Blick über die Einzäunung. Das charakteristische scheinbare Gewirre von Drähten verriet ihm, daß hier der Kernpunkt einer ausgedehnten Front, eine Hauptwerkstätte des Krieges sein mußte. Ein Haus hob sich von den anderen etwas ab. Im Villenstil erbaut, war es in friedlichen Zeiten das Heim des Fabriksdirektors. Jetzt beherbergte es den Führer im Kampfe um eine der großen Entscheidungen des Weltkrieges. Zwei graubärtige Kaiserschützen hielten die Wache davor. Ihr ernstes Antlitz bewies, daß sie wußten, die Posten des Erben der Krone zu sein. Neben dem Hause ein Zelt, das dem Feldherrn, der so sehr das Freie liebt, an heiteren Tagen ein Arbeitsraum war. Wer Glück hatte, mochte von der Straße aus gar oft in diesem Zelte die Jünglingsgestalt eines Generals über den mit Karten und Schriftstücken bedeckten Tisch gebeugt gesehen oder — seltener — denselben General, Erzherzog Carl, auf seinen Spaziergängen im engen, während des Krieges etwas verwilderten Garten verfolgt haben.

Eine harte Zeit war für den Thronfolger mit dem Tage gekommen, da er als Führer einer Armee, später einer Heeresgruppe auf den nordöstlichen Kriegsschauplatz berufen ward. Mit der größeren Aufgabe schien aber die Kraft des Feldherrn zu wachsen. Die zermürbenden Einflüsse eines Verteidigungskrieges gegen einen übermächtigen Gegner konnten seine Arbeitslust nicht hemmen. Wohl waren es schmerzliche Eindrücke, die der Thronfolger damals durch Wochen empfing. Der Posten, auf den ihn der Allerhöchste Kriegsherr gestellt hatte, wohl wissend, daß es nur Erzherzog Carl war, wenn einer das Verhängnis der aufs neue belebten russischen

Dampfwalze bannen konnte, schien ein verlorener zu sein. Die Front war nach dem ersten wuchtigen feindlichen Anprall noch nicht konsolidiert, nennenswerte Verstärkungen waren nicht zu erwarten. Dem Thronfolger fiel gleich in den ersten Wochen die undankbare und so schwere Aufgabe zu, seine Armeen, ohne sie einem größeren Echec auszusetzen, abschnittsweise bis etwa in die Linie Karpathenkamm—Bystrzyca Solotwinska—Zlota Lipa zurückzuführen. Bis dorthin mochte sich die Offensivkraft der Russen erschöpft und damit das Mißverhältnis der Zahl ausgeglichen haben. Das schwerwiegende operative Rechenexempel, das damals zu lösen war, stellte an die Spannkraft des erlauchten Kommandanten die härtesten Anforderungen, denen sich der Thronfolger mit dem ihm eigenen Ernste unterwarf. Allerdings mußte der Erzherzog jetzt oft auch die Nacht zum Tage machen. Vergeblich blieben die Bitten seiner Umgebung, sich zu schonen. Nur mehr selten gönnte sich der Prinz die Erholung eines Spazierganges in die nahen Wälder. War einmal die Arbeit des Feldherrn vollbracht, so traten die Pflichten des Thronfolgers an ihn heran, der täglich durch Kuriere politische und diplomatische Akten zur Einsichtnahme, Gnadengesuche zur Entscheidung erhielt. Fürstenbesuche, die Vorträge hoher Staatsmänner füllten manche Stunde aus.

In Chodorów empfing Erzherzog Carl den Besuch des treuen Verbündeten, Zaren Ferdinand der Bulgaren, der mit dem Kronprinzen Boris zu bedeutungsvoller Aussprache gekommen war. Diese Begegnungen im Felde entbehrten höfischen Prunkes und höfischer Feste. Das Programm kannte nur Konferenzen, gemeinsame Mahlzeiten und — vor allem — Besuche an der Front. In Ostgalizien wars nicht anders. Nur ein Prunkstück

konnte Erzherzog Carl seinen königlichen Gast sehen lassen, das heldenmütige Ringen der Verbündeten gegen den immer wieder in vielen Wellen andringenden Feind, das zähe, aufopferungsvolle Ausharren der Truppen im schwersten gegnerischen Artilleriefeuer. Schon in den frühen Morgenstunden hatte sich der Thronfolger mit dem Zaren und Kronprinzen der Bulgaren an die Front begeben, um stundenlang von einer Kuppe aus das Wogen des Kampfes mit Herz und Geist zu verfolgen. Und als die Freunde schieden, mögen sie sich nach diesen Eindrücken voll Gottvertrauen und Glauben an den siegreichen Ausgang des gigantischen Krieges die Hand gedrückt haben.

Auch der Vizegeneralissimus der türkischen Armee, von der ein Korps unter dem Erzherzog ottomanisches Heldentum aufs neue bewies, fand sich in Chodorów ein. Enver Pascha überbrachte seinen braven Soldaten den Gruß und die Anerkennung der fernen Heimat.

Wiederholt kamen zu dem Thronfolger auch Feldmarschall Erzherzog Friedrich, Generaloberst Erzherzog Leopold Salvator, der Chef des Generalstabes Feldmarschall Freiherr Conrad von Hötzendorf und der Honvedminister Generaloberst Freiherr von Hazai. Hohe österreichisch-ungarische, deutsche und ottomanische Generäle wurden von ihm empfangen und erhielten, ehe sie an die Front abgingen, ihre Instruktionen.

Dazwischen lagen Reisen nach Wien und nach Teschen, dem Standort des Armeeoberkommandos, von hoher militärischer und politischer Bedeutung. Wie ernst Erzherzog Carl seine Feldherrnaufgabe auffaßte, mag daraus entnommen werden, daß er bei solchen Gelegenheiten stets nur so lange seinen Truppen fernblieb, als es der Zweck der Reise erheischte. Der Thronfolger

weilte, wie schon erwähnt, in einem Barackenlager im Hochwalde von Dielgereuth, als ihm sein jüngster Sohn geboren wurde. Er konnte zu dieser Stunde nicht bei seiner erlauchten Gemahlin sein und lernte sein Kind erst kennen, als ihn des obersten Kriegsherrn Wille vom Südwesten über Wien nach dem Nordosten berief, und doch verbrachte der Erzherzog damals nur wenig mehr als einen Tag, der übrigens durch die Berichterstattung bei dem greisen Monarchen und durch Empfänge aller Art reichlich ausgefüllt war, bei seiner Familie.

Die Aufgaben des Feldherrn im Kriege scheinen die Kraft eines Menschen zu erschöpfen. Welche größere Aufgaben oblagen aber dem Feldherrn, der Erbe zweier Kronen war! Wiederum wollen wir erzählen, daß auch der Erzherzog, der über Armeen gebot, noch immer die innigste Berührung mit der Front suchte. Der Thronfolger wurde ein so genauer Kenner Südtirols, dann einer von der Donau bis nach Nordostgalizien reichenden Front, daß er einmal selbst scherzend von sich behaupten durfte, er würde ein guter Fremdenführer sein. Nächte verbrachte er im Zuge und, wenn er des Morgens erwachte, standen vor seinem Waggon bereits Wagen oder Pferde, die ihn in stundenlangen Fahrten und Ritten bis in die Kampfzone brachten. Im unwegsamen Gebirge drang er vorwärts, wenn es irgendwo einen heißeren Kampf gab.

Erzherzog Carl hat wahrlich keine Anstrengung gescheut, um zu seinen vergötterten und ihn vergötternden Truppen zu gelangen. Moräste, Sümpfe und Flüsse wurden durchquert und, was verschlug's, wenn einmal das Auto stecken blieb oder das Ausbleiben der Pferde zu weiten Fußwanderungen zwang. Niemals wurde der

Thronfolger ungeduldig. Er rechnete mit den durch Krieg, Witterung und fehlenden oder schlechten Kommunikationen gegebenen Verhältnissen. Der erlauchte Feldherr wollte an die Front und kam noch immer dahin. Ging es einmal in flotter Fahrt auf guten Straßen über hohe Pässe und durch wildromantische Karpathenschluchten, so durften ein anderes Mal schon Hindernisse die Fahrt aufhalten; das rege Leben hinter der Front der Armee, ihre Bedürfnisse an Verpflegung, Munition, Sanitätsmaterial, Stacheldraht, Nahkampfmitteln, Monturen, Schuhen und tausend anderen Dingen, die Schlachtviehherden, der Stellungswechsel der Artillerie, der Abtransport der Verwundeten, das Vorziehen der Reserven, Zurückbringen von Truppen in Ruhestellungen bevölkern die Straßen im Operationsbereich oft mehr als die Millionen einer Großstadt ihre Avenuen. Und jene Straßen sind eng, reich an Windungen und Steigungen, zermürbt und zerfurcht von Mörsern und Pontons.

Erzherzog Carl hat alle seine Truppen und Anstalten in ihrem Wirken gesehen. Heute weilte er bei einer in vollem Betriebe befindlichen Feldbäckerei, morgen folgte er dem Aufstiege eines Kampfdoppeldeckers oder Fesselballons, am dritten Tage wurde eine Artilleriewerkstätte, dann wieder eine Kraftwagenkolonne, eine Desinfektionsanstalt oder eine Kriegsbrückenequipage besucht. Sanitätsanstalten, Pferdespitäler, Verpflegsmagazine, Traindepots, Bekleidungsfabriken, Beutesammelstellen, Kriegsgefangenenlager und Labestationen begegneten — als unentbehrliche Hilfsmittel der schwer kämpfenden Truppen — dem gleichen verständnisvollen Interesse wie etwa ein neues Geschütz, ein Ausbildungslager, ein moderner Fernsignalapparat

oder ein Panzerzug. Der Krieg von heute ist wahrlich vielfältig in seinen Methoden und Mitteln! Kein Glied, kein Ding darf und will geringgeschätzt werden. Keines ist entbehrlich oder gar überflüssig.

Die schwerste Last tragen jedoch die Truppen, die täglich dem Feinde ins Antlitz schauen, denen täglich ein ungewisser Tod oder schwere Verwundung drohen, die oft ohne schützendes Dach, bei Hitze und Kälte, bei Regen und Schnee, manchmal ohne Speise und Trank, aber immer mit derselben Entsagungs- und Aufopferungsfähigkeit, dem gleichen Heldenmut, der gleichen Hingabe an die große Aufgabe ihre harte, ernste Pflicht erfüllen

Niemand würdigte das mehr als ihr Allerhöchster Kriegsherr von heute. Auf schlechten Pfaden, in fast ungangbarem Terrain — so erzählten wir schon — über alte, zerschossene Stellungen drang Erzherzog Carl zu den vordersten Linien vor. Wie oft grüßte ihn schon der Tod! Während des Einleitungsfeldzuges in Galizien, am Isonzo, wo er als Vertreter des nun heimgegangenen Monarchen erschien, dann auf dem Plateau von Vielgereuth, als er die Stellungen seines Korps in vieltägiger Wanderung durch die Schützengräben vom Sattel von Serrada bis ins Asticotal abschritt, im Walde von Madonna in Ecchen, wo der Prinz in den Eisenhagel einer Luftfahrzeug-Abwehrbatterie geriet, bei den Fliegerangriffen auf Forni und Posta, in den Karpathen bei der Besichtigung eines Truppenkörpers, der von der feindlichen Artillerie aufs Korn genommen wurde Immer wieder sahen wir aber Erzherzog Carl am nur wenig maskierten Scherenfernrohr, in den Schützengräben, auf deckungsloser Ebene, in den vordersten Unterständen, Lauf- und Verbindungsgräben. Dort lernte der Thronfolger seine Kämpfer um Österreich-

Ungarns Bestand und Ehre kennen, dort pflanzte sich in ihre Herzen die Liebe zu Kaiser und König Karl ein!

Wie viele hat er erfreut durch sein Interesse für ihr braves Kämpfen, ihre Heldentaten, ihre kleinen und großen Sorgen, wie vielen geholfen, die sich in Not und Tod an ihn wandten, wie viele erhoben durch Lob und Anerkennung und endlich wie vielen die schönste Erinnerung für das fernere Leben mitgegeben: „Mir heftete mein Kaiser und König die Tapferkeitsmedaille — den Schatz meiner Kinder und den Schmuck meines Hauses — an die Brust!“ . . .

Eine Szene für viele: Heiß war das Ringen in dem Raume von Stanislau—Halicz. Im Schauer der Bomben und Granaten verebneten die Deckungen, die Hindernisse wurden in den Boden gestampft, Luft und Boden glühte unter dem Feuer einer gewaltigen Artillerie, Dynamit pflügte den Boden. Von russischen Maschinengewehren getrieben, von russischen Offizierspistolen „begeistert“, stürmten russische Infanteriewellen gegen die schon stark dezimierten Verteidiger heran. Im erbittertsten, blutigsten Kampf von Mann zu Mann, mit Dolch und Handgranaten wurden die ersten Wellen abgewehrt . . . Auch die nächsten! . . . Noch weitere Brigaden! . . . Immer neue! . . . Als frische Divisionen in diesen Hexenkessel geworfen wurden, gab es nur mehr Geschoßtrichter, Blutpfützen — keine Stellung mehr. Eine neue, knapp dahinter, mußte bezogen werden. Linzer Schützen hatten die Kameraden zu decken. Die Zweier-Schützen — sie wurden die Helden von Tlumacz! Allein fingen sie den frischen Stoß auf. Sie wußten: Hinter ihnen wird zum neuen Widerstand gerüstet. Sie kämpften mit verdoppelter Wut gegen vervielfachte Feinde. Sie wußten: Hinter ihnen ist der Graben noch nicht tief genug. Von ihnen

fielen zehn, fielen hundert. Sie harrten aus. Sie wußten es: Ihr Heldenmut wird den Durchbruchsversuch des Gegners zuschanden machen . . . Er ist gescheitert . . . Das brave Regiment, zerschossen und voll Narben, es hat — gesiegt . . .

Die Kriegslage ließ diesen Helden wie ihren Kameraden aus St. Pölten, Klagenfurt und Laibach keine Rast. Auf einem anderen Kriegsschauplatze sollten sie den Geist der Helden von Tlumacz aufs neue bewähren. Der Thronfolger eilte zu ihnen, um ihnen Dank zu sagen und das Schönste, was ein Soldat dem anderen entbieten kann: — Soldatenglück. Diese Begegnung, sie war die Zwiesprache von auf Gedeih und Verderb, in Leid und Freud Zusammengeschmiedeten! Und nun zogen sie fort. Die letzte Defilierung der St. Pöltner Schützen an der Heeresfront Erzherzog Carl. Nein! Keine Defilierung. Die Hand verläßt den Kolben, reißt die Kappe vom Kopfe und schwingt sie zum Abschied, zum wehmutsvollen Abschied vom Erzherzog Carl! Immer neue Kompagnien ziehen vorüber. Sie alle fallen in den Jubelruf, in das Siegesjauchzen und das Lebewohl goldener Herzen ein! Der Thronfolger strafft sich; die Hand am Kappenschirm; ein soldatisches Bild. Aber die Wangen zeigen Spuren von Tränen . . .

* * *

In Galizien hat Erzherzog Carl seinen letzten Geburtstag als Thronfolger „begangen". Das heißt: der Prinz entzog sich fast allen Glückwünschen und Huldigungen, er wollte sie augenscheinlich dem 18. August, dem Geburtstage des seither heimgegangenen greisen Kaisers und Königs Franz Joseph, vorbehalten wissen.

Der verewigte Monarch aber gedachte in seiner rührenden Aufmerksamkeit des Festtages seines Groß-

neffen. Er ernannte ihn am 17. August zum General der Kavallerie.

Der Standort des Heeresfrontkommandos war damals noch in Chodorów. Am frühen Morgen schon des 17. August 1916 fehlten die Ehrenposten, wie immer, wenn der erlauchte Kommandant an der Front weilte. Dorthin hatte er sich begeben, um inmitten seiner ihn schwärmerisch verehrenden Truppen sein Geburtsfest in aller Stille zu begehen. Es war das Linzer Schützenregiment Nr. 2, dem an diesem Tage die nun so denkwürdige Ehre des erzherzoglichen Besuches zuteil wurde. Erst am späten Abend kehrte er nach Chodorów zurück. Nur beim Nachtmahle, das den Thronfolger, wie täglich, mit seinem engeren Stabe vereinte, konnte der Chef des Generalstabes den herzinnigen Wünschen des Kommandos und der ganzen Heeresfront, der Österreicher, Ungarn, Deutschen und Ottomanen, die Erzherzog Karl unter seinem Befehle vereinte, zum Ausdruck bringen. Und ein zartsinniges Gedenken kam von des Thronfolgers Edelweiß-Korps. Es hatte Edelweiß von den Bergen gesandt, die Erzherzog Carl erobert hatte; von jedem Stab, jedem Truppenkörper kam ein Sträußchen, in den Farben des betreffenden Regiments bebändert. Der mit der goldenen und der großen silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnete Offizierstellvertreter Alfred Freiherr von Coreth war der Überbringer dieses Angebindes. Mit wehmütiger Freude nahm es Erzherzog Karl entgegen. Dann zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück, um, wie allabendlich, in heißem Mühen und Sorgen die Grundlagen zur stets erneuten Abwehr des übermächtigen Gegners zu schaffen, einer Abwehr, die schließlich siegreich blieb.

Das war sein letzter Geburtstag als Thronfolger.

Österreichisch-ungarische, deutsche und ottomanische Truppen kommandierte, wie gesagt, Erzherzog Carl in Galizien. Allen galt seine Führung, allen seine Fürsorge, allen seine Anerkennung, und alle glaubten an ihn.

Oft und oft vernahm er das: „Guten Morgen, kaiserliche Hoheit!“ Auch die Deutschen hat ja der Prinz in ihren Quartieren, Kampf- und Ruhestellungen aufgesucht. Kaiser und König Karl kennt heute mehr Offiziere und Truppen Mitteleuropas als irgendein General. Deutsche Generäle berichteten ihm und deutsche Generäle empfingen seine Weisungen. In ihren Kriegskanzleien und im Freien nahm er ihre Vorträge entgegen. Aus der lebendigsten Anschauung schöpfte er die Erkenntnis der personellen und materiellen Bedürfnisse seiner Armeen. Dabei in ununterbrochener telegraphischer und telephonischer Verbindung mit seinem Hauptquartier bleibend, nahm er die Wirkung der Bilder in sich auf, wie sie einerseits aus den in seinem Hauptquartier gesammelten Meldungen und Befehlen, anderseits aus der Betrachtung der Natur und der Menschen gewonnen werden können.

Die ottomanische Armee rechnet es sich heute zur Ehre an, daß mehrere ihrer Regimenter sich unter der Führung unseres Kaisers und Königs Siegeslorbeer pflücken konnten. Herzlich begrüßt erschienen die Sieger aus den Dardanellenschlachten in Galizien. Wir haben — der Feinde Unglück — die türkische Armee seit jeher als eine ebenbürtige Macht betrachtet und geehrt. Dementsprechend war der Empfang. Erzherzog Carl erschien, als die ersten türkischen Truppen Chodorów passierten, im Bahnhof, um sie zu begrüßen. Bei den meisten Offizieren erkundigte er sich nach ihren Feldzugsschicksalen, indessen die Mannschaft in mustergültiger Ordnung die Waggons verließ, sich vor dem Zuge rangierte und dann

zur Verköstigungsstation marschierte, wo sie verpflegt wurde.

Die braven Ottomanen, sie haben dann Schulter an Schulter mit ihren österreichisch-ungarischen und deutschen Kameraden galizischen Boden verteidigt und damit eine Waffenbrüderschaft besiegelt, die für alle Zukunft dem Haß mißgünstiger Nachbarn standhalten wird.

Unter Erzherzog Carl wurden diese Bande befestigt und vervielfacht. Sie haben der russischen Offensive Trotz geboten.

Als sie ihren Höhepunkt erreichte, war sie eigentlich schon unterwühlt und aufgezehrt. An dem klaren Geiste und dem festen Willen des Erzherzogs Carl war die vermessene Absicht Brussilows gescheitert.

Wahrlich, eine Krise des Weltkrieges war es, die damals dank den hohen Führerqualitäten unseres Thronfolgers überwunden wurde. Sie hatte den Verlauf eines Dramas. Ihre Peripetien lassen uns heute noch das Bangen in den Sommermonaten des Jahres 1916 nachempfinden. Die Erfolge des Thronfolgers während der Offensive gegen Italien waren der großen Welt sinnfälliger. Die Geschichte wird vielleicht den in Ostgalizien und in der Bukowina geleisteten Widerstand als die größere Tat beurteilen. Sie richtig zu werten, wird uns leichter, wenn wir die Absichten und die Ergebnisse unserer Feinde, die in der Mobilisierung eines neuen Gegners gipfelten, im enggeschlossenen Zusammenhange mit dem Feldzuge gegen Rumänien betrachten. Der Thronfolger stand noch in der von Rußland geschlagenen Bresche, als die Rumänen an anderem Orte ein neues Loch öffneten. Sobald Galizien und Nordostungarn — endlich — gedeckt waren, fiel ihm die Aufgabe zu, sich für die Monarchie des neuen Angreifers zu erwehren.

Der Zusammenhang zwischen diesen erschütternden Epochen des Völkerringens war etwa der folgende:

Wie hier schon hervorgehoben wurde, hatten sich Diplomaten und Feldherrn der Entente monatelang bemüht, die Einheit der Front herzustellen, die sie uns neideten. Sie war ein Gebot dringender Notwendigkeit mit Rücksicht auf die Stimmung im Hinterlande, dessen Ungeduld und Entrüstung sich nach den Mißerfolgen braver Armeen gegen die politischen Kampfgenossen zu wenden begann, und um einen neuen Bundesgenossen, um den man schon seit langem warb, — Rumänien — ins eigene Lager zu ziehen. Kriegsrat auf Kriegsrat fand so beim Vierverband statt und da scheint man denn eine Generaloffensive für Ende Juni oder Anfang Juli vereinbart zu haben, in deren Rahmen Engländer und Franzosen an der Somme, die Russen in dem 350 km breiten Raume zwischen der Polesje und der rumänischen Grenze, die Italiener aber wieder einmal an der Isonzofront anzugreifen hatten. Der Schwerpunkt des russischen Angriffes wurde auf den Südflügel verlegt mit Rücksicht auf Rumänien, das durch ad oculos demonstrierte Erfolge zur Teilnahme am Kriege bewogen werden sollte. Die russische Heeresleitung hatte seit der blutig gescheiterten Frühjahrsoffensive in der Berezinagegend unermüdlich und mit einem gewissen Erfolge am Wiederaufbau des Heeres gearbeitet. Ungeheure Munitionsmengen, wovon einen großen Teil die Verbündeten geliefert hatten, waren bereitgestellt worden. Im Zarenreiche selbst war die Munitionserzeugung bis zu den äußersten Grenzen der Leistungsfähigkeit gesteigert worden, Japan führte über die sibirische Bahn, England und Amerika über den Urmanhafen ganz gewaltige Lager an Eisen und Sprengmitteln heran. Stärker als bei den

anderen Verbündeten trat in Rußland der Wille zutage, durch die ganze Anlage der Offensive Rumänien in den Strudel der Ereignisse zu stürzen. Frankreich und England ließen die diplomatischen Waffen spielen. Den vereinten Bemühungen der Verführer erlag Rumänien zu einem Zeitpunkt, der ihm die größten Erfolge zu versprechen schien. Daß die Entente diese Versprechen nicht einlösen konnte, wurde eben das große Verdienst unseres Thronfolgers.

Rumänien entschied sich für die Teilnahme am Kriege, nachdem wir aus der Bukowina bis auf den Karpathenkamm zwischen Dorna Watra, Kirlibaba und die Grenzhöhen im Quellgebiet des Czeremosz und Pruth gewichen, die 3. Armee bis auf den Jablonicapaß und — unter Aufgabe von Stanislau — hinter die Bystrzyca Solotwinska und auf Halicz zurückgegangen war, endlich auch die deutsche Südarmee ihren Südflügel abgebogen und neue Stellungen bezogen hatte, die sich von Halicz am Dnejstr auf den Höhen westlich der Zlota Lipa an die Narajowka und in die Gegend zwischen Zloczow und Zalozce ausdehnten. Einen neuen heftigen Angriff versprach Rußland für den Augenblick des Losschlagens Rumäniens. Erzherzog Carl hatte, wie schon erwähnt, auch diesen Angriff Brussilows abzuwehren. Als die Rumänen in den ersten Septembertagen in das ungeschützte Siebenbürgen eindrangen, suchte die russische Heeresleitung diese Lage dahin auszunützen, daß sie ebenfalls über den Karpathenkamm zu gelangen trachtete, um mit dem nördlichen Flügel der rumänischen Armeen im Raume von Bistritz Fühlung zu nehmen. So kam es an der „Dreiländerecke“ sowie längs des Nordostfußes der Karpathen bis an den Jablonicapaß zu außerordentlich erbitterten Kämpfen, in denen die österreichisch-

ungarischen und deutschen Truppen nicht nur ihre Karpathenstellungen hielten, sondern dem Gegner nach und nach auch Gelände am Nordostabhang des Gebirges abrangen. So kam es an dieser Front, die etwa durch die Punkte Dorna-Watra—Kirlibaba—Kuppe Ludowa (alle diese Punkte in unserem Besitze) angedeutet wird, zu einem langwierigen, für uns erfolgreichen Stellungskrieg. Auch die Front der k. u. k. 3. und der deutschen Südarmee hielt Stand, so energische Versuche die Russen auch immer wieder machten, allenthalben, namentlich über die Narajowka vorzustoßen.

Fassen wir das Gesamtbild ins Auge, so ist es den Millionenheeren Brussilows wohl gelungen, taktische Erfolge zu erringen, d i e s e Siege waren aber Pyrrhussiege in des Wortes vollster Bedeutung, denn trotz enormer Opfer war es den Russen auch nicht entfernt gelungen, ihr operatives Ziel zu erreichen. Und der militärpolitische Treffer, der Anschluß Rumäniens an unsere Gegner, erwies sich für sie, wie wir in der Folge sehen werden, als eine Niete. Der bekannte deutsche Militärschriftsteller Oberst Immanuel faßte sein Urteil über die durch die Führung unseres Thronfolgers geschaffene Lage dahin zusammen, daß die anfänglichen Erfolge bei Luck und in der Bukowina (damals weilte Erzherzog Carl noch auf dem südwestlichen Kriegsschauplatze) zu übertriebenen Hoffnungen Anlaß gaben und von unseren Feinden als der Anfang einer siegreichen Wendung begrüßt wurden, die mit den kleinen Geländegewinnen der Franzosen-Engländer an der Somme und der Italiener im Karst zusammenfielen. Aber ebenso wie auf diesen beiden Kriegsschauplätzen blieb auch der Anlauf im Osten bereits in seinen Anfängen stecken und verlor jede Aussicht auf Erfolg. Wenn die russischen Be-

richte Anfang Juli 1916 von nahezu 270.000 österreichisch-ungarischen Gefangenen sprachen, so hat sich diese Ruhmredigkeit als eine maßlose Übertreibung herausgestellt, wie seitens der österreichisch-ungarischen Heeresleitung mit überzeugender Klarheit festgestellt worden ist. Dagegen beliefen sich die Verluste der Russen fast auf eine Million, so daß ein ganz ungeheurer Verbrauch an Kräften stattgefunden hat, der nicht im Einklang mit den höchst bescheidenen Gewinnen an Gelände steht. Daher darf das Urteil über den russischen Massenangriff im Sommer und Herbst 1916 dahin geschlossen werden, daß die Front der Verbündeten sich als unerschütterlich fest erwiesen hat.

Nur eines hatten die Russen erreicht: unsere Kräfte waren, als Rumänien in den Krieg trat, gebunden, Siebenbürgen gegenüber einem feindlichen Einfall ungeschützt.

Rumänien erklärte am 27. August 1916 den Krieg an Österreich-Ungarn. Es scheint wirklich so naiv gewesen zu sein, annehmen zu dürfen, daß Österreich-Ungarn im Kriege gegen den walachischen Raubstaat allein bleiben würde. Deutschland beantwortete aber am 28. August, die Türkei am 30. August und Bulgarien am 1. September die uns gegenüber verübte Treulosigkeit mit der Kriegserklärung an Rumänien. Eine Treulosigkeit sondergleichen war dieser Abfall von einem ehrlichen Bundesgenossen. Das Bündnis Rumäniens mit den Mittelmächten war aus der Krise und Demütigung des Jahres 1878 hervorgegangen und hatte Rumänien reich und mächtig gemacht. König Carol erblickte denn auch während des Krieges im Anschlusse an die Mittelmächte das Heil und die Zukunft seines Landes. Umtriebe der Bojarenpartei, deren Kopf Bratianu war, machten es

dem vornehm und politisch richtig denkenden Monarchen unmöglich, an der Seite der Mittelmächte das Schwert mit dem alten Gegner Rußland zu kreuzen. König Carol mußte sich damit bescheiden, gegen den Willen seiner Ratgeber die Neutralität zu bewahren. Darüber brach sein Herz. Er starb und die rumänischen Interventionisten hatten es nun leicht, das Beispiel Italiens nachzuahmen und die rumänische Gesellschaft zu unterwühlen. Die Umtriebe dieser Kriegshetzer, Bestechungen und Versprechungen der Agenten der Vierverbandmächte brachen die an und für sich schwache Moral des Königs Ferdinand und seiner Gemahlin. Sie träumten von einem Großrumänien, das aus der alten Walachei und Moldau, aus der österreichischen Bukowina, dem ungarischen Siebenbürgen und Banat sowie den bulgarischen Teilen der Dobrudscha bis Rustschuk und Varna bestehen sollte. Der große Gewinn, den Rumänien während der ersten zwei Jahre des Weltkrieges aus dem Absatze seiner Bodenerzeugnisse gegen hohe Preise an das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn erzielte und die schweren Niederlagen, die die Ententegenossen erlitten hatten, dämpften wohl längere Zeit die Kriegslust des gesinnungslosen Königs Ferdinand, der am 10. Oktober 1914 den Thron bestiegen hatte. Als aber, wie wir eben gezeigt haben, der russische Massensturm im Sommer 1916, zugleich England und Frankreich an der Somme, Italien auf dem Karste einigen Boden gewannen, geriet die Partei Bratianus in einen Kriegsrausch, der sie taktische von operativen Erfolgen nicht mehr unterscheiden ließ. Treulos und in einer selbst in den Details verlogenen Manier brach Rumänien den Streit vom Zaune. Dem rumänischen Generalstabschef kann ein guter Teil der Schuld an dieser Katastrophe zugemessen

werden. Er wußte, daß Siebenbürgen von Truppen entblößt war und glaubte, aus den Fehlern Cadornas gelernt zu haben. Als Italien uns den Krieg erklärte, war unsere Südwestgrenze nicht minder ungeschützt als später Siebenbürgen. Die Kunktatorenstrategie, die Cadorna abhielt, über die kaum verteidigten Pässe in Feindesland zu marschieren, hatte ihn dem Fluch der Lächerlichkeit preisgegeben. Die Rumänen wollten es anders machen. Sie wollten sofort das Land, das sie begehrten, überschwemmen und vergaßen, daß im Kriege kein Fall dem andern gleicht. Auf einer durchaus fehlerhaften Beurteilung der Situation baute der rumänische Generalstab seinen Plan auf, der dahinging, mit der Hauptkraft Siebenbürgen zu überschwemmen, mit einer durch russische und serbische Truppen verstärkten Nebenkraft aus der Dobrudscha gegen Bulgarien vorzubrechen. Schon bei der Ausarbeitung dieses Operationsplanes zeigte sich aber, wie schwer die Interessen der Feinde unter einen Hut zu bringen sind. Rußland, dessen Absichten auf Galizien — wie es eben täglich erfuhr — so schwer zu realisieren waren, erinnerte sich plötzlich, daß eines seiner vornehmsten Kriegsziele der Besitz Konstantinopels sei und hätte daher gewünscht, daß Rumänien die entscheidende Operation in dem Vormarsch aus der Dobrudscha an die Meerengen sähe. Siebenbürgen, das die Entente Rumänien wohl schon zugesprochen hatte, interessierte das Zarenreich weniger. Diese Divergenzen wurden schließlich dadurch ausgeglichen, daß Rumänien auch eine Gruppe in der nördlichen Moldau bereitstellte, die den Russen bei der Eröffnung der nach Nordostungarn führenden Karpathenpässe helfen sollte.

Österreich-Ungarn war, als Rumänien in Siebenbürgen einbrach, nicht in der Lage, ernstlichen Widerstand

zu leisten. Die neue 1. Armee, deren Kommandant General der Infanterie Freiherr von Arz kürzlich in Klausenburg eingetroffen war, bestand vorläufig nur dem Namen nach. Die schwachen Landsturmgrenzposten wurden daher angewiesen, sich kämpfend auf vorbereitete Stellungen im Marosabschnitte zurückzuziehen, bis die Verhältnisse ein offensives Vorgehen gegen den neuen Feind gestatten würden. So drangen die Rumänen über die Karpathenpässe in Siebenbürgen ein und begannen, das Szekler Land zu verwüsten. Ihre 1. Armee kam bis vor Hermannstadt und ins Hatszeger Tal. Eine Gruppe suchte den Weg über Orsova in das Banat. Die 2. Armee drang über die Pässe im Südostwinkel Siebenbürgens und kam bis vor Schäßburg. Die in der Nordspitze der Moldau versammelte Armee rang sich gegen Bistritz und Maros-Vasarhely vor. So gingen die schwachen österreichisch-ungarischen Kräfte allmählich in eine Linie zurück, die durch die Punkte Hatszeg, Hermannstadt, Haarbach, Oberlauf der Großen und Kleinen Kockel, Görgenygebirge gekennzeichnet war. Die Rumänen hatten diesen Einbruch mit zum Teil noch nicht vollständig mobilisierten Kräften unternommen, um ja nicht gleich Cadorna zu spät zu kommen. So standen sie plötzlich in Siebenbürgen ohne genügend entwickelte Verbindungen mit dem Mutterlande. In ihren Operationen, die mangels eines Gegners zum Luftstoß geworden waren, trat eine Pause ein.

Indessen hatten die verbündeten Heeresleitungen der Mittelmächte ihren Plan entworfen. Die aus deutschen, bulgarischen und türkischen Streitkräften formierte Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen wurde zum Einfall in die Dobrudscha bereitgestellt, ein Unternehmen, das, wie hier kurz festgestellt werden soll,

glänzend gelang. In Siebenbürgen sollte die aus österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen in Aufstellung begriffene deutsche 9. Armee Falkenhayn mit der allgemeinen Front gegen Süden aufmarschieren, die im Antransport befindlichen Kräfte der k. u. k. 1. Armee waren aber derart zu verschieben, daß sie Front gegen Osten nehmen konnten. Da die Wirkungen des Anschlusses der Rumänen an unsere Gegner — insbesondere Wiederaufnahme der Brussilowschen Offensive — anfangs bis an den Dnjestr reichten, wurden die kaiserlich deutsche 9., die k. u. k. 1., 7. und 3. Armee in eine Heeresfront zusammengefaßt, aus der aber bald die 3. Armee ausschied, weil die Russen in der Folge nur mehr im engen Anschluß an die Rumänen nachhaltiger angriffen und die Karpathen zwischen der 7. und 3. Armee die natürliche geographische Scheidung der Heeresfronten waren.

Der Öffentlichkeit waren natürlich diese Erwägungen und Vorbereitungen der Heeresleitungen unbekannt und so sah sie schmerzenden Herzens den Feind unsere Grenzen mißachten. Nicht ohne Bangen mag mancher Zaghaftere der weiteren Entwicklung entgegengesehen haben. Die rumänische Invasion erzeugte zweifellos einen Alpdruck. Wer sollte uns davon befreien?

Da las man zum erstenmal von einer Heeresfront Erzherzog Carl im Südosten und wieder kehrte neue Zuversicht allerorten ein.

Der Thronfolger war in der Tat bald nach dieser Invasion in Großwardein eingetroffen, um die Säuberung Siebenbürgens und die Züchtigung des Bundesbrüchigen einzuleiten. Das Heeresfrontkommando war von Chodorów am 9. Oktober in Großwardein eingetroffen. Erzherzog Carl hatte sich vorerst nach Teschen und Wien begeben, von wo er am 12. Oktober im neuen

Standorte ankam. Schon bei der Begrüßung im Bahnhofe konnte Erzherzog Carl von allen kirchlichen und weltlichen Würdenträgern den Ausdruck der Hoffnung vernehmen, daß sich auch in dem Kampfe gegen den Erbfeind der Ungarn der Sieg an die den Armeen des Erzherzogs vorangetragenen Fahnen heften werde. Und das war Volkesglaube. Auch Großwardein hatte in den Zügen der zurückflutenden siebenbürgischen Flüchtlinge Bilder des Krieges kennen gelernt. Als aber jetzt Erzherzog Carl das Auto bestieg, um an der Seite des Bischofs Grafen Szechenyi in die bischöfliche Residenz, das neue Hauptquartier, zu fahren, scholl ihm lauter, zukunftsfroher Jubelruf entgegen. Die ersten Pläne zur Befreiung Siebenbürgens wurden denn auch gar bald entworfen. Schon vor dem Eintreffen des Thronfolgers auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze waren die ersten Kräfte für den neuen Aufmarsch herangerollt. Österreichisch-ungarische und deutsche Truppen wurden in rasch hergerichteten Debarkierungsstationen auswaggoniert und sogleich in die Versammlungsräume dirigiert. Die Führung nahm es gern in den Kauf, daß noch der eine oder der andere bedeutungslose Ort am Ostrand Siebenbürgens verloren ging; der erste Schlag sollte erst ins Werk gesetzt werden, sobald die Bereitstellung größerer Kräfte rasch folgende stärkere Schläge gestattete. Und das gelang.

Der große operative Gedanke des Erzherzogs Carl war, zuerst Siebenbürgen durch einen Druck von West nach Ost vom Feinde zu befreien und dann doch wieder von viel weiter westlich aus den gegnerischen Gürtel zu sprengen, möglichst tief in die walachische Tiefebene zu stoßen und vor Bukarest die Vereinigung mit einer über die Donau zu setzenden Kraftgruppe Mackensens zu suchen, um dann weiterhin die ganze Walachei in Besitz

zu nehmen. Erzherzog Carl war es nicht mehr beschieden, seinen großzügigen Plan bis zum Ende selbst auszuführen, die Operationen bis zu der auf dem Schlachtfelde erzwungenen Vereinigung des südlichen Flügels der Heeresfront des Generaloberſten Erzherzog Joſeph mit der transdanubiſchen Gruppe Mackenſens ſind jedoch ſo ſehr Erzherzog Carls geiſtiges Werk, daß wir den Feldzug in Rumänien bis zu dieſem wichtigen Abſchnitte verfolgen müſſen, wollen wir der Führung des Thronfolgers auf dem ſüdöſtlichen Kriegsſchauplatze auch nur halbwegs gerecht werden.

Falkenhayn hatte, noch ehe der Thronfolger in Siebenbürgen eintraf, den Befehl erhalten, den Rotenturmpaß in die Hand zu nehmen, wodurch die Bedrohung Hermannſtadts aufgehoben und eine Einfallspforte nach der Walachei geöffnet werden ſollte. Oberſt von Szivo hatte mit verſchiedenen Landſturm- und Freiwilligenformationen, dann unterſtützt durch eine Donauflottille den rumäniſchen Weſtflügel im Raume von Orſova feſtzuhalten. Die 1. Armee des General der Infanterie Freiherr von Arz wurde angewieſen, dem weiteren Vordringen der Rumänen gegen die obere Maros ein Ziel zu ſetzen. Am 20. September begann das Ringen in der Linie Hermannſtadt—Hatſzeg. Während der mehrtägigen Kämpfe griff das deutſche Alpenkorps unter Generalleutnant Krafft von Delmenſingen weit gegen Weſten aus, über unwegſame Berge, die zum Teil ſchon unter dem winterlichen Schneekleide lagen, drangen die Bayern gegen die Enge des Rotenturmpaſſes und damit gegen die rückwärtigen Verbindungen der rumäniſchen 1. Armee vor. Das unerwartete Erſcheinen anſehnlicher Kräfte im Rücken ließ die Niederlage der Rumänen bei Hermannſtadt zu einer Kataſtrophe werden. Tagelang

trieben sich Teile der geschlagenen Armee in den Fogaraser Alpen herum. Die rumänische oberste Heeresleitung glaubte, die kritisch gewordene Lage durch ein ähnliches Manöver meistern zu können. Ansehnliche Kräfte wurden über den Szurduk- und Dulkanpaß in das Becken von Hatszeg dirigiert, um nun ihrerseits die Verbindungen der deutschen 9. Armee zu bedrohen. Gleichzeitig wurde ein Vorstoß aus der Linie Fogaras—Bekokten—Henndorf—Parajd—Libanfalva mit der gesamten 2. und Teilen der 3. Armee ins Werk gesetzt. Die Armee Falkenhayn schien von einer Einkreisung bedroht, entzog sich ihr aber nicht nur, sondern sprengte in wirksamster Weise den gegnerischen Gürtel. An den Pässen Dulkan, Szurduk, Roter Turm wurde die Defensive gewählt, das Gros der Armee zu einem Durchbruch im Raume von Fogaras und Reps angesetzt. Nach erfolgreichen Kämpfen bei Reps und Kihalma wurden die Rumänen über den Homorod und schließlich über den Alt zurückgeworfen. Kämpfend wurde der Geisterwald durchzogen, am 8. Oktober Kronstadt wiedererobert. Nach schwerem Ringen wurden die Pässe von Törzburg, Predeal und Altschanz besetzt. Der Angriff auf den Predeal war nicht leicht. Die Rumänen hatten dort starke, zum Teil betonierte Befestigungen angelegt. Sie mußten zuerst artilleristisch niedergerungen werden. Dabei sollte Bratianu, dieser Hauptschuldige am Ausbruche eines Krieges zwischen verbündeten Staaten, am eigenen Hab und Gut die Schrecken des Krieges kennen lernen. Sein Sommerhaus, nahe der Villegiatur des Königs in Sinaia, lag in der Verteidigungslinie seiner Volksgenossen. Es trägt nun die Spuren des Kampfes um den Predeal. Die Rumänen erachteten — nach bei ihnen aufgefundenen Befehlen — unsere Kriegsmittel als den ihrigen über-

legen. Wir glauben, daß nicht die Waffe allein, sondern Geist und Herz entscheiden. Die Verbündeten hatten gegenüber den Tücken des Terrains wahrlich keine leichte Aufgabe. Trotz heftiger gegnerischer Abwehr bezwangen jedoch die Tapferen alle Geländeschwierigkeiten; eine Stellung nach der anderen fiel in die Hände der Verbündeten. Mit dem Fortschreiten der Erfolge der 9. Armee und der Versammlung der 1. Armee konnte nun auch dieser ein angriffsweises Vorgehen vorgeschrieben werden. Sie hatte zwischen Szekely-Udvarhely und dem Görgenygebirge vorzustoßen. Bald setzten sich die Truppen des Generals der Infanterie Freiherrn von Arz in den Besitz der Übergänge über das Hargitta- und Görgenygebirge. Die Becken von Csik und Gyergyo wurden genommen, die Rumänen auch im östlichen Teile Siebenbürgens bis auf die Grenzkämme zurückgetrieben. So war Siebenbürgen bis auf ganz kleine Streifen vom Feinde frei. Der Thronfolger durfte von da ab den stolzen Namen eines „Befreiers Siebenbürgens“ führen.

Überraschenderweise — für den Feind — trug nun Erzherzog Carl die Offensive nicht aus dem Ostteile Siebenbürgens ins Feindesland, sondern der Durchbruch wurde wieder viel weiter westlich gegen Targu Jiu gesucht. Zur Verschleierung dieser Absicht wurden Angriffe im Raume von Predeal, noch nachdrücklicher aber im Gebiet des Rotenturmpasses demonstriert. Das Alpenkorps löste die letztere Aufgabe in geradezu glänzender Manier. Nachdem es beiderseits des Alt zahlreiche Angriffe der Rumänen abgewiesen hatte, griff es seinerseits an und drang schließlich bis in die Linie Rimnik Valcea—Curtea de Arges vor. Die Rumänen gewannen tatsächlich den Eindruck, daß die Heereskörper des

Thronfolgers im Raume zwischen Rotenturm- und Predealpaß den Austritt in die Walachei und den Weg nach Bukarest suchten. Wie gebannt blickten sie auf diesen Raum. Indessen brach aber das Korps des Generalleutnants von Kühne am 11. November aus dem Raum von Petroseny beiderseits des Szurdukpasses gegen Targu Jiu vor. Sechs Tage später wurden die Rumänen bei Targu Jiu entscheidend geschlagen, sie flohen in die Ebene hinunter. Mit grandiosem Angriffsschwung ging es nun dem Gegner nach. Gewaltige Kavalleriemassen unter der Führung des Grafen Schmettow wurden an den Alt dirigiert, sie erreichten am 21. November Craiova und die wichtigeren Übergänge über den Alt. Die weit vorausgetriebenen Nachrichtendetachements nahmen bereits wenige Tage später die Verbindung mit der bei Sistov über die Donau gegangenen Kraftgruppe auf. Hinter den Reiterregimentern stieß das Korps Kühne in die Ebene, um am Alt mit der Front gegen Osten aufzuschwenken. Nun wurde es auch zwischen Rotenturmpaß und Predeal lebendig. Das Alpenkorps kämpfte sich auf Titu vor, das Korps des Generalleutnants von Morgen nahm die Gegend zwischen Campolung—Sinaia—Campina in Besitz. In diesem Stadium konnte man die Operation als ein Kesseltreiben betrachten. In der Schlacht am Argesul reichten sich dann die aus Siebenbürgen und Bulgarien konzentrisch vorgerückten Verbündeten die Hand und — Bukarest fiel am 6. Dezember 1916.

Von welchem Vertrauen in die Führung des Thronfolgers, von welchem glänzenden Geiste müssen die Eroberer der Walachei beseelt gewesen sein, daß sie so rasch und mit einem so durchschlagenden Erfolge aus einer höchst prekären Defensive zur zügigsten Offensive schrei-

ten konnten! Und wie verblendet waren auch damals noch die Rumänen! Anders ist es nicht zu erklären, daß sie den verbündeten Soldaten zumuteten, von Fliegern abgeworfene Aufforderungen zum Treubruch ernst zu nehmen, die in kindischer Weise erzählten:

„Es scheint so, als ob das Kriegsglück Euch endgültig verlassen hätte. Nach der vorübergehenden Einnahme Constantzas durch Mackensen flieht er jetzt mit den Ruinen seiner Armee gegen Sofia, während die neu erstandene serbische und die vereinigten französisch-englischen Armeen nach der Einnahme von Monastir, die Verteidigungsstellungen der Bulgaren zerstörend, siegreich gegen das Zentrum Serbiens ziehen. Überall spannt sich die Kette, welche Euch erwürgen wird. Am westlichen Kriegsschauplatz ziehen sich die Deutschen über hunderttausende von Leichen von Verdun und von der Somme zurück. Die französischen Truppen dringen heute gegen Metz vor, die Engländer und Belgier aber zerschmettern die in Belgien aufgeführten Verteidigungsanlagen. Inmitten dieses Unglückes liegt Hindenburg machtlos krank in seinem Bette, Falkenhayn aber wird durch seine Ärzte sein verwundeter Fuß abgenommen. Die Russen haben Dorna-Watra erobert und werfen ihr Meer von Soldaten in die große ungarische Tiefebene. In Euerem Vaterlande wütet weit und breit die Furcht und Sorge; zu tausenden sterben Kinder und Frauen am Hunger. Die Bajonette und Kugeln der Gendarmen mähen die Hände Euerer Frauen und Mütter ab, die um ein Stück Brot betteln gehen. Überall schrecken die schwärzeste Hungersnot und der Aufstand. Wetterwolken türmen sich über Euch. Stürgkh, den Ministerpräsidenten Österreichs, streckte die Kugel des Abgeordneten

Adler nieder, Tisza aber wird durch ein Heer von Detektiven bewacht.

Soldaten! Euer Gewissen kann nicht ruhig sein, Ihr könnt nicht fühlen des Kampfes heilige Begeisterung, wenn alles Blutvergießen umsonst ist. Millionen russischer Soldaten stehen hinter uns, großartige japanische Artillerie und eine Unzahl englischer Panzerautos. In kurzer Zeit wird eine furchtbare Offensive beginnen, furchtbarer selbst als die des Frühjahres, welche die Russen gegen die Bukowina und Galizien führten und es wird in den Fußstapfen unserer Armeen kein Stein auf dem anderen bleiben. Soldaten, wenn Euch Euer Leben lieb ist, so ergebet Euch!

Es ist ein Märchen, daß wir unsere Gefangenen erhängen oder morden. Damit ängstigen Euch nur die Offiziere. Wir unterbringen unsere Gefangene in bequemen Dorfhäusern und sorgen reichlich für ihre Verpflegung und Kleidung. Ihr alle habt gehört, wie reich unser Land ist, damit verlockte man ja Euch immer. An diesem Wohlleben könnt Ihr reichlich teilnehmen, wenn Ihr unsere Gefangenen werdet. Soldaten, ergebt Euch, bevor die furchtbare Offensive beginnt und schont Euer teures Leben."

Entsprechend den Fortschritten der Armeen verlegte das Heeresfrontkommando gar bald seinen Standort von Großwardein nach Klausenburg, in die Geburtsstadt des Matthias Corvinus, Erzherzog Carl nahm in der Villa der Baronin Wesselenyi Quartier, die verschiedenen Abteilungen wurden in einem der Villa gegenüberliegenden Hause und in der Universität untergebracht. In Siebenbürgen erschien beim Thronfolger König Ludwig von Bayern, Feldmarschall Erzherzog Friedrich und der damalige ungarische Ministerpräsident Graf Tisza.

In Klausenburg vereinigte sich das Wirken des Feldherrn mit dem Walten seiner erlauchten Gemahlin . . . Man muß selbst tagelang gehungert und gedurstet, wochenlang jedes schützende Dach entbehrt haben, müde geworden sein bis zur Erschöpfung, im aufpeitschenden Lärm sich endlos hinziehender Kämpfe gestanden haben, muß dem Hagel von Granaten, Schrapnellen, Bomben und Minen, muß dem Maschinengewehrfeuer sowie dem blanken Stahl Trotz geboten, man muß geblutet haben, um die Gefühle des Soldaten zu verstehen, wenn ihn Blessiertenträger auf primitiven Tragbahren, meist erst im Dunkel der Nacht, rückwärts schaffen, in manchmal tagelangen Märschen zu Tale befördern, wenn er dann in einem Sanitätszuge zum ersten Male wieder eine menschliche Liegestätte und im Feldspital vier Wände — vier nackte Wände, ein köstliches Gut! — findet. Der Blessiertenträger, der seine Wunde verbindet, der Mann, der seinen Durst stillt, der ihn beim Gehen stützt, der sein Gesicht von Erde, Pulverdampf und Blut reinigt, erscheint ihm ein Wohltäter: größer und mildtätiger als der Reiche, der ihm im Frieden Haus und Hof schenken wollte . . . Die Krankenstuben der Feldspitäler sind erfüllt von Bescheidenheit, Demut und Dankbarkeit . . . Und in den einsamen Stunden der Nacht, da die brennende Wunde den Schlaf verscheucht, öffnen sich Gehirn und Herz der Erinnerung; Heimweh, Sorge um Weib und Kind, die Sorge des Krüppels um die Zukunft nehmen den Verwundeten gefangen. Eine eigenartige Stille liegt in diesen Zimmern. Sie unterbricht nur selten ein Schmerzenslaut, denn selbst der gepeinigteste Soldat vergißt nicht die Rücksicht auf die Kameraden. Eine seltsame Stimmung liegt in dieser ersten Unterkunft der Opfer des Krieges.

In diese Stuben, in diese Stille trat Erzherzogin Zita. Nicht die Erzherzogin kam, die festlich empfangen wird, sondern die Gemahlin des Lenkers jener Schlacht, in der die Pfleglinge dieses Spitals ihre Wunden empfingen. Trost und Labung spendend trat sie an die Betten heran, um zu beschenken, zu erhören, zu erfüllen . . . Der Kampf macht schweigsam; aus der Fülle des Erlebten will aber jeder verschenken, wenn er wieder von Ruhe umgeben ist. Erzherzogin Zita lieh jedem Soldaten ihr Ohr, gern hörte sie die Erlebnisse des einfachen Infanteristen, sein braves Kämpfen fand ihren Beifall, aufmunternd wies sie ihm den Weg in die Zukunft. Teilnahmsvoll nahm die Erzherzogin die Sorgen der Verwundeten um Haus und Feld, um Weib und Kind in sich auf . . . Sie gab und empfing Liebe . . .

An den Kochkesseln der Kranken versuchte sie die kräftigende Suppe und — ferner ihren Schützlingen — wurde sie ihr Fürsprecher bei Spitalskommandanten und Ärzten. Die vor ihr in Wunden und Fiebern lagen, sie alle hatten brav gestritten. Der Gedanke an die ferne Heimat hat ihren Arm nicht zittern lassen. Nun aber, da sie dem Tumult der Schlacht entrückt sind, da ihr Arm zerschmettert, ihre Brust durchschossen ist, gehört ihr Wünschen und Sehnen dem Daheim. Erzherzogin Zita erbat für so Manchen die Abtransportierung in ein Heimatspital.

„Man könnte vor ihr niederknien und beten", — dieses schöne Wort wurde gesprochen, als die hohe Frau das Feldspital in Borgoprund verließ.

Während Erzherzogin Zita ihre Samariterfahrt fortsetzte, wies der Thronfolger seinen Truppen den Weg in die walachische Tiefebene. Gleich einer Sturmflut drangen sie durch die Pässe, überwanden sie verschneite

Gebirge. Immer schwächer wurde der Widerstand. Bald war der Argesul erreicht und man stand vor Bukarest.

Erzherzog Carl hatte jetzt seinen Standort in Schäßburg, vielleicht der malerischesten Stadt Siebenbürgens.

Auf einem Hügel steht die alte Burg, deren Mauern und Türme, beredte Zeugen der Kraft vergangener Geschlechter, mit anerkennenswerter Pietät erhalten werden.

Von dieser Burg singt Schesäus:

„Auf dem steil abstürzenden Berg ist Schäßburg gelegen,
Immer wird leuchten sein Schmuck und sein Ruhm die Zeit überdauern,
Da seiner Mauern Wall den Waffen des Bathori trotzte."

Alles erinnert hier an Kriegsnot. Selbst das Denkmal des Dichters Petöfi läßt keinen anderen Gedanken aufkommen, denn wir erinnern uns, daß er unfern der Stadt anno 1849 auf dem Schlachtfelde seinen Tod fand. Und bei der Ruine des Goldschmiedturmes wird uns der Platz gezeigt, von dem aus ein wackerer Bürger mit seiner Hakenbüchse den türkischen Heerführer Ali Pascha traf, der, vor der Stadt auf einem Elefanten haltend, den Angriff leitete. Die alten Mauern sind nach den letzten Angriffen der Kuruzen als Grenzen der Stadt gefallen. Rings um ihre Überreste ziehen sich nun Anlagen, die auch die Burg wie aus einem Walde herauswachsen lassen. Ob man von hier ins Tal oder von den benachbarten Bergen auf jene blickt: es gibt nicht viele Plätze im Lande, die schöner wären.

Wir wollten länger vor diesem Bilde verweilen, diesem Bilde des Krieges und Friedens zugleich! Eine anmutige Natur möchte so gern keinen Gedanken an Schlachtenlärm und Haß aufkommen lassen. Und doch:

von Schäßburg aus sollte sich Rumäniens Schicksal und — das Schicksal des Feldherrn zugleich erfüllen.

Schmerzliche Kunde war in die uralte Sachsenstadt gedrungen. Der greise Vater seiner Völker, Franz Joseph, war müde geworden. Den Großneffen berief er zu sich, um vor dem Abschied vom irdischen Reich mit seinem Regierungsnachfolger Zwiesprache zu halten . . .

Ende Oktober 1916 war nach Schäßburg, dem damaligen Standorte des Heeresfrontkommandos Generaloberst Erzherzog Carl die erste Nachricht von einer leichten Verkühlung des greisen Kaisers und Königs Franz Joseph gedrungen. Mußte auch mit Rücksicht auf das hohe Alter des Herrschers jede Unpäßlichkeit — nur um eine solche handelte es sich damals — ernst genommen werden, so gab man sich gern der Hoffnung hin, daß der ehrwürdige Monarch auch diese Störung seines Wohlbefindens bald überwinden werde.

Am 11. November befand sich der Thronfolger Erzherzog Carl, wie so oft, bei seinen geliebten Truppen. Er weilte im Gebirge östlich Gyergyo-Ditro und inspizierte dort Abteilungen des 21. Korps. Früher als sonst kehrte der jugendliche Feldherr in seinen Standort zurück. Es war 5 Uhr nachmittags. Kurze Zeit danach verbreitete sich beim Kommando und in der Stadt die Hiobsbotschaft, daß eine schwerwiegende Verschlechterung im Befinden des Kaisers Franz Joseph eingetreten sei. Und diese Kunde erfuhr noch eine schmerzliche Verschärfung durch die Tatsache, daß Vorbereitungen für die eheste Abreise des Thronfolgers getroffen wurden.

Als Erzherzog Carl auf seiner Fahrt beim 1. Armeekommando in Szekely Udvarhely weilte, empfing er ein dringendes Telegramm des Ersten Obersthofmeisters Fürsten Montenuovo, das ihn mit Rücksicht

auf eine im Befinden des greisen Monarchen eingetretene besorgniserregende Verschlimmerung einlud, so rasch als möglich nach Wien zu kommen. Tief ergriffen vernahm der Thronfolger diese Botschaft, die für die Monarchie und doppelt für ihn bedeutungsvoll war. Erzherzog Carl zog sich damals, in Schäßburg wieder eingetroffen, zurück, schwärmerische Liebe zum kaiserlichen Großoheim und die Vorahnung des Schweren, das seiner harrte, ließ ihn wohl von Gott die Genesung des Herrschers erflehen. Doch nur kurze Zeit konnte sich der Thronfolger seinen eigenen Gedanken hingeben. Die Abreise, die für den gleichen Abend festgesetzt wurde, machte zahlreiche wichtige Verfügungen wegen der Übergabe des Kommandos, die nach seinem heißen Wunsche nur eine vorübergehende sein sollte, notwendig.

In diesen wenigen Nachmittagsstunden hatte die Telegraphenzentrale des Heeresfrontkommandos eine Arbeit von ungeheuren Dimensionen zu bewältigen.

Es wurde Abend. Der kleine Bahnhof von Schäßburg war wie seit langem überfüllt mit Zügen. Das schwache Licht einiger Lampen ließ zahlreiche Transporte erkennen, die ihrer Abfertigung harrten. Aus den Waggons drangen die Heimatslieder der Mannschaft, scharfe Kommandoworte und Hornsignale brachten Ordnung in das bewegte militärische Bild. In dieses Leben, das von den bedeutsamen Vorgängen in Schönbrunn noch nichts wußte, schoben sich langsam und feierlich die Wagen des Hofzuges. Es war etwa 8 Uhr abends. Begleitet vom Flügeladjutanten Oberstleutnant Brougier und dem Personaladjutanten Rittmeister Groß, vom Dienstkämmerer Oberstleutnant Grafen Ledochowski und dem Ordonnanzoffizier Rittmeister Grafen Hunyady kam Erzherzog Carl zur Bahn. Offiziere des Heeres-

frontkommandos, die dem Thronfolger dienstlich näher standen oder vom Dienste abkommen konnten, hatten sich zum Abschiede eingefunden. Sie blickten in ein jugendliches Antlitz, das die tiefen Eindrücke der letzten Stunde so schmerzlich ernst gemacht hatten. Und als sie nun den Händedruck und das „Auf Wiedersehen!“ ihres erlauchten Kommandanten empfingen, da wollte dieser Gruß kein rechtes Echo finden. Eine dunkle Ahnung ließ sie glauben: es gibt kein Wiedersehen mit dem „Thronfolger“.

Langsam und still glitt dieser Zug hinaus, um kurz außerhalb der Station ein hastendes Tempo anzuschlagen. Es galt, Wien je eher zu erreichen.

Bangen Herzens verfolgte die Heeresfront die Nachrichten aus Wien. Ihre Sorge war eine zweifache; sie galt dem Leben des Herrschers, der nun bald das achtundsechzigste Jahr seiner weisen und liebevollen Regierung vollenden sollte, und der Zukunft des Thronfolgers, den die Heeresfront so gern weiterhin ihren Führer nennen wollte. Die Erfüllung dieses Wunsches blieb ihr versagt. Der nächste Befehl war der Abschiedsbefehl, den der Kaiser und König gewordene Feldherr aus Schönbrunn de dato 22. November 1916 an die Heeresfront richtete:

„Gott der Allmächtige hat Mich in den entscheidenden Tagen des gewaltigen Krieges zur Herrschaft berufen. Vor neue, größere Pflichten gestellt, übergebe Ich schweren Herzens das bisher geführte Kommando.

Führer und Soldaten der Heeresfront! In großer Zeit scheide Ich von Euch. Ob Ihr jetzt, die Früchte sorgsam überdachter Vorbereitungen erntend, tief ins Land unseres einstigen Verbündeten eindringt, oder ob Ihr auf den verschneiten Wällen der Karpathen unerschüttert

treue Grenzwacht haltet: Euer Heldenmut und Euere Ausdauer zahlen dem Verräter den verdienten Lohn.

Mit Dankbarkeit und Wehmut gedenke Ich heute all der Helden, die in hartem Ringen mit einem an Zahl überlegenen Feind ihr Leben hingaben für die glückliche Zukunft der engverbündeten Mittelmächte. Die Erinnerung an sie lebt unauslöschlich in unseren Herzen. Und danken will Ich heute auch den Führern und ihren tapferen Truppen, die nicht bloß das schöne Land Siebenbürgen in raschem Siegeslauf von feigem Überfall befreit haben, sondern die auch in mächtigem Anprall und unermüdlichem Ringen hier bereits tief in die Marken des Feindes eingedrungen sind, während sie andernorts in freigewählten Linien einen festen Grenzwall bilden, an dem alle Feindeswaffen zuschanden werden. Wenn Ich nun nicht mehr an Euerer Spitze stehe und mit Euch die Wege schreiten kann, die zum Siege führen: Mein Soldatenherz weilt doch ganz besonders unter Euch und stets gilt Euch Mein heißer Wunsch, daß Gottes reichster Segen Euch geleite; Euch zum Ruhm und zum Heil der großen Sache, für die wir alle einstehen in der festen Zuversicht unseres gerechten Sieges."

Der Herrscher

Am 12. November 1916, 2 Uhr 10 Minuten nachmittags, also nach etwa achtzehnstündiger Fahrt sollte der Hofzug Wien erreichen, der den Thronfolger zu dem greisen Herrscher brachte. Schon in Stadlau erwartete Erzherzogin Zita ihren hohen Gemahl; das erzherzogliche Paar fuhr nun von hier mittels Kraftwagens direkt nach Schönbrunn, wo der Thronfolger sogleich den Kaiser wiedersah.

Dann schien es, als wollte das fliehende Leben noch einmal sich besinnen. Am 20. November noch entschied der greise Kaiser, daß der Thronfolger nicht mehr an die Front zurückkehren sollte. Nach der schweren Attacke, der seine Gesundheit diesmal ausgesetzt war, wollte der Monarch den Erben der Krone fürderhin um sich wissen. Generaloberst Erzherzog Joseph wurde zum Nachfolger des Erzherzogs Carl, der gleichfalls seit dem 1. November die Charge eines Generalobersten bekleidete, im Kommando der Heeresfront bestimmt. Kaiser Franz Joseph befahl auch, daß dem Thronfolger, den er mit einer wahrhaft väterlichen Liebe umgab, die besondere belobende Anerkennung für die meisterhafte Führung der gegen Rumänien aufgebotenen Armeen ausgesprochen werde.

Es kam der 21. November. Es ging zu Ende. In den Nachmittagsstunden schon fühlte sich der Kaiser recht müde. Er, dem ein eisernes Pflichtgefühl auch in schwerer

Krankheit nicht gestattete, den Arbeitstisch zu verlassen, fühlte nicht mehr die Kraft, die Akten zu erledigen, die ihm nachmittags zur Unterschrift und Durchsicht auf den Tisch gelegt worden waren. Voll Kummer sah er die Mappe und nur die Versicherung seiner Umgebung, ihn am nächsten Morgen früher als sonst zu wecken, ließ ihn sein Ruhelager aufsuchen. In den Abendstunden konnte wieder der Eindruck gewonnen werden, als würde das traurige Ereignis doch später, als befürchtet, eintreten und so begab sich Erzherzogin Marie Valerie noch zur Bahn, um ihre Schwester Prinzessin Gisela abzuholen. Da trat gegen 9 Uhr fast unvermittelt der Verfall ein. Rasch wurde die Erzherzogin zurückberufen, sie kam gerade noch zurecht, um gleich Erzherzog Carl, Erzherzogin Zita und Erzherzogin Maria Josepha tief erschüttert den Sterbegebeten zu folgen, die Hof- und Burgpfarrer Seydl sprach. Bei den letzten Worten des Prälaten floh das Leben aus der irdischen Hülle des längstregierenden Habsburgers. Kronprinz Otto legte einen Tannenbruch auf die Brust des Urgroßonkels, der in die ewigen Jagdgefilde einzog . . .

Im Vorzimmer zur Thronfolgerwohnung waren zu dieser Stunde zahlreiche Damen und Herren des Gefolges, Kammerfrauen und Diener versammelt. Eine eigenartige Stimmung lag in dem Raum, als ihn der Hof- und Burgpfarrer mit den Worten betrat: „Seine Majestät ist soeben verschieden."

Ins Maria Theresienzimmer begaben sich nunmehr die Hofdamen der Erzherzogin Zita, die in diesem Augenblick aufgehört hatte, Erzherzogin zu sein, Gräfin Nora Nostitz und Elisabeth von Kállay, die Hofdame der Frau Erzherzogin Maria Josepha, Markgräfin Crescence Pallavicini, Generalmajor Zdenko Prinz Lobkowitz,

Dienstkämmerer Oberstleutnant Graf Wladimir Ledochowski und Flügeladjutant Oberstleutnant Rudolf Brougier; sie harrten — man wagte es noch kaum auszusprechen — des jungen Kaiserpaares.

Und nun kamen vom Sterbegemach her durch die große Galerie Kaiser und König Karl, Kaiserin und Königin Zita und die Mutter des jungen Herrschers. Der Monarch trug in dieser Stunde die Großadmiralsuniform. Tief ergriffen nahte das Gefolge dem Kaiserpaar, um ihm mit Handkuß zu huldigen. Das Bild des tränenüberströmt dastehenden Kaiserpaares war überwältigend . . .

Dann traten die Herrscherpflichten an die junge Majestät heran. Sein erstes Wort galt seinen Völkern. Die ewig in unserem Gedächtnis fortlebende Kundgebung wurde entworfen, die den Manen des Verewigten kindliche Liebe und Ehrerbietung zollte und den Völkern den Ausblick in eine vom Geiste der Gerechtigkeit und Liebe erfüllte Zukunft eröffnete:

„Tief bewegt und erschüttert stehe Ich und Mein Haus, stehen Meine treuen Völker an der Bahre des edlen Herrschers, Dessen Händen durch nahezu sieben Jahrzehnte die Geschicke der Monarchie anvertraut waren.

Durch die Gnade des Allmächtigen, die Ihn in frühen Jünglingsjahren auf den Thron berufen hatte, ward Ihm auch die Kraft verliehen, unbeirrt und ungebrochen durch schwerstes menschliches Leid, bis ins hohe Greisenalter nur den Pflichten zu leben, die Sein hehres Herrscheramt und die heiße Liebe zu Seinen Völkern Ihm vorschrieben.

Seine Weisheit, Einsicht und väterliche Fürsorge haben die dauernden Grundlagen friedlichen Zusammen-

lebens und freier Entwicklung geschaffen und aus schweren Wirren und Gefahren, durch böse und durch gute Tage, Österreich-Ungarn durch eine lange und gesegnete Zeit des Friedens auf die Höhe der Macht geführt, auf der es heute im Verein mit treuen Verbündeten den Kampf gegen Feinde ringsherum besteht.

Sein Werk gilt es fortzusetzen und zu vollenden.

In sturmbewegter Zeit besteige Ich den ehrwürdigen Thron Meiner Vorfahren, den Mein erlauchter Ohm Mir in unvermindertem Glanze hinterläßt.

Noch ist das Ziel nicht erreicht, noch ist der Wahn der Feinde nicht gebrochen, die meinen, in fortgesetztem Ansturme Meine Monarchie und ihre Verbündeten niederringen, ja zertrümmern zu können.

Ich weiß Mich eins mit Meinen Völkern in dem unbeugsamen Entschluß, den Kampf durchzukämpfen, bis der Friede errungen ist, der den Bestand Meiner Monarchie sichert und die festen Grundlagen ihrer ungestörten Entwicklung verbürgt.

In stolzer Zuversicht vertraue Ich darauf, daß Meine heldenmütige Wehrmacht, gestützt auf die aufopfernde Vaterlandsliebe Meiner Völker und in treuer Waffenbrüderschaft mit den verbündeten Heeren, auch weiterhin alle Angriffe der Feinde mit Gottes gnädigem Beistande abwehren und den siegreichen Abschluß des Krieges herbeiführen wird.

Ebenso unerschütterlich ist Mein Vertrauen, daß Meine Monarchie, deren Machtstellung in der altverbrieften, in Not und Gefahr neu besiegelten, untrennbaren Schicksalsgemeinschaft ihrer beiden Staaten wurzelt, nach innen und nach außen gestählt und gekräftigt aus dem Kriege hervorgehen wird; daß Meine

Völker, die sich, getragen von dem Gedanken der Zusammengehörigkeit und von tiefer Vaterlandsliebe, heute mit opferfreudiger Entschlossenheit zur Abwehr der äußeren Feinde vereinen, auch zum Werke der friedlichen Erneuerung und Verjüngung zusammenwirken werden, um die beiden Staaten der Monarchie mit den angegliederten Ländern Bosnien und Herzegowina einer Zeit der inneren Blüte, des Aufschwunges und der Erstarkung zuzuführen.

Indem Ich des Himmels Gnade und Segen auf Mich und Mein Haus, wie auf Meine geliebten Völker herabflehe, gelobe Ich vor dem Allmächtigen, das Gut, das Meine Ahnen Mir hinterlassen haben, getreulich zu verwalten.

Ich will alles tun, um die Schrecknisse und Opfer des Krieges in ehester Frist zu bannen, die schwervermißten Segnungen des Friedens Meinen Völkern zurückzugewinnen, sobald es die Ehre unserer Waffen, die Lebensbedingungen Meiner Staaten und ihrer treuen Verbündeten und der Trotz unserer Feinde gestatten werden.

Meinen Völkern will ich ein gerechter und liebevoller Fürst sein. Ich will ihre verfassungsmäßigen Freiheiten und sonstigen Gerechtsame hochhalten und die Rechtsgleichheit für alle sorgsam hüten. Mein unablässiges Bemühen wird es sein, das sittliche und geistige Wohl Meiner Völker zu fördern, Freiheit und Ordnung in Meinen Staaten zu beschirmen, allen erwerbstätigen Gliedern der Gesellschaft die Früchte redlicher Arbeit zu sichern.

Als kostbares Erbe Meines Vorfahren übernehme Ich die Anhänglichkeit und das innige Vertrauen, das Volk und Krone umschließt. Dieses Vermächtnis soll Mir

die Kraft verleihen, den Pflichten Meines hohen und schweren Herrscheramtes gerecht zu werden.

Durchdrungen von dem Glauben an die unvernichtbare Lebenskraft Österreich-Ungarns, beseelt von inniger Liebe zu Meinen Völkern, will Ich Mein Leben und Meine ganze Kraft in den Dienst dieser hohen Aufgabe stellen."

„An Meine Völker!" In den gewitterschwülen Tagen, da die ersten Flammen des ungeheuren Weltbrandes emporzüngelten und aller Atem stockte, in der dumpfen Vorahnung umwälzender Ereignisse lasen wir jene Worte. Des Herrschers Kriegsmanifest war erschienen und unter diesem ergreifenden Dokument, das uns zu Tränen rührte, das in jeder Brust erhebende Gefühle auslöste, in jedem Herzen stürmischen Widerhall weckte, stand: Franz Joseph.

Zweieinviertel Jahre waren seit jenem Zeitpunkte verstrichen, Geschehnisse von gigantischer Wucht, von historischer Tragweite rollten dahin, füllten die Spanne aus, die uns von damals trennte. Und wieder lasen wir die Worte „An Meine Völker!", wieder leiteten sie ein geschichtlich bedeutendes Dokument ein, eines, das die gesamte Habsburger-Monarchie erbeben machte. Doch um diesen Ruf des Kaisers an seine Untertanen schlang sich ein breiter, schwarzer Rand und unter der Proklamation stand: Karl.

Kaiser Franz Joseph, die hehre Lichtgestalt auf dem alten Habsburger-Throne hatte seine milden, gütigen Augen zum ewigen Schlummer geschlossen. Und der neue Monarch wandte sich an seine Völker, erließ ein Manifest, das den Völkern Österreich-Ungarns kündete, wie Kaiser Karl das Walten des Verblichenen wertete, welche Aufgaben er sich stellte. Vom Schlachtfelde weg, mitten

aus dem Donner der Geschütze war der Thronfolger nach Wien berufen worden — an das Sterbebett seines Großoheims. Und als die bangen, lähmenden Stunden verflossen waren, die Stunden des Zweifelns, Fürchtens, des Hoffens, als die Ärzte die traurige Gewißheit gaben, daß menschliche Kunst nichts mehr zu wirken vermöchte, da wußte der junge Erzherzog, daß seines Lebens verantwortungsvollster, bedeutsamster Augenblick nahte. Franz Joseph I. war in dem Herrn entschlafen, kein anderer als der Tod hatte ihn der Arbeit entreißen gekonnt, der er fast bis zu seinem letzten Augenblicke oblegen war, der Arbeit, der Pflicht, der Sorge um seine Untertanen, denen er stets ein liebender Vater gewesen. Der Thronfolger, der Erzherzog, der vor kurzem erst als Heerführer ruhmgekrönter, siegreicher Truppen Ausgezeichnete war Kaiser, war der Herrscher mächtiger Lande, war der Nachfolger Franz Josephs I. geworden.

„An Meine Völker!" Dieselben Worte, die Kaiser Franz Joseph am 29. Juli 1914 gesprochen, sprach nun sein Nachfolger, sprach Kaiser Karl in den späten Abendstunden des 21. November 1916, an dem Tage, da er das Erbe seiner Vorfahren übernahm, den Thron bestieg, den ihm sein Ohm, umstrahlt von der Liebe seiner Völker und der unerschütterlichen Zuversicht in den endgültigen herrlichen Sieg, hinterlassen. Und diese Proklamation zeigte der Welt, daß ein Friedensfürst und Volkskaiser das Erbe seiner Väter antrat, daß in dem neuen Herrscher der Geist, die Kraft und der Wille seines glorreichen Vorgängers leben, daß auch der neue Monarch durchdrungen ist von dem Bewußtsein seiner hohen Pflichten und Aufgaben, daß das Österreich-Ungarn Kaiser Karls das Österreich-Ungarn Kaisers Franz Joseph ist und bleibt.

Der Trauer um den verewigten Kaiser — die Trauer im Herzen trägt Kaiser Karl wohl heute noch um ihn — war eine knappe Zeit zugemessen. Zu stürmisch pochten die Ereignisse an die Tore der umflorten kaiserlichen Residenz. Kaiser Wilhelm und der König der Bulgaren trafen vor der Leichenfeier in Wien ein. Der Deutsche Kaiser, den eine damals noch nicht behobene Erkältung hinderte, seinem verewigten Freund und Bundesgenossen auf dem letzten Wege zu folgen, erschien am 28. November an der Bahre Franz Josephs. Unser Kaiser, der Deutsche Kaiser und Zar Ferdinand vereinigten sich in jenen Tagen zu vertrauter Unterredung, die dem Gedenken des großen Verblichenen gewidmet war. Herrlicher Sonnenschein lag dann am 30. November über der trauernden Stadt, die gleich Tausenden und Abertausenden aus allen Ländern der Monarchie und der verbündeten Reiche den letzten Abschied von Kaiser Franz Joseph nahm. Der König der Bulgaren und der deutsche Kronprinz, der König von Bayern und die anderen deutschen Bundesfürsten und der türkische Thronfolger gaben dem verstorbenen Kaiser das letzte Geleite und an seinem Sarge standen die Liebe seiner Völker und die Treue seiner Bundesgenossen. Der Friedenskaiser ward inmitten des tobenden Weltkrieges zu Grabe getragen. Unsagbares Weh ergriff alle, die diesen Trauerzug verfolgten. All die Tage, die seit dem Hinscheiden des greisen Kaisers bis zu seiner Bestattung verstrichen waren, fühlten wir uns tief getroffen von des Schicksals Ratschluß, der dem Leben des hochbetagten Herrschers ein Ende gesetzt hatte. Da schien sich plötzlich der Schleier der Trauer zu heben, der sich auf unser Fühlen und Denken gesenkt hatte, als wir hinter dem schwer in Holz geschnitzten, wuchtigen Leichenwagen mit

seinem düster-schönen Baldachin das Bild der Zukunft sahen, das Bild einer im Innersten aufblühenden Hoffnung: unser junges Kaiserpaar, den Kronprinzen zwischen sich. Menschlichkeit und Stolz, bitterstem Schmerz und sieghaftes Vertrauen in jeder Linie des Ausdruckes. Uns allen war so, als ginge neben dem wunden Schmerz die junge, lebensvolle Flamme der Hoffnung einher. Als wäre dem Schmerz um den Abschluß eines innigst geliebten Lebens ein rührend schöner Ausblick in die noch umflorte Zukunft gegönnt. Wir wären nicht Menschen gewesen, wenn wir nicht den Gruß, die Nähe beglückenden Lebens empfunden hätten. In jenen Zeiten eines schwerwiegenden Völkerschicksals hörten wir mit doppelter Freude das Wort, das unsere Lippen noch in gedämpften Lauten sprachen: unser junger Kaiser, unsere junge Kaiserin. Wir werden es nie vergessen, wie der Kaiser mit sicherem Blick auf die Menge rechts und links sah, die in seinem Blick nach ihrer Zukunft forschte, wir werden nie vergessen, daß uns das Schicksal in unserer schwersten Trauer wieder eine Kaiserin schenkte. Und auch einen Kronprinzen. Wir erinnerten uns plötzlich — merkwürdig, daß das eine Erinnerung war — wieviel wir unserem jungen Kaiser eben in den letzten Monaten zu verdanken hatten, daß er ja der stärkste und siegreichste Führer unserer Truppen war. Und auch das Bild jener anderen Szene aus diesem großen Kriege wurde vor uns lebendig, da die damalige Erzherzogin Zita mit ihrem Erstgeborenen auf den Balkon des Schönbrunner Schlosses neben Kaiser Franz Joseph trat und Kronprinz Otto mit seinen Kinderhändchen unablässig über die Balkonbrüstung winkte.

Der Kaiser und sein Haus haben uns in jenen ersten Tagen seiner Regierungszeit ganz gefangen genommen.

Und was er in jenen ersten Tagen tat, war wohl geeignet, das Vertrauen in die neue Herrschaft, zu der uns noch Franz Joseph verpflichtet hatte, zu befestigen. In gönnerhafter Weise hat das Ausland festgestellt, daß der Regierungswechsel in Österreich-Ungarn ohne größere Erschütterungen vor sich gegangen sei. Uns hat das nicht überrascht. Im Rückblick auf ein Jahr dieser jungen Regierung freuen wir uns aber der Erinnerung, daß Kaiser Karl als stürmischer Sieger an unsere Spitze trat. Man hegte wohl schon damals keinen Zweifel, daß die Thronbesteigung eines jungen Herrschers nach der Regierung eines greisen Monarchen gar manchen Wandel in persönlichen Beziehungen bringen mußte. Die Paladine Franz Josephs haben, neben ihrem Allerhöchsten Herrn treu ausharrend, auf das otium cum dignitate, das ihnen nach jahrzehntelanger aufopferungsvollster, getreuester Dienstleistung gebührte, um ihres alten Herrn willen verzichtet. Ein junger Herrscher konnte die Rücksichten auf die Vorrechte des höheren Alters nicht beiseiteschieben. Das stürmische Tempo, das die weltbewegenden Ereignisse in den letzten Monaten einschlugen, hätte sicher auch unter Kaiser Franz Joseph Evolutionen auf allen Gebieten gefördert. Ihnen konnte begreiflicherweise auch Kaiser Karl sich nicht entziehen. Die Pietät und die Ritterlichkeit, mit der der junge Kaiser diese in den ersten Wochen an ihn herangetretenen Fragen löste, werden ihm unvergessen bleiben. Als Kaiser Franz Joseph seine Augen für immer schloß, war Minister des Äußern Freiherr von Burian; er stand zugleich dem gemeinsamen Finanzministerium vor. Generaloberst Freiherr von Krobatin verwaltete das Kriegsressort. Dr. von Koerber regierte in Österreich, Graf Tisza in Ungarn. Die nächste Umgebung des

Kaisers bildeten Erster Oberstthofmeister Fürst Montenuovo, die Generaladjutanten Generaloberſten Graf Paar und Freiherr von Bolfras, Kabinettsdirektor Freiherr von Schießl. Sie alle bestätigte Kaiser Karl vorerst in ihren Stellungen. Nur allmählich und durch den wärmsten Dank des jungen Monarchen geehrt, schieden sie aus den Verwendungen, in denen sie durch viele, viele Jahre ihr Bestes für ihren Herrn und fürs Vaterland geleistet hatten. Als am 3. Januar 1917 der Chef der Militärkanzlei Generaloberst Freiherr von Bolfras auf sein Ansuchen vom Amte schied, rief ihm der Kaiser zu, es möge ihn als schönsten Lohn seiner langen, im Kriege und im Frieden ausgezeichneten Dienstleistung das beglückende Bewußtsein begleiten, den ihm gestellten Aufgaben in hervorragender Weise gerecht geworden zu sein, die hohe Verehrung weitester Kreise der Wehrmacht, die vollste Zufriedenheit und das uneingeschränkte Vertrauen des verewigten Kaisers erworben zu haben. Wenn Kaiser Karl dabei dem Wunsche Ausdruck gab, auch in der Zukunft auf den treubewährten Rat des Freiherrn rechnen zu können, so lag in diesen Worten nicht nur die Absicht, auszuzeichnen, sondern in der Tat auch die, auf den Rat dieses ausgezeichneten Generals nicht zu verzichten. Die Wehrmacht weiß ihrem obersten Kriegsherrn Dank, daß er den Generaloberſten Freiherrn von Bolfras neben Erzherzog Friedrich, General der Infanterie Galgotzy, Feldmarschalleutnant von Kailer und Oberst Freiherrn von Zeidler in die Kommission berief, die in Ermanglung eines statutarischen Ordenskapitels die Würdigkeit der ersten Militär-Maria-Theresien-Ordens-Kandidaten prüfte. Wenig später schied Generaloberst Graf Paar aus dem Hofdienste. Ihn, der fast sechzig Jahre gedient und davon

nahezu dreißig Jahre um die Person Franz Josephs verbracht hatte, hatten die seelischen Aufregungen beim Ableben seines Herrn so sehr angegriffen, daß er um seine Versetzung in das nichtaktive Verhältnis bat. Graf Paar hat es gewiß als hohe Gnade des Allmächtigen empfunden, daß es ihm gegönnt war, ein Menschenalter lang in mustergültiger Weise seine Pflicht getan zu haben, durch drei Jahrzehnte dem erhabenen Monarchen in besonderer Vertrauensstellung zur Seite gestanden zu sein. Darauf verwies ihn Kaiser Karl, als er ihn auch seiner fortdauernden Gnade versicherte. In den ersten Februartagen ging dann der Wechsel in den obersten Hofämtern vor sich. Fürst Montenuovo, Graf Lanckoronski, Freiherr von Schießl schieden von ihren Ämtern. Mit aufrichtig empfundenem Bedauern sah Kaiser Karl die Männer von der Spitze seines Hofstaates scheiden, die seinem Großoheim durch eine Reihe von Jahren in treuer Anhänglichkeit zur Seite gestanden waren, sich durch unermüdliches und hingebungsvolles Wirken hervorragende Verdienste erworben und auch dem jungen Kaiser in der ersten Zeit nach seinem Regierungsantritte mit Rat und Tat beigestanden hatten. Kaiser Karl umgab sich nur allmählich mit neuen Ratgebern. An die Spitze seines Hofstaates trat als Erster Obersthofmeister Konrad Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der dem Monarchen schon in seiner Jugend nähertreten durfte, sich als Statthalter in der Bukowina und in Triest, als österreichischer Minister des Innern, gemeinsamer Finanzminister und k. k. Ministerpräsident als moderner Geist erwiesen hatte. Zum Oberstkämmerer wurde Graf Berchtold, der ehemalige Minister des Äußern, ernannt, der dem Thronfolger seit seinem Abgehen als höherer Kommandant ins Feld in der Eigenschaft eines Obersthofmeisters zur Seite ge-

standen war. Chef der Militärkanzlei wurde Feldmarschalleutnant Ritter von Marterer, Kabinettsdirektor Ritter von Polzer (später Graf Polzer-Hoditz). Es zeugt von der Dankbarkeit und Treue Kaiser Karls, wie er so manchen anderen Posten um sich besetzte. Zdenko Prinz Lobkowitz war nach seiner Großjährigkeitserklärung sein erster Kammervorsteher. Nun berief ihn der Kaiser wieder als Generaladjutanten zu sich. Oberstleutnant Graf Ledochowski hatte sich als Erzieher des Erzherzogs Max und später als Dienstkämmerer des Thronfolgers, Oberstleutnant Brougier in der Generalstabsabteilung des Edelweißkorpskommandos, darnach als Flügeladjutant des Erzherzogs Carl, Rittmeister Graf Hunyady als persönlicher Ordonnanzoffizier fast während der ganzen Kriegszeit Verdienste um den jugendlichen Souverain erworben. Sie wurden jetzt neben Oberstleutnant Freiherrn von Latinelli und Korvettenkapitän von Schonta die Flügeladjutanten des Kaisers und Königs. Wir haben schon gelesen, daß Oberst Freiherr von Zeidler-Sterneck dem Dragoneroffizier Erzherzog Carl als militärischer Lehrer zur Seite gestanden hatte; er gehörte später dem Heeresfrontkommando Erzherzog Carl an; nun wurde er Stellvertreter des Chefs der Militärkanzlei des Kaisers und Königs. Des Kaisers Erzieher war Graf Wallis. Welch rührender Dank liegt darin, daß Karl I., kaum auf den Thron gestiegen, seinen alten Führer verständigte, daß er ihn zum Feldmarschalleutnant und Geheimen Rat ernannt habe und ihn später mit dem Vorsitz der Kommission zur Beurteilung des Anspruches auf die Schwerter betraute. Kaiser Karl vergaß keines, der ihm je im Leben Dienste geleistet hatte; der Leutnant im Dragonerregimente Nr. 7 Viktor Groß

war, krankheitshalber aus der Aktivität geschieden, der Privatsekretär des Thronfolgers und ist schließlich Regierungsrat im Obersthofmeisteramte der Kaiserin geworden. Hauptmann Pintér, einst ungarischer Sprachlehrer des Erzherzogs Carl, der sich dann in mehr als zweijähriger Frontdienstleistung beide Militärverdienstmedaillen, das Militärverdienstkreuz und die Eiserne Krone erkämpft hatte, kam in die Militärkanzlei. Alle, die das Glück gehabt hatten, unter des Kaisers als Thronfolger unmittelbarem Befehle zu dienen oder ihm sonstwie zur Seite zu stehen, wurden in den ersten Tagen nach der denkwürdigen Thronbesteigung ausgezeichnet. Vor allem aber gedachte der Kaiser der Männer, die seinem großen Ohm mit Rat und Tat zur Seite gestanden hatten. So vollzog Kaiser Karl auch ein Vermächtnis seines Vorgängers, als er die von diesem zum Tage seines Regierungsjubiläums beabsichtigte Stiftung eines Franz Joseph-Kreuzes ins Leben rief, das die während dieses Krieges in der unmittelbaren Nähe und in der Militärkanzlei des verewigten Monarchen tätig gewesenen Generale, Offiziere und Militärbeamten erhalten sollten, als sichtbare Auszeichnung dafür, daß den damit Beteilten die Ehre und der Vorzug zuteil geworden war, in der schweren Zeit des Weltkrieges in der Nähe des alten Kaisers Dienst zu tun. Kaiser Karl vollzog auch ein Vermächtnis seines Großoheims, indem er das ihm zugedachte Kreuz selbst anlegte und an die von dem Heimgegangenen Bezeichneten ausgab.

Gleichwie die ersten Phasen der Regierungszeit des Kaisers und Königs Karl von Beweisen des Dankes für die Leistungen der Großen einer alten Zeit und der Kommenden einer neuen Zeit erfüllt war, strömte auch

ihm damals ein Meer von Liebe und Treue entgegen. Huldigungsdeputationen ohne Zahl, Deputationen der beiden Staaten, aller Länder, aller Stände, aller Vereinigungen nahten sich dem in neuem Glanze erstrahlenden Throne, um ihrer jungen, aber darum nicht minderen Treue und Liebe Ausdruck zu verleihen und von dem Monarchen die Versicherung seiner warmen Liebe und seines regen Interesses zu empfangen.

Der Kaiser weilte damals noch im Schlosse Schönbrunn. Kaiser Franz Joseph hatte nach Kriegsausbruch den Thronfolger, der ja oft als Vertreter des greisen Monarchen an der Front geweilt hatte, eingeladen, seine Familie in dem reizenden Lustschlosse unterzubringen. Der greise Kaiser wollte die Jugend um sich wissen. So war Kaiser Karl zu den Seinen zurückgekehrt, als er den Thron bestieg. Dann waren die Verhältnisse bescheiden genug. Vor allem fehlte es an Raum. Die Appartements des verewigten Kaisers waren neu zu gestalten; zu einem guten Teil wurden sie noch von seinem Hofstaate benützt. Auch viele andere Räumlichkeiten konnten noch nicht in Gebrauch genommen werden und bis in die kleinsten Einzelheiten war alles neu durchzudenken und zu regeln. Das Kaiserpaar nahm solche Beengtheit und die daraus resultierenden Hemmungen mit rührender Bescheidenheit hin, fanden doch die großen Empfänge damals ohnehin in der Hofburg statt. Die Übernahme des Armeeoberkommandos bestimmte den Kaiser aber dann doch, seinen Sejour zu verlegen. So lange noch das Armeeoberkommando in Teschen war, hielt sich der Kaiser dort wochenlang auf. Je mehr aber außen- und innenpolitische Fragen neben den militärischen Geltung gewannen, desto wichtiger erschien es, den Standort der obersten Heeres-

Der Kaiser bei Verwundeten der elften Isonzoschlacht

Der Kaiser nimmt auf dem Monte San Gabriele den Bericht eines der Verteidiger dieses vielumstrittenen Berges entgegen

leitung in die Nähe von Wien zu verlegen. So kam das Armeeoberkommando nach Baden und auch der Kaiser im Januar 1917 in das historisch bedeutsame Kaiserhaus in der Schwefelstadt.

* * *

Geschichtlich bedeutsame Persönlichkeiten zählten oft genug zu den Bewohnern und Besuchern des einfachen Hauses Nr. 69 am Platze in Baden. In seinen Zimmern mag auch mancher für die politische Geschichte Österreichs wichtige Akt unterfertigt worden sein. Welt- und kriegsgeschichtliche Entscheidungen wurden aber in diesem von der stillen Romantik der „alten Zeit" verklärten Bau unseres Wissens nur zweimal gefällt: in den Jahren 1805 und 1806, da Marschall Nicolas Soult, von Napoleons Gnaden Herzog von Dalmatien, während der Franzoseninvasion im Kaiserhause zu Baden sein Stabsquartier aufschlug (ob Napoleon I. selbst, der im Jahre 1809 von Schönbrunn nach Baden gekommen war, das Kaiserhaus betreten hatte, ist uns nicht bekannt) und in jenen Tagen, da Kaiser Karl gar oft im Kaiserhause weilte und die Vorträge seines Generalstabschefs und seiner Minister entgegennahm. Das Kaiserhaus blickt auf keine zu alte Geschichte zurück. Baron Contard hatte es im Jahre 1792 von einem unbekannten Architekten erbauen und im Jahre 1805 in den Besitz des schwedischen Generalkonsuls Freiherrn von Arnstein übergehen lassen, dessen Gemahlin in ihrem Badner Salon so illustre Gäste wie Talleyrand, Wellington und Hardenberg versammelte. „Kaiserhaus" im vollen Sinne des Wortes wurde es erst im April 1813, da Kaiser Franz II. das Gebäude erwarb. In zeitgenössischen Berichten lesen wir manch Interessantes über die Geschichte des Kaiserhauses in den Jahren 1813 bis 1834, in wel-

chen Jahren es Franz II. fast allsommerlich bezog. Da gab es prunkvolle Empfänge, wenn der Kaiser mit seiner gesamten Suite zum Sejour eintraf; dann wieder gefiel es Franz II., den festlichen Vorbereitungen auszuweichen und beim rückwärtigen Tor ins Kaiserhaus zu fahren; der Kaiser erschien plötzlich am Fenster, die auf dem Balkon des gegenüberliegenden Rathauses harrenden Trompeter und Paukenschläger fielen überrascht ein und das auf dem Hauptplatz angesammelte Publikum jubelte dem erwarteten Herrscher zu. Im Kaiserhaus empfing Kaiser Franz auch die Nachricht von dem Attentate, das der pensionierte Hauptmann Reindl am 10. August 1832 auf den Kronprinzen Ferdinand verübt hatte. Der Kronprinz war von der Kugel gestreift worden und eilte sofort in das Palais, das damals auch das „schöne" oder „schönste Haus" hieß, um seinen Vater über den Vorfall zu beruhigen. Auf den Knien bat Ferdinand der Gütige seinen durch die Greueltat empörten Vater um das Leben des Hochverräters, der dann auch seine Wahnsinnstat in der Festung Munkacs büßte. In den Jahren 1814 und 1818 wohnte die Kaiserin Maria Luise, 1817 Matthäus von Collin, der Erzieher ihres Sohnes, und dessen Gefolge im Kaiserhaus. Ein Sejour des Herzogs von Reichstadt im Kaiserhause läßt sich nicht sicher nachweisen. Von dort aus dürfte ihn aber im Jahre 1828 Franz II. zur Firmung geführt haben. An das Kaiserhaus knüpft sich auch die Erinnerung, daß in seinen Räumen Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, mit dem Architekten Kornhäusel die Pläne für die Weilburg beriet, die in den Jahren 1820 bis 1823 erbaut wurde. Anno 1828 zählte zu den Gästen des Kaisers Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige König von Preußen und Deutsche Kaiser. Mit dem Tode

des Kaisers Franz II. wurde es im Kaiserhause gar still. Erzherzogin Maria Anna und Erzherzog Karl Salvator bewohnten es durch einige Sommer. Kaiser Franz Joseph stellte jedoch das Haus vorwiegend Ministern zur Verfügung, die der Badener Kur bedurften, so Aehrenthal und Gautsch. Nun war das Kaiserhaus zu neuer Bedeutung erwacht. Wie gesagt: von dem Wunsche beseelt, den Zentralstellen der beiden Staaten seiner Monarchie und dem Armeeoberkommando nahe, sowie an dem zur deutschen obersten Heeresleitung führenden Schienenstrange zu sein, hatte Kaiser Karl sein Quartier im Kaiserhause aufgeschlagen.

Die Beengtheit der Verhältnisse im Kaiserhaus zu Baden, dann die lange Trennung des Kaisers von seiner Familie, des Kaisers, der doch so viele Monate des Krieges im Felde verbracht hatte, ließen dann die kaiserliche Familie am 15. März in Schloß Laxenburg Sejour nehmen und dadurch einen Sommersitz zu neuem Leben erwachen, der so lange den Dornröschenschlummer geschlafen hatte. Kaiser Franz Joseph und Kaiserin Elisabeth hatten in den ersten Jahren nach ihrer Verheiratung oft mehrere Wochen in Laxenburg zugebracht. Dort war auch Erzherzogin Gisela, jetzt Prinzessin von Bayern, am 12. Juli 1856 geboren worden. Im Jahre 1873, während der Wiener Weltausstellung, hatte der Schah von Persien im Schlosse gewohnt. Dann war Laxenburg durch viele Jahre die Residenz des Kronprinzen Rudolf und der Kronprinzessin Stephanie gewesen; es war in jener Zeit mit großem Komfort, erlesenem Geschmack und Kunstsinn eingerichtet worden. Im Park und auf den angrenzenden Feldern hatte es große Hasen- und Hühnerjagden gegeben, die glänzende Diners mit Musik abschlossen. Der Kronprinz und die Kronprinzessin machten in ihrem

schönen Heim, in dem Kunst, Wissenschaft und Musik mit großem Verständnis gepflegt und gefördert wurden, die Honneurs. Dort wurde auch am 2. September 1883 Erzherzogin Elisabeth Marie geboren und dort hat sie den größten Teil ihrer Kindheit zugebracht. In Schloß Laxenburg hat sie auch ihren späteren Gemahl, den Fürsten Otto Windischgrätz, kennen gelernt. Nach ihrer Vermählung und der Wiederverheiratung der Kronprinzessinwitwe Erzherzogin Stephanie stand Laxenburg einige Zeit leer; dann wurde es von der verwitweten Erzherzogin Marie Therese durch zwei Sommer bewohnt, bis ihr Jagdschloß Hall bei Admont vollendet worden war. Dann wurde Laxenburg vergessen, bis der Weltkrieg und der Tod Franz Josephs den neuen Kaiser in seine Räume rief.

Ein glühender Sommer, die Rücksicht auf die Kinder ließ schließlich die kaiserliche Familie in Schloß Wartholz Aufenthalt nehmen, das das Eden des Erzherzogs Karl Ludwig und mehr noch das Eden unseres Kaisers geworden ist. Viele Sommer hatte er am Fuße der Rax verbracht, in jenen Revieren seinen ersten guten Bock erlegt, in jener Villa — es ist kein Schloß — sein junges Familienglück geborgen. Und nun führte er die Kaiserin in das Haus am Wartkreuz. In schwerer Zeit.

Als aber die Durchbruchsschlacht am Isonzo vorbereitet wurde, begab sich der Kaiser an die Front, wo er wochenlang, selbst die siegreichen Armeen führend, blieb.

So zeichneten sich die äußeren Umstände des Thronwechsels ab. In den ersten Tagen aber schon unterfertigte der Monarch Handschreiben von schwerwiegendster Bedeutung.

An den damaligen k. k. Ministerpräsidenten Doktor

von Koerber erließ er das Handschreiben vom 22. November 1916:

„Eingedenk Meiner verfassungsmäßigen Obliegenheit zur Ablegung des im Artikel 8 des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867 über die Ausübung der Regierungs- und der Vollzugsgewalt vorgesehenen eidlichen Gelöbnisses gewärtige Ich Ihre auf die Erfüllung dieser Bestimmung abzielenden Anträge."

Ein Gelöbnis auf die österreichische Verfassung war die erste Thronrede des Kaisers. Warum den formellen Bedingungen erst später entsprochen werden wird, wollen wir aus den Ausführungen über den Gang der inneren Politik in Österreich während der Regierung des Kaisers Karl entnehmen.

Den Grafen Tisza, den ungarischen Ministerpräsidenten wies der König Karl, dieses Namens der IV., an:

„Von der Absicht geleitet, Mich sobald als möglich zum König von Ungarn und Kroatien-Slawonien und Dalmatien krönen zu lassen, weise Ich Sie an, daß Sie mit dem Reichstage in Berührung treten und Ihre hierauf bezüglichen Vorschläge Mir erstatten mögen."

Wir greifen der Besprechung der von König Karl inaugurierten ungarischen Politik vor, wenn wir, um des Zusammenhanges willen schon hier berichten, daß König Karl den Bitten der ungarischen Nation, einen Teil des Jahres mit dem im Gesetze umschriebenen Hofstaate in Ungarn zu verbringen und den Thronfolger unter Mitwirkung hervorragender ungarischer Persönlichkeiten in ungarischem Geiste zu erziehen, Erfüllung verhieß.

Am 30. Dezember 1916 schmückte sich König Karl mit der Krone des Heiligen Stephan.

Nach fast 50jähriger Pause erlebte Ungarn wieder das grandiose Schauspiel einer Königskrönung, dieses

Ereignis von eminentester staatspolitischer Bedeutung. Wer nicht selbst Ungar ist und nicht den Kranz der Legende kennt, der sich blitzend von hundertfältigem Erleben um die Stephanskrone schlingt, der kann sich keine rechte Vorstellung davon machen, welche tiefe Bedeutung diese Krönung in Ungarn hatte. Zeitgenossen Franz Josephs, der erst nach 19jähriger Regierung auf den Krönungshügel ritt, mögen es gefühlt haben. Es war ein nationales Ereignis in des Wortes höchster Bedeutung. In der Tat hören sich die Schicksale der Krone wie ein spannender Roman an. Nach der geschichtlichen Überlieferung soll Papst Silvester II. die Krone, die er zum Geschenk machte, selbst angefertigt haben. Sie besteht aus zwei Teilen: einem oberen römischen und einem unteren byzantinischen Teil. Der untere Teil, einst eine selbständige Krone, wurde vom byzantinischen Kaiser Michael Dukas nach der Eroberung Belgrads 1073 als Zeichen des Dankes für die milde Behandlung der in Ungarn gefangenen Griechen dem ungarischen Herrscher Geiza I. als Geschenk vermacht. Mit dem Tode des Letzten der Arpaden beginnt das Schicksal der Krone vielbewegt zu werden. Zuerst wird sie von König Wenzel nach Böhmen entführt, dann gelangt sie in den Besitz Ottos von Bayern, der sie in eine hölzerne Flasche verpackte, an der Satteltasche befestigte und so in Ungarn einzog. Unterwegs bemerkte er den Verlust der Krone, fand sie aber wieder. In Stuhlweißenburg wurde er gekrönt. Hernach zog er feierlich mit der Krone auf dem Haupte und in den Krönungsmantel des heiligen Stephan gehüllt, in die ungarische Hauptstadt ein, um öffentlich zu zeigen, daß er im Besitz der Krone war. Auf dieses Vorkommnis soll die Sitte zurückreichen, daß die neugekrönten ungarischen Könige feierlich durch die

Straßen Budapests reiten. Streitigkeiten von Karl Robert von Anjou und dem siebenbürgischen Woiwoden Apor wurden eigentlich durch den Glauben des ungarischen Volkes entschieden, das unerschütterlich daran festhielt, daß nur der mit der Stephanskrone gekrönte König als ungarischer König anzuerkennen sei. So gelangte die Krone wieder aus dem Besitze Apors zurück nach Ungarn und Karl konnte gekrönt werden. Nach dem Tode König Albrechts 1439 kam die in gesegneten Umständen befindliche Witwe Elisabeth auf heimliche Weise durch die Hofdame Kottaner in den Besitz der Krone und ließ ihren kaum geborenen Sohn Ladislaus durch den Bischof Dionys Szechy in Stuhlweißenburg krönen. Aus der Wiege des Königskindes, um einen Raub zu verhindern, brachte Königin Elisabeth die Krone wieder zurück, verpfändete sie jedoch 1440 in Wien für 2500 Goldstücke. Die weiteren historischen Begebnisse, deren Mittelpunkt die Krone bildet, beginnen mit Irrfahrten, die sie zuerst in den Besitz des Sultans Soliman brachten, dann dem Johann von Zapolya in die Hände spielte. Schließlich ging sie in den rechtmäßigen Besitz des Königs Ferdinand I. über. Hernach wurde sie zweimal durch Blitzgefahr bedroht. Kaiser Josef II. verwahrte die Krone in der Wiener Schatzkammer. Vor seinem Tode aber willigte er in ihre Überführung nach Ungarn ein. Auf dem langen Weg, auf dem sie geführt wurde, strömte alles, was Beine hatte, zusammen. Wie glücklich war jeder, der den Wagen mit der Hand berühren konnte! In den Städten, wo der kostbare Transport Aufenthalt nahm, wurde illuminiert und transparente Willkommgrüße gaben vom patriotischen Enthusiasmus der Ungarn Kunde, die in der Krone damals schon ihr nationales Wunderkleinod, ihr höchstes Symbol

verehrten. Auch das Revolutionsjahr mehrte dessen wunderbare Schicksale. Sie wurde in der Nähe der rumänischen Grenze vergraben. Als sie vier Jahre nachher wieder gefunden und in die Hauptstadt gebracht wurde, bemächtigte sich des ungarischen Volkes ein Freudentaumel. Nachdem der Stephanskrone 1853 in Wien unter glänzenden Feierlichkeiten ein ehrender Empfang bereitet worden war, kam sie am 20. September dieses Jahres endgültig nach Budapest, wo sie 1867, nach der Königskrönung, mit den Insignien in ihrer Truhe in der Ofner Hofburg verwahrt wurde. Im Jahre 1882 hatte sie König Franz Joseph im Verein mit Kronprinz Rudolf zum letztenmal gesehen. Seither ruhte sie in der Truhe bis auf die von ungarischem Enthusiasmus erfüllte Gegenwart. In der Krone Stephans des Heiligen eint sich nach alter Überlieferung König und Volk, sie ist der Mittelpunkt alles staatlichen Lebens in Ungarn.

In den Tagen vor und an dem 30. November vollzog sich das staatsrechtlich bedeutsame Ereignis der Krönung Karls IV. mit dieser Krone. Der König berief den Krönungsreichstag ein, der den Text des Krönungsdiploms feststellte. Nach der Sanktionierung und Inartikulierung des Diploms wurde es dem Monarchen vom Fürstprimas mit der Bitte überreicht, sich am folgenden Tage krönen zu lassen. An diesem Krönungstage begab sich der gesamte Reichstag ins königliche Schloß. Das Herrscherpaar empfing die in großer Gala erschienenen Getreuen, umgeben vom ganzen Hofe, im Thronsaale. Die Kronhüter wurden beeidet. Der König erklärte, das Inauguraldiplom angenommen und unterschrieben zu haben, und übergab es dem Fürstprimas. Beim Krönungszug in die Krönungskirche war der König von seinem Hofstaate,

von den Gesandten und den Mitgliedern des Reichstages umgeben. Vor dem Portal der Kirche erwartete ihn der Fürstprimas, der ihn zum Hauptaltar geleitete. Ihm voran schritten Ministerpräsident Graf Tisza als Palatinstellvertreter mit der Krone, der Judex Curiae mit dem königlichen Szepter, der Banus von Kroatien mit dem Reichsapfel, der Obersttruchseß mit dem Schwerte Stephans des Heiligen, der Erzprobst von Jaszo mit dem apostolischen Doppelkreuze, der Tavernikus mit dem kleineren Kreuze; es folgten die Bannerträger mit den Fahnen der Provinzen der heiligen ungarischen Krone. Unter dem Baldachin vor dem Altar nahm der König Platz, neben ihm auf einem anderen Thronsessel die Königin. Der anwesende Kronprinz war die Verheißung einer fernen Zukunft. Rechts und links standen Fürstprimas und Ministerpräsident. Der Bischof von Kalocsa, der, mit dem Fürstprimas Nation und Kirche personifizierend, mit diesem Rede und Antwort zu wechseln hatte, wandte sich an den Fürstprimas mit der Bitte, den anwesenden Monarchen im Namen der katholischen Kirche zur königlichen Würde zu erheben. Nachdem der Fürstprimas gefragt hatte, ob die Nation den Monarchen zur Krönung würdig und berufen halte, und der Bischof von Kalocsa die Frage bejaht hatte, forderte der Fürstprimas den König auf, auf dem Throne zu verbleiben. Unter allgemeiner Ergriffenheit erfolgte nun der eigentliche Akt der Krönung. Der König kniete nieder, wurde gesalbt, mit dem Schwerte des heiligen Stephan umgürtet. Fürstprimas und Ministerpräsident setzten ihm die Krone aufs Haupt. Der König erhob sich, zog das Schwert und führte, zur Sonne gewendet, drei Streiche. Nun wurde die Königin gekrönt, wobei ihr jedoch die Krone nur auf die linke Schulter gesetzt wurde.

Die Krönungsmesse folgte. Dann setzte sich König Karl auf das Prachtroß, um inmitten eines berittenen Zuges, in dem der Klerus nicht fehlte, zur feierlichen Eidesleistung zu reiten. Auch die Königin folgte mit ihrem Gefolge. Nach dem Krönungseide sprengte Karl IV. den Krönungshügel hinan. Nach den vier Himmelsrichtungen führte er die Schwerthiebe. Das Festmahl mit Schaugerichten war der letzte Akt dieses Zeremoniells. König Karl war nun im Vollbesitz der Regierungsgewalt auch in Ungarn. —

Der Krieg hat es mit sich gebracht, daß der Regierungsantritt des Kaisers und Königs Karl unter wesentlich einfacheren Formen nach außen hin in Szene gesetzt wurde. Erzherzog Max, der Bruder des Kaisers, fuhr, von einem glänzenden Gefolge begleitet, an den deutschen, türkischen und bulgarischen Hof, um die Thronbesteigung zu notifizieren. An die Höfe der übrigen deutschen und neutralen Staaten wurden besondere Notifikationsmissionen entsandt. Kaiser und Kaiserin machten wenig später am deutschen, bayrischen und württembergischen Hofe Antrittsbesuche, die dem jungen Kaiserpaare zeigen konnten, wie fest dank dem innigen Bundesverhältnisse die Beziehungen der Dynastien und der Völker im befreundeten Auslande wurzeln.

Der Regierungsantritt des Kaisers und Königs Karl war so auch der Welt bekannt geworden, die durch den Krieg die Solidarität der Menschheit vergessen hatte. Gab es doch kaum mehr den europäischen Kulturbegriff. Die Völkerwanderung, die Entdeckung Amerikas rechnen wir zu den ganz großen Erlebnissen der Menschheit, das größte vielleicht — den Weltkrieg — haben wir selbst erlebt. Wir bedürfen dieses Maßstabes, um die Bedeutung der Initiative einzuschätzen, die Kaiser und

König Karl kaum einen Monat nach seinem Regierungsantritt ergriff, um seinen Völkern und dem gepeinigten Europa den Frieden wiederzugeben. Aus den Erklärungen des Grafen Tisza in der Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses am 12. Dezember 1916 wissen wir, daß von uns, das heißt von Kaiser und König Karl, die Anregung ausgegangen ist, die, von den verbündeten Regierungen mit Sympathie aufgenommen, das erste Friedenswort in dieser scheinbar nur dem Kriegslärm zugänglichen Welt vernehmen ließ.

Als im Sommer 1914 die Langmut Österreich-Ungarns gegenüber einer Reihe planmäßig fortgesetzter und sich stets steigernder Herausforderungen und Bedrohungen erschöpft war und die Monarchie sich nach fast fünfzig ununterbrochenen Friedensjahren gezwungen sah, zum Schwerte zu greifen, waren für diesen schweren Entschluß weder Angriffspläne noch Eroberungsabsichten, sondern ausschließlich das bittere Gebot der Notwehr maßgebend. Ihren Bestand zu verteidigen und für die Zukunft vor ähnlichen tückischen Anschlägen feindseliger Nachbarn zu sichern, das war die Aufgabe und das Ziel der Monarchie in dem gegenwärtigen Kriege. Im Vereine mit ihren in treuer Waffenbrüderschaft erprobten Verbündeten hatten Österreich-Ungarns Heer und Flotte kämpfend und blutend, aber auch fortstürmend und siegend reiche Erfolge erzielt und die Absichten der Gegner zuschanden gemacht. Der Vierbund hatte nicht nur eine unübersehbare Reihe von Siegen schon bis Ende des Jahres 1916 errungen, sondern hielt damals bereits ausgedehnte feindliche Gebiete in seiner Gewalt. Ungebrochen war — und ist noch heute — seine Kraft, welche erst kurz vordem Rumänien, der letzte verräterische Gegner, zu fühlen bekommen hatte, uner-

schüttert der zähe Widerstandswille seiner Bevölkerung. Die Hoffnung der Feinde, diesen Mächtebund zu besiegen und zu zertrümmern, durch Absperrungs- und Aushungerungsmaßregeln mürbe zu machen, erwies sich schon seit langem als eitel. Unsere Gegner waren ihren beutesüchtigen Kriegszielen nicht näher gekommen. Kaiser Karl, der schon in seinem Regierungsantrittsmanifest verkündet hatte, die Schrecknisse und Opfer des Krieges in ehester Frist bannen, die schwervermißten Segnungen des Friedens seinen Völkern zurückgewinnen zu wollen, sobald es die Ehre unserer Waffen, die Lebensbedingungen seiner Staaten und seiner treuen Verbündeten sowie der Trotz unserer Feinde gestatten würden, mußte gar bald die Fortsetzung des Kampfes als für uns, die wir die Vernichtungsabsichten unserer Feinde vereitelt hatten, überflüssig, für unsere Gegner aber, die umsonst gekämpft hatten, verbrecherisch ansehen. Die Mächte des Vierbundes, allen voran Österreich-Ungarn, hatten ja ihre Ziele: die Verteidigung gegen den von langer Hand geplanten und verabredeten Angriff auf ihren Bestand und ihre Integrität sowie die Gewinnung realer Bürgschaften gegen eine Wiederholung solcher Bedrohungen ihres Daseins und ihrer friedlichen Entwicklung wirksam verfolgt. Die Fortsetzung des mörderischen Krieges, in welchem die Gegner noch viel zerstören, aber, wie sich seither zur Genüge gezeigt hat, die Schicksale nicht mehr wenden konnten, stellte sich schon damals für den Menschenfreund Kaiser und König Karl als eine zwecklose Vernichtung von Menschenleben und Gütern, als eine durch keine Not gerechtfertigte Unmenschlichkeit, als ein Verbrechen an der Zivilisation dar. Diese Überzeugung und die bisher leider trügerische Hoffnung, daß die gleiche Einsicht auch

im gegnerischen Lager zum Durchbruch gelangt sein könnte, hatten bei Kaiser Karl, der hierin die volle Übereinstimmung mit den verbündeten Monarchen fand, den Gedanken gereift, einen offenen und loyalen Versuch zu unternehmen, um zu einer Aussprache mit den Gegnern zum Zwecke der Anbahnung des Friedens zu gelangen. Dieser erste, unserem Kaiser zu verdankende Versuch, den Greueln des Krieges ein Ende zu machen, fand seinen Ausdruck in einer Note, die die Regierung der verbündeten Staaten durch ihre Schutzgesandtschaften damals an die feindlichen Mächte gerichtet hatten und deren bedeutsamen, nun historisch gewordenen Wortlaut wir im nachstehenden auch hier wiedergeben wollen:

„Der furchtbarste Krieg, den die Geschichte je gesehen hat, wütet seit bald zwei und einem halben Jahre in einem großen Teile der Welt. Diese Katastrophe, die das Band einer gemeinsamen tausendjährigen Zivilisation nicht hat aufhalten können, trifft die Menschheit in ihren wertvollsten Errungenschaften. Sie droht den geistigen und materiellen Fortschritt, der den Stolz Europas zu Beginn des 20. Jahrhunderts bildete, in Trümmer zu legen. Österreich-Ungarn und seine Verbündeten: Deutschland, Bulgarien und die Türkei haben in diesem Kampfe ihre unüberwindliche Kraft erwiesen. Sie haben über ihre an Zahl und Kriegsmaterial überlegenen Gegner gewaltige Erfolge errungen. Unerschütterlich halten ihre Linien den immer wiederholten Angriffen der Heere ihrer Feinde stand. Der jüngste Ansturm am Balkan ist schnell und siegreich niedergeworfen worden. Die letzten Ereignisse beweisen, daß auch eine weitere Fortdauer des Krieges ihre Widerstandskraft nicht zu brechen vermag, daß vielmehr die gesamte Lage zu der Erwartung weiterer Erfolge berechtigt. Zur Verteidigung ihres Da-

seins und ihrer nationalen Entwicklungsfreiheit wurden die vier verbündeten Mächte gezwungen, zu den Waffen zu greifen. Auch die Ruhmestaten ihrer Heere haben daran nichts geändert. Stets haben sie an der Überzeugung festgehalten, daß ihre eigenen Rechte und begründeten Ansprüche in keinem Widerspruch zu den Rechten der anderen Nationen stehen. Sie gehen nicht darauf aus, ihre Gegner zu zerschmettern oder zu vernichten. Getragen von dem Bewußtsein ihrer militärischen und wirtschaftlichen Kraft und bereit, den ihnen aufgezwungenen Kampf nötigenfalls bis zum äußersten fortzusetzen, zugleich aber von dem Wunsche beseelt, weiteres Blutvergießen zu verhüten und den Greueln des Krieges ein Ende zu machen, schlagen die vier verbündeten Mächte vor, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten.

Die Vorschläge, die sie zu diesen Verhandlungen mitbringen werden und die darauf gerichtet sind, Ehre, Dasein und Entwicklungsfreiheit ihrer Völker zu sichern, bilden nach ihrer Überzeugung eine geeignete Grundlage für die Herstellung eines dauernden Friedens.

Wenn trotz dieses Anerbietens zu Friede und Versöhnung der Kampf fortdauern sollte, so sind die vier verbündeten Mächte entschlossen, ihn bis zum siegreichen Ende zu führen. Sie lehnen aber feierlich jede Verantwortung dafür vor der Menschheit und vor der Geschichte ab."

Graf Czernin, der indessen, am 22. Dezember 1916, die Geschäfte des Ministers des Äußern vom Freiherrn von Burian übernommen hatte, erwies sich sofort als der getreue Interpret der Absichten seines Monarchen, als er tagsdarauf sich bei der Vorstellung des Beamtenkörpers des Auswärtigen Amtes mit diesem Friedens-

vorschlag identifizierte und dies damit begründete, daß die Siege des Vierbundes jede Mißdeutung seines Vorschlages ausschließen müßten.

Wir müssen die Geschichte der Friedensbewegung — als von unserem jungen Monarchen initiiert — aufmerksam und vollständig verfolgen. Da ist nun zuerst die Tatsache zu verzeichnen, die heute nach den amerikanischen Kriegsrabomontaden anders als früher eingeschätzt werden dürfte, daß Wilson, der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, sich aus unserem damaligen Friedensangebot im voraus eine Bescheinigung dafür konstruieren wollte, daß ihn später nur „amerikanische" Pflicht und Moral in den Krieg trieb. Wenn wir dann später die Papstnote, unsere Antwort und die brüske Abweisung durch Wilson lesen, so werden wir das rechte Verständnis für die Heuchelei der Wilsonschen Vorschläge vom 22. Dezember 1916 und die Ehrlichkeit und Konsequenz der Friedensvorschläge unseres Kaisers erkennen.

Was schlug Wilson vor? Er ließ seinen Botschafter in Wien sagen:

„Der Präsident der Vereinigten Staaten hat mich beauftragt, der k. u. k. Regierung einen Modus procedendi im Hinblicke auf den gegenwärtigen Krieg vorzuschlagen, von welchem er hofft, daß die k. u. k. Regierung denselben in wohlwollende Erwägung ziehen und sich vor Augen halten wird, daß dieser Vorschlag in freundschaftlichstem Geiste gemacht wird und nicht nur von einem Freunde, sondern auch von einem Vertreter einer neutralen Nation stammt, deren Interessen durch den Krieg ernstlich berührt worden sind und deren Sorge um die baldige Beendigung des Krieges aus der offenbaren Notwendigkeit entspringt, mit sich zu Rate zu gehen,

wie sie diese Interessen am besten sichern kann, wenn der Krieg fortdauert.

Der Vorschlag, welchen ich heute auftragsgemäß vorbringe, ist vom Präsidenten schon seit längerem in Erwägung gezogen worden. Er hat gewisse Bedenken, ihn im gegenwärtigen Augenblick vorzubringen, weil man jetzt annehmen könnte, er habe sich in dieser Aktion von dem Wunsche leiten lassen, im Zusammenhange mit den jüngsten Friedenseröffnungen der Zentralmächte eine Rolle zu spielen. Sein Vorschlag ist tatsächlich in keiner Weise durch diese Eröffnungen angeregt worden und der Präsident hätte seine Aktion aufgeschoben, bis der Schritt der Zentralmächte unabhängig hievon beantwortet worden wäre, wenn er sich nicht der Tatsache bewußt gewesen wäre, daß auch sein Vorschlag die Friedensfrage betrifft und am besten in Zusammenhang mit anderen Vorschlägen, welche demselben Ende dienen sollen, geprüft werden kann. Der Präsident kann nur die Bitte vorbringen, daß sein Vorschlag nur nach seinem eigenen Werte geprüft werde und als wenn er unter anderen Umständen vorgebracht worden wäre.

Der Präsident regt an, daß eine baldige Gelegenheit gesucht werde, um von allen kriegführenden Nationen ein Bekenntnis ihrer respektiven Ansichten zu provozieren, unter welchen Bedingungen der Krieg beendet werden könnte, und welche Vereinbarungen als befriedigend angesehen werden würden als Garantie gegen seine Erneuerung oder den Ausbruch eines ähnlichen Konfliktes in der Zukunft. Dies sollte in einer Weise geschehen, welche die Möglichkeit bieten würde, die gegenseitigen Ansichten mit Freimut zu vergleichen. Es ist Herrn Wilson gleichgültig, welche Mittel angewendet werden, um dieses Ziel zu erreichen. Er wäre selbst froh,

Der Kaiser im befreiten Cortina d'Ampezzo

Der Kaiser berät sich vor Belluno mit dem Chef des Generalstabes G. d. J. Freiherrn von Arz, dem Armeekommandanten G. d. J. von Below und dessen Generalstabschef Generalleutnant von Krafft

der Erfüllung dieses Zieles in irgendeiner Weise zu dienen, welche sich als annehmbar erweisen könnte. Er wäre auch bereit, selbst die Initiative zu ergreifen, aber er hat nicht den Wunsch, die Methoden oder die Mittel selbst zu bestimmen und wird jedes Mittel annehmen, wenn nur das große Ziel, welches er vor Augen hat, erreicht werden könnte.

Er nimmt sich die Freiheit, auf die Tatsache hinzuweisen, daß die Ziele, welche die Staatsmänner der Kriegführenden auf beiden Seiten in diesem Kriege anstreben und welche sie in großen Zügen ihren eigenen Völkern und der Welt bekanntgegeben haben, dem Wesen nach die gleichen sind. Jeder Teil wünscht, die Rechte und Privilegien der schwachen Völker und kleinen Staaten gegen einen Angriff in der Zukunft ebenso sicherzustellen, wie die Rechte und Privilegien der jetzt in Kriegszustand befindlichen großen und mächtigen Staaten. Jeder Teil wünscht selbst in der Zukunft Sicherheit zu erlangen, in Gemeinschaft mit anderen Nationen und Völkern, gegen die Wiederholung von Kriegen wie der gegenwärtige und gegen Angriffe oder egoistische Interventionen irgendwelcher Art.

Jeder Teil wäre eifersüchtig wegen der Bildung weiterer rivalisierender Verbände, deren Zweck es wäre, ein unsicheres Gleichgewicht der Mächte bei steigendem Mißtrauen zu erhalten, aber jeder Teil ist bereit, die Bildung eines Verbandes der Nationen in Erwägung zu ziehen, um in der ganzen Welt den Frieden und die Gerechtigkeit sicherzustellen. Bevor dieser letzte Schritt gemacht werden kann, hält es jeder Teil jedoch für notwendig, die Streitfragen des gegenwärtigen Krieges unter Bedingungen zu regeln, welche ganz bestimmt die Unabhängigkeit, die territoriale Integrität und die poli-

tische und kommerzielle Freiheit der in den Krieg verwickelten Nationen sicherzustellen vermögen.

An den für den zukünftigen Frieden der Welt zu treffenden Vorkehrungen ist das Volk und die Regierung der Vereinigten Staaten ebenso vital und direkt interessiert, wie die jetzt im Kriege befindlichen Regierungen. Überdies ist ihr Interesse an den anzuwendenden Mitteln, um die kleineren und schwachen Völker der Welt vor der Gefahr des Unrechtes und der Vergewaltigung zu bewahren, ebenso lebendig wie das Interesse irgendeines anderen Volkes oder einer anderen Regierung. Sie stehen bereit und sind sogar von Eifer beseelt, mit jedem Einfluß und jeder Ressource, über die sie verfügen, an der Erfüllung dieser Ziele mitzuarbeiten.

Der gegenwärtige Krieg muß zuerst beendet werden. Die Bedingungen, unter welchen er beendet werden soll, steht den Vereinigten Staaten nicht zu, vorzuschlagen; aber der Präsident fühlt doch, daß es sein Recht und seine Pflicht ist, auf ihr besonders großes Interesse an der Beendigung des Krieges hinzuweisen in der Befürchtung, daß es zu einem späteren Zeitpunkt zu spät sein könnte, die großen Ziele, welche jenseits der Beendigung des Krieges liegen, zu erfüllen, in der weiteren Befürchtung, daß die Lage der neutralen Nationen, welche schon jetzt schwer zu ertragen ist, in Zukunft ganz unerträglich werde und endlich noch, weil er vor allem befürchtet, daß der Zivilisation ein Schaden zugefügt werden wird, der niemals gesühnt oder gebessert werden kann.

Der Präsident glaubt sich daher vollauf berechtigt, eine sofortige Gelegenheit zu einer Vergleichung und Gegeneinanderstellung der Ansichten in Vorschlag zu bringen über die Bedingungen, welche diesen endgültigen

Vereinbarungen vorangehen müßten, für den Frieden der Welt, welchen alle wünschen und bei welchen die neutralen Nationen ebenso wie die kriegführenden bereit sind, ihre volle verantwortliche Rolle zu spielen. Wenn der Kampf fortgeführt werden soll, mit langsamen Schritten gegen unbestimmte Ziele, bis die eine oder andere Gruppe der Kriegführenden erschöpft ist, wenn Millionen und Millionen von Menschenleben noch weiter aufgeopfert werden sollen, bis der eine oder andere Teil keine mehr opfern kann, wenn Haß erweckt und Verzweiflung hervorgerufen werden soll, von welchen es keine Heilung gibt, dann werden die Hoffnungen auf den Frieden und die willige Mitarbeit freier Völker eitel und nutzlos gemacht.

Das Leben der ganzen Welt ist auf das tiefste berührt worden, jeder Teil der großen Familie der Menschheit hat die Bürden und die Schrecken dieses nie dagewesenen Waffenganges zu spüren bekommen. Keine Nation in der zivilisierten Welt kann in Wahrheit als außerhalb seines Einflusses oder als sicher gegen seine verderblichen Folgen betrachtet werden. Und doch sind die konkreten Ziele, für welche er geführt wird, niemals bestimmt dargelegt worden.

Die Führer der verschiedenen Kriegführenden haben, wie gesagt, diese Ziele in großen Umrissen mitgeteilt. Aber in großen Umrissen dargelegt, erscheinen sie auf beiden Seiten als die gleichen. Noch nie hat ein mit Autorität ausgestatteter Redner irgendeines Teiles sich zu den bestimmten Zielen bekannt, welche, wenn sie erreicht würden, ihm und seinem Volke genügen würden als Abschluß des Krieges. Es ist der Welt überlassen geblieben, sich selbst auszudenken, welche definitiven Resultate, welcher tatsächliche Austausch von Garantien,

welche politischen und territorialen Veränderungen oder Neuordnungen, ja selbst welche Stadien der militärischen Erfolge den Krieg beenden würden.

Es ist möglich, daß der Friede näher ist, als wir wissen und daß die Bedingungen, auf welchen die Kriegführenden auf der einen und anderen Seite bestehen zu müssen glauben, nicht so unversöhnbare sind, als manche fürchteten; daß ein Gedankenaustausch den Weg ebnen würde, wenigstens für eine Konferenz, und die dauernde Eintracht der Nationen zu einer Hoffnung der nächsten Zukunft machen würde, daß er ein Konzert der Nationen sofort realisierbar erscheinen lassen würde.

Der Präsident schlägt keinen Frieden vor, er trägt nicht einmal Mediation an. Er proponiert einfach, daß Sondierungen vorgenommen werden, damit man erfahre, die neutralen Nationen ebenso wie die kriegführenden, wie nahe der Hafen des Friedens liegt, nach welchem sich die ganze Menschheit mit intensiver und immer steigender Sehnsucht sehnt. Er gibt sich dem Glauben hin, daß der Geist, in welchem er spricht, und die Ziele, welche er sucht, bei allen Beteiligten Verständnis finden werden und er hofft zuversichtlich auf eine Antwort, welche ein neues Licht in die Weltlage bringen wird."

Die Note Wilsons fand einen lebhaften Widerhall bei den neutralen Staaten, die sich beeilten, sie zu unterstützen. Die Mittelmächte konnten diesen Anregungen gegenüber nur auf ihren in ihrer ersten Friedensnote eingenommenen Standpunkt verweisen, der auf den baldigen Zusammentritt von Vertretern der kriegführenden Mächte an einem neutralen Orte abzielte.

Betrachten wir uns die Friedensnote der Mittelmächte und die Anregung Wilsons, so finden wir, daß die Mittelmächte und Wilson eigentlich in den gleichen

Bedingungen die Möglichkeit sahen, zum Frieden zu gelangen. Wie weit haben sich aber seither die Standpunkte der beiden Parteien entfernt! Wir sind den Gedanken treu geblieben, die wir in der Note vom 12. Dezember zum Ausdruck gebracht hatten, Wilson hat sich aber mittlerweile zu noch radikaleren Ideen bekehrt, als sie die Ententemächte damals hegten. Die Anregung des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika kann daher heute nur mehr als der mißlungene Versuch gewertet werden, auf einer eventuellen Friedenskonferenz als Teilnehmer erscheinen zu können und den verbündeten Mittelmächten das Verdienst streitig zu machen, als erste die Stimme des Friedens gesprochen zu haben. Unsere Gegner wußten wohl nur zu gut, was sie von Wilsons Wort zu halten hatten, anders wäre es nicht zu erklären, daß sie die zur Versöhnung dargereichte Hand schroff zurückwiesen und damit auch den großen damals noch Neutralen brüskierten.

„Die alliierten Mächte sind genötigt," so begannen sie ihre Antwort auf unsere Friedensnote, „mit einem nachdrücklichen Einspruch gegen zwei wesentliche Behauptungen der Note der feindlichen Mächte einzuleiten, welche auf die Alliierten die Verantwortung für den Krieg abzuwälzen versuchen und den Sieg der Mittelmächte verkünden. Die Alliierten können eine Behauptung nicht zulassen, die doppelt ungenau ist und genügt, jeden Verhandlungsversuch unfruchtbar zu machen. Seit 30 Monaten haben die alliierten Mächte einen Krieg ertragen, den zu vermeiden sie durch jegliches Mittel versucht hatten. Sie haben ihre Anhänglichkeit an den Frieden durch ihre Taten bewiesen. Diese Anhänglichkeit ist jetzt ebenso stark, als sie es im Jahre 1914 war. Nachdem Deutschland seine Verpflichtungen verletzt hat,

kann der von ihm gebrochene Friede nicht auf sein Wort gegründet werden. Eine Anregung ohne irgendwelche Bedingungen für die Eröffnung von Verhandlungen ist kein Friedensangebot. Dieser sogenannte Vorschlag, der, jedes greifbaren Inhaltes und jeder Genauigkeit entbehrend, durch die kaiserliche Regierung in Umlauf gesetzt wurde, erscheint weniger als ein Friedensangebot denn als ein Kriegsmanöver. Er beruht auf einer systematischen Verkennung des Wesens des Streites in der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Was die Vergangenheit betrifft, so übergeht die deutsche Note alle die Tatsachen, Daten und Zahlen, die beweisen, daß der Krieg von Deutschland und Österreich-Ungarn gewollt, hervorgerufen und erklärt worden ist. Im Haag war es der deutsche Vertreter, der jeden Vorschlag zur Abrüstung verwarf. Im Juli 1914 war es Österreich-Ungarn, das, nachdem es an Serbien ein beispielloses Ultimatum gerichtet hatte, diesem den Krieg erklärte, trotz der sofort erlangten Genugtuung. Die Mittelmächte haben dann auch jeden Versuch zurückgewiesen, der von der Entente unternommen wurde, um eine friedliche Lösung des örtlichen Streites herbeizuführen. Das Konferenzangebot Englands, der französische Vorschlag eines internationalen Ausschusses, das vom Kaiser von Rußland an den Deutschen Kaiser gerichtete Ersuchen um ein Schiedsgericht, das zwischen Rußland und Österreich-Ungarn am Vorabend der Feindseligkeiten zustande gekommene Einvernehmen — alle diese Versuche sind von Deutschland ohne Antwort und ohne Folge gelassen worden. Belgien wurde durch ein Reich überfallen, das seine Neutralität gewährleistet hatte und nicht zögerte, zu verkünden, daß Verträge bloße Fetzen Papier seien und daß Not kein Gebot kenne. Für die Gegenwart stützt

sich das sogenannte Anerbieten Deutschlands auf eine ausschließlich europäische Kriegskarte, die nur den äußeren und vorübergehenden Schein der Lage, aber nicht die wirkliche Stärke der Gegner ausdrückt.

Einen Frieden auf Grund solcher Voraussetzungen zu schließen, würde einzig den Angreifern zum Vorteil gereichen, die, nachdem sie geglaubt hatten, ihr Ziel in zwei Monaten erreichen zu können, nach zwei Jahren erkennen, daß es niemals erreicht werden wird.

Für die Zukunft verlangen die durch die Kriegserklärung Deutschlands verursachten Verwüstungen, die zahllosen Gewaltakte, die Deutschland und seine Verbündeten gegen die Kriegführenden und gegen Neutrale verübt haben, Strafe, Wiedergutmachung und Bürgschaften. Deutschland weicht mit List dem einen wie dem andern aus.

In Wirklichkeit ist die durch die Mittelmächte gemachte Eröffnung lediglich ein Versuch, darauf berechnet, auf die Entwicklung des Krieges einzuwirken und dem Feinde einen deutschen Frieden aufzunötigen. Sie bezweckt, die öffentliche Meinung in den alliierten Ländern zu verwirren. Diese Meinung hat aber trotz aller Opfer schon mit bewundernswerter Festigkeit geantwortet und die Hohlheit der feindlichen Erklärung bloßgestellt. Sie will die öffentliche Meinung in Deutschland und bei seinen Verbündeten stärken, die schon so schwer erschüttert sind durch ihre Verluste, erschöpft durch ihre wirtschaftliche Einkreisung und zusammengebrochen unter der den Völkern abgepreßten äußersten Anstrengung. Sie sucht die öffentliche Meinung neutraler Länder zu täuschen und einzuschüchtern, die sich schon seit langem über die ursprüngliche Verantwortlichkeit ein Urteil gebildet haben, sich über die gegenwärtige Verantwortung

klar sind und die zu weitblickend sind, um Deutschlands Pläne zu begünstigen, indem sie die Verteidigung menschlicher Freiheit preisgeben.

Die Note der Mittelmächte ist endlich bemüht, im voraus vor den Augen der Welt neue Verbrechen zu rechtfertigen: Unterseebootkrieg, Verschleppungen, Zwangsarbeit und Aushebung von Staatsangehörigen gegen das eigene Land, Verletzung der Neutralität.

In voller Erkenntnis der Schwere, aber auch der Notwendigkeit der Stunde lehnen es die alliierten Regierungen, die unter sich eng verbunden und in voller Übereinstimmung mit ihren Völkern sind, ab, sich mit einem Vorschlage ohne Aufrichtigkeit und ohne Bedeutung zu befassen.

Sie versichern noch einmal, daß kein Friede möglich ist, so lange die Wiederherstellung der verletzten Rechte und Freiheiten, die Anerkennung des Nationalitätenprinzips und des freien Bestehens kleiner Staaten nicht gewährleistet, so lange keine Sicherheit geboten ist für eine Regelung, geeignet, endgültig die Ursachen zu beseitigen, die so lange Zeit hindurch die Völker bedroht haben, und die einzig wirksamen Bürgschaften für die Sicherheit der Welt bieten.

Schließlich sehen sich die alliierten Mächte genötigt, die nachfolgenden Erwägungen darzulegen, welche die eigentümliche Lage hervortreten lassen, in der sich Belgien nach zweieinhalbjährigem Kriege befindet. Kraft internationaler, von fünf der europäischen Großmächte — unter denen sich Deutschland befand — unterzeichneter Verträge erfreute sich Belgien einer besonderen Satzung, die sein Gebiet unverletzlich machte und das Land selbst unter die Bürgschaft dieser Großmächte stellte, geschützt vor europäischen Konflikten. Nichtsdestoweniger hatte

Belgien, ungeachtet dieser Verträge, als erstes Land den Angriff Deutschlands zu erleiden. Darum hält es die belgische Regierung für nötig, genau den Zweck darzutun, den Belgien niemals zu verfolgen aufgehört hat, indem es an der Seite der Ententestaaten für die Sache des Rechtes und der Gerechtigkeit kämpft. Belgien hat immer peinlich die Pflichten beobachtet, die ihm seine Neutralität auferlegte. Es hat zu den Waffen gegriffen, um seine Unabhängigkeit und seine Neutralität zu verteidigen, die durch Deutschland verletzt wurden und um seinen internationalen Verpflichtungen treu zu bleiben. Am 4. August hat der Reichskanzler im Reichstage anerkannt, daß dieser Angriff ein Unrecht gegen das Völkerrecht sei und hat sich im Namen Deutschlands bereit erklärt, es wieder gutzumachen.

Seit zweieinhalb Jahren hat sich diese Ungerechtigkeit durch die Kriegführung und die Besetzung Belgiens grausam verschärft, welche die Hilfsmittel dieses Landes erschöpft, seine Industrie zugrunde richtet, seine Städte und Dörfer verheert, die Metzeleien, Hinrichtungen und Einkerkerungen vervielfältigt hat. Und in dem Augenblick, in welchem Deutschland zur Welt von Frieden und Menschlichkeit spricht, führt es belgische Bürger zu Tausenden weg und zwingt sie in Knechtschaft. Belgien hatte vor dem Kriege keinen anderen Wunsch, als in Eintracht mit allen seinen Nachbarn zu leben. Sein König und seine Regierung haben nur ein Ziel: die Herstellung des Friedens und des Rechtes; sie wollen jedoch nur einen Frieden in Betracht ziehen, der ihrem Lande berechtigte Wiedergutmachung, Bürgschaften und Sicherheit für die Zukunft gewährleistet."

Vollkommen ließ aber die Entente ihre Maske in der Antwort an Wilson fallen. Vor ihm brauchte sie sich

gar keine Zurückhaltung aufzuerlegen. Brutal enthüllte sie ihre Kriegsziele in dieser Note, welche lautete:

„Die alliierten Regierungen haben die Note erhalten, welche ihnen am 19. Dezember im Namen der Regierung der Vereinigten Staaten übergeben worden ist, und prüften sie mit der Sorgfalt, welche gleichzeitig ihre richtige Empfindung vom Ernst der Stunde und ihre aufrichtige Freundschaft für das amerikanische Volk gebot. Im allgemeinen legen sie Gewicht darauf zu erklären, daß sie den hohen Gesinnungen, von denen die amerikanische Note beseelt ist, den Zoll ihrer Anerkennung darbringen, daß sie sich mit allen Wünschen dem Plane der Schaffung einer Liga der Nationen anschließen, wodurch der Friede und die Gerechtigkeit in der Welt gesichert werden sollen und daß sie alle Vorteile erkennen, welche die Einrichtungen internationaler Bestimmungen zur Hintanhaltung gewaltsamer Konflikte zwischen Nationen für die Sache der Menschheit und der Zivilisation bringen wird, Bestimmungen, welche die erforderlichen Maßnahmen in sich schließen müssen, um deren Durchführung zu gewährleisten und so zu verhindern, daß eine anscheinende Sicherheit nicht dazu diene, neue Angriffe zu erleichtern.

Die Erörterung künftiger Abmachungen, welche einen dauerhaften Frieden sichern sollen, hat jedoch zunächst eine befriedigende Regelung des gegenwärtigen Streites zur Voraussetzung. Die Alliierten empfinden ebenso tief wie die Regierung der Vereinigten Staaten den Wunsch, möglichst bald diesen Krieg beendet zu sehen, für den die Mittelmächte verantwortlich sind, welche der Menschheit grausame Leiden auferlegt haben. Aber sie sind der Ansicht, daß es unmöglich ist, bereits heute einen Frieden zu erzielen, welcher ihnen Wiedergutmachungen,

Rückerstattungen und Bürgschaften sichert, auf welche sie ein Recht haben infolge des Angriffes, für den die Mittelmächte die Verantwortung tragen und der in seinem Ursprung gerade darauf abzielte, die Sicherheit Europas zugrunde zu richten.

Die alliierten Völker hegen die Überzeugung, daß sie nicht für ein selbstsüchtiges Interesse, sondern zum Schutze der Unabhängigkeit der Völker, des Rechtes und der Menschheit kämpfen. Die Alliierten sind sich vollkommen klar über die Verluste und Leiden, welche der Krieg den Neutralen wie den Kriegführenden zufügt, und sie beklagen sie. Aber sie lehnen die Verantwortung dafür ab, da sie den Krieg in keiner Weise wollten oder hervorriefen und sich bemühen, seine Schäden zu mildern, soweit dies mit den unerbittlichen Forderungen der Verteidigung gegen die Gewalttätigkeit und die Fallstricke des Feindes vereinbar ist. Mit Genugtuung nehmen sie zur Kenntnis, daß die amerikanische Mitteilung in keiner Weise ihrem Ursprung nach mit derjenigen der Mittelmächte zusammenhängt, welche am 18. Dezember von der Regierung der Vereinigten Staaten übergeben wurde. Sie zweifeln nicht am Entschluß der amerikanischen Regierung, selbst den bloßen Anschein einer auch nur moralischen Unterstützung des verantwortlichen Urhebers des Krieges zu vermeiden. Die alliierten Regierungen halten es für ihre Pflicht, sich in der freundschaftlichsten, aber klarsten Weise gegen eine Gleichstellung auszusprechen, welche auf öffentlichen Erklärungen der Mittelmächte beruht und in direktem Widerspruch zur offenkundigen Sachlage steht, sowohl bezüglich der Verantwortlichkeiten in der Vergangenheit wie betreffs der Bürgschaften für die Zukunft. Präsident Wilson beab-

sichtigte durch ihre Erwähnung gewiß nicht, sich ihr anzuschließen.

Eine historische Tatsache steht gegenwärtig fest, nämlich der Angriffswille Deutschlands und Österreich-Ungarns, um ihre Vorherrschaft in Europa und ihre wirtschaftliche Herrschaft über die Welt zu sichern. Deutschland zeigte durch die Kriegserklärung und die sofortige Verletzung der belgischen und der luxemburgischen Unabhängigkeit, durch die Art, wie es den Kampf führte, eine systematische Verachtung aller Grundsätze der Menschlichkeit und der Rechte der kleinen Staaten. Je mehr der Konflikt sich entwickelte, wurde die Haltung der Mittelmächte und ihrer Verbündeten ein ständiger Hohn auf die Menschlichkeit und die Zivilisation. Ist es nötig, an die Greuel zu erinnern, welche den Einfall in Belgien und in Serbien begleiteten? Die schonungslose Verwaltung der besetzten Länder, die Niedermetzelung von Hunderttausenden von harmlosen Armeniern, die Barbareien gegen die Bevölkerung von Syrien, die Zeppelinangriffe auf offene Städte, die Zerstörung von Postdampfern und Handelsschiffen unter neutraler Flagge durch Unterseeboote, die grausame Behandlung von Kriegsgefangenen, die Justizmorde an Miß Cavell und Kapitän Fryatt, die Verschleppung der Zivilbevölkerung in die Sklaverei usw., die Hinrichtung von Parville und eine Reihe von Verbrechen, die ohne Rücksicht auf die allgemeine Mißbilligung begangen wurden, erklären dem Präsidenten Wilson vollständig den Protest der Alliierten. Diese sind der Meinung, daß die Note, die den Vereinigten Staaten als Antwort auf die deutsche Note überreicht wurde, die von der amerikanischen Regierung gestellte Frage beantwortet und nach dem eigenen Ausdrucke der letzteren eine öffentliche Er-

klärung bezüglich der Bedingungen darstellt, unter denen der Krieg beendet werden könnte. Präsident Wilson wünscht noch mehr. Er wünscht, daß die Kriegführenden offen die Ziele bekanntgeben, welche sie sich bei der Fortsetzung des Krieges setzen. Die Alliierten können auf diese Forderung ohne Schwierigkeiten antworten.

Die Kriegsziele der Alliierten sind wohl bekannt. Die zivilisierte Welt weiß, daß sie alles Notwendige einschließen: In erster Linie

die Wiederherstellung Belgiens, Serbiens und Montenegros und die ihnen geschuldeten Entschädigungen,

die Räumung der besetzten Gebiete von Frankreich, Rußland und Rumänien mit gerechten Wiedergutmachungen,

die Reorganisation Europas,

die Bürgschaft für ein dauerhaftes Regime, das sowohl auf die Achtung der Nationalität und der Rechte aller kleinen und großen Völker gegründet ist, wie auf territoriale Abkommen und internationale Regelungen, die geeignet sind, Land- und Seegrenzen gegen ungerechtfertigte Angriffe zu schützen,

die Zurückgabe der Provinzen und Gebiete, die früher den Alliierten durch Gewalt oder gegen den Willen ihrer Bevölkerung entrissen wurden,

die Befreiung der Italiener, Slawen, Rumänen, Tschechen und Slowaken von der Fremdherrschaft,

die Befreiung der Bevölkerungen, die der blutigen Tyrannei der Türken unterworfen sind,

die Entfernung des osmanischen Reiches aus Europa, weil es zweifellos der westlichen Zivilisation fremd ist.

Die Absichten Seiner Majestät des Kaisers von Rußland bezüglich Polens sind klar und durch die Prokla-

mation kundgegeben, die er an seine Armeen gerichtet hat.

Wenn die Alliierten Europa der brutalen Begierde des preußischen Militarismus entreißen wollen, so war es selbstverständlich niemals ihre Absicht, wie man vorgab, die Vernichtung der deutschen Völker und ihr politisches Verschwinden anzustreben. Was sie vor allem wollen, ist die Sicherung des Friedens auf der Grundlage der Freiheit und Gerechtigkeit und der unverletzlichen Treue in den internationalen Verpflichtungen, welche die Regierung der Vereinigten Staaten stets beseelte. Die Alliierten, einig in der Verfolgung dieses hohen Zieles, sind jeder einzeln und alle gemeinsam entschlossen, mit ihrer ganzen Kraft zu handeln und alle Opfer zu bringen, um den Streit zu einem siegreichen Ende zu führen, von welchem ihrer Überzeugung nach nicht bloß ihr eigenes Heil und ihre Wohlfahrt, sondern die Zukunft der Zivilisation selbst abhängt."

Hatten unsere Feinde vordem die Vernichtung des preußischen Militarismus und die Verkleinerung Deutschlands, ferner die Auflösung Österreich-Ungarns als Kriegsziele auf ihr Panier geschrieben, so verkündeten sie jetzt — mit anderen Worten — eigentlich dieselben Ziele. Welche Verkehrung der Logik! Eben hatten die Mittelmächte die glänzendsten Siege auf allen Kriegsschauplätzen erfochten und doch boten sie den Frieden an! Erst kürzlich waren die Ententemächte unterlegen und sie wollten uns nun unter das Caudinische Joch zwingen! Für die Unaufrichtigkeit der feindlichen Politiker spricht es, daß sie unser Friedensangebot, dessen Urheber Kaiser Karl war, als eine deutsche Mache hinstellten. Sie rechneten damit, so mehr Glauben bei ihren Völkern zu finden. Hatte doch Kaiser Karl erst kürzlich den Thron

bestiegen und keiner unserer Feinde konnte behaupten, daß die Vergangenheit des Monarchen seine Initiative bedenklich erscheinen ließe. Im Gegenteil. Der Persönlichkeit des jungen Monarchen wurde schon damals nicht nur bei den Verbündeten, sondern auch bei den Neutralen hohe Achtung gezollt. Sein Wort galt. Die öffentliche Meinung der gesamten Welt, soweit sie nicht durch gewissenlose Staatsmänner irregeführt war, horchte auf, was nun Kaiser Karl sagen würde. Ein neues Bekenntnis zum Frieden, aber auch fester, würdiger Entschlossenheit war der Befehl, mit dem Kaiser Karl der Armee und Flotte die Ablehnung seines Friedensangebotes mitteilte:

„Soldaten! Ihr wißt, daß Ich und die Mir verbündeten Herrscher versucht haben, dem von der ganzen Welt herbeigesehnten Frieden einen Weg zu bahnen. Die Entgegnung unserer Feinde ist nun da: Sie weisen, ohne überhaupt unsere Bedingungen zu kennen, die ihnen dargebotene Hand zurück.

Wieder geht, Waffengefährten, Mein Ruf an Euch!

Euer Schwert hat in den dreißig Kriegsmonaten, die bald hinter uns liegen werden, eine klare, deutliche Sprache geführt. Euer Heldenmut und Euere Tapferkeit sollen auch weiterhin das Wort behalten!

Noch ist der Opfer nicht genug, neue müssen gebracht werden. Auf unsere Feinde allein fällt alle Schuld — Gott ist Mein Zeuge.

Vier feindliche Königreiche wurden durch Euch und die Heere Euerer tapferen Bundesgenossen zertrümmert, mächtige Festungen bezwungen, weite Strecken feindlichen Bodens erobert. Trotz alledem täuschen die feindlichen Machthaber ihren Völkern und ihren Armeen immer wieder die Hoffnung vor, daß sich ihr Geschick

doch noch wenden werde. Wohlan denn — an Euch ist's, weiter eiserne Abrechnung zu halten!

Erfüllt von stolzem Vertrauen in Meine Wehrmacht, stehe Ich an Euerer Spitze.

Vorwärts mit Gott!"

Kaiser Karl und die mit ihm verbündeten Monarchen hatten ihr Angebot der Einleitung von Friedensverhandlungen in voller Aufrichtigkeit und Loyalität gemacht, denn sie mußten ja auf die Möglichkeit gefaßt sein, daß ihr ausdrücklich ausgesprochener Antrag, beim Eintritte in die Verhandlungen ihre Friedensbedingungen bekanntzugeben, angenommen werde. Die Gegner waren es, welche es abgelehnt hatten, den Inhalt des Vorschlages der vier verbündeten Mächte kennen zu lernen. Die verbündeten Souveraine hatten sich also bereit erklärt, durch einen mündlichen Gedankenaustausch ihrer mit den feindlichen Regierungen den Krieg zu beenden und es war lediglich von dem Entschlusse der Gegner abgehangen, ob der Frieden damals angebahnt werden sollte oder nicht. Vor Gott und der Menschheit konnten sie die Verantwortung für den Fortgang des Krieges ablehnen.

Eine so schwere Enttäuschung dieses Verhalten der feindlichen Regierungen dem jungen Kaiser auch bereitet hatte, so gab er doch den Gedanken nicht auf, seine Bemühungen um den Frieden zu gelegenerer Zeit wieder aufzunehmen. In seinem Minister des Äußern Grafen Czernin fand er den überzeugtesten und verständnisvollsten Interpreten dieser von tiefstem Menschentum eingegebenen Absichten. Die Revolution hatte sich des Zarenreiches bemächtigt. Sie war wohl von England entfesselt worden, weil es das Vertrauen in den Kriegswillen des Zaren verloren hatte. Zu viele

andere Strömungen hatten sich jedoch im Bette dieses reißenden Stromes gefunden, als daß der Irrsinn einer Revolution um des Krieges willen auf die Dauer hätte unangefochten bleiben können. Gar bald sahen sich manche revolutionäre Gruppen getäuscht. Sie hatte der Hunger, den nur der Frieden stillen kann, gegen den Herrscher aufstehen lassen und die Entente gab ihnen nun Waffen statt Brot. Kaiser Karl hat die inneren Nöte des großen Gegners mit Teilnahme verfolgt. Es schmerzte ihn offenbar, daß sich ein friedliebendes, gequältes Volk von der eigennützigen Führung der bisherigen Bundesgenossen nicht befreien konnte. So müssen wir die Äußerungen verstehen, die in jenen Tagen — am 30. März 1917 — Graf Czernin machte. Von dem Gedanken ausgehend, daß der Regimewechsel in Rußland die gequälten Völker des russischen Reiches zur Einsicht bringen könnte, die Fortsetzung des Krieges sei ein Verbrechen und an jedem Tage ein ehrenvoller Friede mit den Zentralmächten zu schließen, erklärte Graf Czernin ausdrücklich, daß er den Vorschlag zur Beschickung einer Friedenskonferenz durch alle kriegführenden Staaten nach wie vor aufrechterhalte. Österreich-Ungarn sah noch immer nur diesen Weg, um zu einem allgemeinen Ende zu kommen. Und er schien in der Tat klar und leicht. Für jene, welche den Krieg fortsetzen wollen, so führte der k. u. k. Minister des Äußern aus, bedeutet der Zusammentritt einer Konferenz keine Änderung. Während sie tagt, kann ja der Kampf fortgesetzt werden. Nur auf einer Friedenskonferenz können die hunderte von Fragen, die der Krieg aufgeworfen hat und welche ein unzerreißbares Ganzes bilden, gelöst werden. Wir besitzen weite Territorien unserer Feinde, sie — damals — ausgedehnte Ge-

filde von uns; auf dem Meere kämpft die Blockade unserer Feinde gegen den Unterseebootkrieg; alle internationalen Verträge sind zerrissen, es ist unmöglich, einzelne dieser Fragen, herausgerissen aus dem Komplex des Ganzen, lösen zu wollen. Wer den Frieden will, muß auch über ihn sprechen und verhandeln wollen. Erweist die Friedenskonferenz, daß eine Einigung unmöglich ist, so geht eben der gar nicht unterbrochene Krieg weiter. Und Graf Czernin rückte auch dem Einwand unserer Feinde, daß wir so gar keine Unterlage für die Diskussion geliefert hätten, mit dem Hinweis zu Leibe, daß er ja öffentlich erklärt habe, wir führten einen uns aufgezwungenen Verteidigungskrieg, dessen Zweck die gesicherte, freie, ungestörte Entwicklung der Monarchie wäre. Die Garantien für unseren Bestand und unsere Existenzmöglichkeiten müßten wir erhalten; sowie unsere Gegner ihre unerfüllbaren Ideen, uns zu zerschmettern, fallen ließen, sowie sie bereit wären, über einen für sie wie für uns ehrenvollen Frieden zu verhandeln, stünde den Verhandlungen nichts mehr im Wege.

Diese Friedensbasis fand gar bald in Rußland viele Freunde. Für sie wurde dort die Formel von dem Frieden ohne Annexionen und Kriegsentschädigungen geprägt. Die provisorische Regierung verlautbarte am 19. Mai nach ihrer Umgestaltung folgende Erklärung über ihre auswärtige Politik: sie weise wohl in Übereinstimmung mit dem ganzen Volke jeden Gedanken an einen Sonderfrieden zurück, setze sich aber offen die Wiederherstellung eines allgemeinen Friedens zum Ziele, der weder die Beherrschung anderer Völker noch eine Entziehung ihrer nationalen Güter, noch eine gewaltsame Besitzergreifung fremder Gebiete bezwecke, eines Friedens ohne Einverleibungen und ohne Kriegsentschädigungen, auf Grund-

lage der Rechte der Völker, von diesen sich selbst gegeben. Die provisorische Regierung versprach auch Schritte zu unternehmen, um eine Einigung mit den Verbündeten auf Grund der ersten Erklärung über den annexionslosen Frieden vom 9. April vorzubereiten.

So sehr sich nun gerade diese Verbündeten der von Rußland angestrebten Vereinbarung entzogen und nicht müde wurden, immer wieder gegen den Frieden zu intrigieren, so blieb Kaiser Karl unablässig bemüht, das Samenkorn des Friedens, das er mit seinem ersten Angebot vom Dezember 1916 gesät hatte, zu hegen und zu pflegen. Es schien in Rußland einen fruchtbaren Boden gefunden zu haben und der Kaiser beeilte sich daher, den Friedenswillen weiter Kreise des russischen Volkes zu stützen. Zu diesem Zwecke fand er in der Ansprache, die er vom Throne herab am 31. Mai 1917 an den wiederversammelten österreichischen Reichsrat hielt, wahrhaft klassische Worte über den Frieden, den er und die Völker wünschen.

„Unsere Mächtegruppe", so stellte der Kaiser fest, „hat die blutige Kraftprobe dieses Weltkrieges nicht gesucht, ja mehr als das, sie hat von dem Augenblick an, wo dank der unvergänglichen Leistungen der verbündeten Heere und Flotten Ehre und Bestand unserer Staaten nicht mehr ernstlich bedroht erschien, offen und in unzweideutiger Art ihre Friedensbereitschaft zu erkennen gegeben, von der festen Überzeugung geleitet, daß die richtige Friedensformel nur in der wechselseitigen Anerkennung einer ruhmvoll verteidigten Machtstellung zu finden ist. Das fernere Leben der Völker sollte nach unserer Meinung frei bleiben von Groll und Rachedurst und auf Generationen hinaus der Anwendung dessen nicht bedürfen, was man das letzte Mittel der Staaten

nennt. Zu diesem hohen Menschheitsziele vermag aber nur ein solcher Abschluß des Weltkrieges zu führen, wie er jener Friedensformel entspricht.

Das große Nachbarvolk im Osten, mit dem uns einstens eine alte Freundschaft verband, scheint sich in allmählicher Besinnung auf seine wahren Ziele und Aufgaben neuestens dieser Anschauung zu nähern und aus dunklem Drange heraus eine Orientierung zu suchen, die die Güter der Zukunft rettet, bevor sie eine sinnlose Kriegspolitik verschlungen hat. Wir hoffen im Interesse der Menschheit, daß dieser Prozeß innerer Neugestaltung sich bis zu einer kraftvollen Willensbildung nach außen durchringen und daß eine solche Klärung des öffentlichen Geistes auch auf die anderen feindlichen Länder übergreifen wird. Wie unsere Mächtegruppe mit unwiderstehlicher Wucht für Ehre und Bestand kämpft, ist und bleibt sie jedem gegenüber, der die Absicht, sie zu bedrohen, ehrlich aufgibt, gern bereit, den Streit zu begraben, und wer darüber hinaus wieder bessere, menschlichere Beziehungen anknüpfen will, der wird auf dieser Seite gewiß ein bereitwilliges, vom Geiste der Versöhnlichkeit getragenes Entgegenkommen finden."

Der Appell an das russische Volk, sich zu besinnen, sich seiner wahren Ziele und Aufgaben bewußt zu werden, hätte seine Wirkung üben müssen, wenn nicht England und Frankreich ihr Letztes darangesetzt hätten, um Rußland, das den Weg zum Frieden beschreiten wollte, zur Umkehr zu zwingen. Nichts schien diesen Mächten zur Erreichung ihrer Ziele geeigneter, als ein neuer Kampf zwischen Rußland und uns. So entstand die Sommeroffensive der Russen, die dann kläglich zusammenbrach. Aus der dunkelsten Rüstkammer holte England die Waffen, mit denen es Krieg

gegen den Frieden führte. Es wurde der Zwischenfall Hoffmann-Grimm geschaffen. Am 27. Mai 1917 hatte der schweizerische Nationalrat Grimm die schweizerische Gesandtschaft in Petersburg, wo er sich damals aufhielt, ersucht, dem Bundesrat Hoffmann ein Telegramm zu übermitteln, in welchem er in der Hauptsache ausführte, das Friedensbedürfnis sei allgemein vorhanden, ein Friedensschluß sei in politischer, wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht eine zwingende Notwendigkeit, die Erkenntnis hievon sei an maßgebender russischer Stelle vorhanden. Die einzig mögliche und gefährliche Störung aller Verhandlungen könnte durch eine deutsche Offensive im Osten erfolgen; unterbleibe diese Störung, so werde eine Liquidation in relativ kurzer Zeit möglich sein. Daran wurde die Bitte geknüpft, Bundesrat Hoffmann möchte über die ihm bekannten Kriegsziele der Regierungen Nationalrat Grimm unterrichten, da die Verhandlungen dadurch erleichtert würden. Bundesrat Hoffmann ließ nun — er sandte ein chiffriertes Telegramm an die Schweizer Gesandtschaft in Petersburg — Grimm eröffnen, daß Deutschland keine Offensive unternehmen werde, solange mit Rußland eine gütliche Einigung möglich scheine. Aus wiederholten Besprechungen mit prominenten Persönlichkeiten habe er die Überzeugung gewonnen, daß Deutschland mit Rußland einen beiderseits ehrenvollen Frieden anstrebe, mit günstigen engen Handels- und Wirtschaftsbeziehungen und finanzieller Unterstützung für den Wiederaufbau Rußlands, Nichteinmischung in Rußlands innere Verhältnisse, freundschaftliche Verständigung über Polen, Littauen und Kurland unter Berücksichtigung ihrer Völkerart, Rückgabe des besetzten Gebietes gegen Rückgabe des von Rußland besetzten Gebietes an Österreich-Ungarn. Er, Hoff-

mann, sei überzeugt, daß Deutschland und seine Verbündeten auf den Wunsch von Rußlands Verbündeten sofort in Friedensverhandlungen eintreten würden. Dieses Telegramm wurde nun von unbefugter Seite entziffert und in Stockholm veröffentlicht. Die Neutralität der Schweiz wurde verdächtigt und die Mittelmächtegruppe als intrigant hingestellt. Nach vielen in diesem Weltkriege gewonnenen Erfahrungen darf wohl angenommen werden, daß England, das schon so oft Depeschen gestohlen hat, auch hier im Spiele war. Ein anderer Anschlag gegen den Frieden war das von unseren Feinden plötzlich in die Welt geschleuderte Schlagwort von der Demokratisierung der Mittelmächte und den Rechten der „unterdrückten" Nationen. Man trachtete dabei, in unseren Ländern Bundesgenossen für die Feinde zu werben. Der Versuch, uns zu einem Verzicht auf unsere Souveränität und Integrität zu bestimmen und das Verhältnis der Nationalitäten zum Staate, also eine Angelegenheit der inneren Politik, durch das Ausland regeln zu lassen, wurde unserseits mit Entschiedenheit zurückgewiesen.

Es bedurfte schon einer tiefgehenden, vollen Überzeugung von der Richtigkeit der Friedenspolitik, sollte Kaiser Karl darnach nicht von dem einmal betretenen Wege abweichen. Der Kaiser ist sich treu geblieben. Trotz aller Hindernisse, die seinem Werke bereitet wurden und noch heute bereitet werden, erlahmten er und seine Regierung nicht in dem Mühen um den Frieden. Zu einer neuen Friedenskundgebung gaben die bekannte Friedensresolution des deutschen Reichstages, der sich damit feierlich zum annexionslosen Frieden bekannte, die Zustimmung des deutschen Reichskanzlers zu dieser Resolution und eine Rede Lloyd Georges Anlaß, der die Er-

klärungen des Reichskanzlers und des Reichstages natürlich verdächtigte. Graf Czernin versicherte am 28. Juli, ihm sei es gleichgültig, ob man im Bekenntnisse zum Frieden ein Zeichen der Schwäche oder der Stärke sehen wolle. Ihm gelte es als ein Zeichen der Vernunft und Sittlichkeit, wenn man sich dagegen sträube, einen Krieg weiterzuführen, der sich bereits heute als sinnlos darstelle. Da er von der Überzeugung durchdrungen sei, daß es der Entente nie gelingen werde, uns niederzuwerfen, und da wir in unserer Verteidigungsstellung nicht die Absicht hätten, Gegner zu zerschmettern, werde dieser Krieg früher oder später in einen Verständigungsfrieden münden müssen. Die Frage, wen die Schuld an diesem Kriege treffe, wolle er nicht aufwerfen, weil es in diesem Zusammenhange zwecklos sei, über die Vergangenheit zu sprechen. Er sprach aber von der Zukunft, wenn er dem Wunsche Ausdruck gab, daß es der Welt gelingen möge, nach dem Friedensschlusse jene Mittel und Wege zu finden, welche dauernd die Wiederkehr eines solchen entsetzlichen Krieges verhüten. Für ihn blieb das Ziel immer dasselbe: wir wollen und werden uns einen ehrenvollen Frieden erkämpfen und wir wollen und wir werden dazu beitragen, eine neue Welt zu schaffen, welche die Garantien in sich birgt, daß das entsetzliche Unglück eines Weltkrieges sich nicht wiederhole.

In dieser Fassung leitete die Friedenspolitik Österreich-Ungarns bereits zur Papstnote hinüber, in der nicht nur die Bedingungen eines Friedensschlusses, sondern wie in der zitierten Ansprache des Grafen Czernin auch die Bedingungen eines dauernden Friedens erörtert wurden. Kaiser Karl und sein verantwortlicher Ratgeber haben der Welt noch nicht den Frieden geben können. Ein großer Erfolg dieses fürstlichen Strebens ist aber

bereits erreicht worden. Die Völker, selbst in Feindesstaaten, wollen und diskutieren den Frieden. Der Wille zum Frieden ist im Ausbreiten begriffen. Er schuf das Terrain, das dem Papste gestattete, an die Staatsoberhäupter aller kriegführenden Völker jenen ergreifenden Appell zu richten, der im Herzen Kaiser Karls einen so lebhaften Widerhall fand.

„Von Anbeginn unseres Pontifikats", ließ sich Papst Benedikt XV. am 1. August vernehmen, „inmitten der Schrecken des furchtbaren über Europa entfesselten Krieges, haben wir uns vor allem drei Dinge vorgenommen: vollkommene Unparteilichkeit zu wahren gegenüber allen Kriegführenden, wie es demjenigen gebührt, welcher der Vater aller ist und welcher alle seine Kinder mit gleicher Zuneigung liebt, ununterbrochen bestrebt zu sein, allen möglichst viel Gutes zu erweisen, ohne Ansehung der Person, ohne Unterscheidung der Nationalität oder der Religion, wie es uns sowohl das allgemeine Gesetz der Nächstenliebe als die uns von Christus übertragene höchste geistliche Würde vorschreibt; endlich — wie es in gleicher Weise unsere friedensstiftende Sendung erheischt — nichts von dem zu unterlassen — soweit es in unserer Macht steht —, was dazu beitragen könnte, das Ende dieser Not zu beschleunigen, indem wir den Versuch unternehmen, die Völker und ihre Staatsoberhäupter zu Entschlüssen der Mäßigung und zu ruhiger Erwägung des Friedens, eines „gerechten und dauerhaften" Friedens zu führen.

Jeder, der während der drei eben abgelaufenen schmerzvollen Jahre unserem Werke gefolgt ist, hat leicht erkennen können, daß wir zwar unserem Entschlusse vollkommener Unparteilichkeit und unserem Bestreben, wohlzutun, immerdar treu geblieben sind, aber ebenso

unabläſſig die kriegführenden Völker und Regierungen ermahnt haben, wieder Brüder zu werden, obwohl nicht alles bekanntgegeben iſt, was wir getan haben, um dieſes edle Ziel zu erreichen.

Gegen Ende des erſten Kriegsjahres richteten wir an die im Streite befindlichen Nationen die lebhafteſten Mahnungen und gaben überdies den Weg an, dem man folgen müſſe, um zu einem beſtändigen und für alle ehrenvollen Frieden zu kommen. Leider wurde unſer Ruf nicht gehört und der Krieg ging noch während zweier Jahre mit allen ſeinen Schrecken erbittert weiter; er wurde ſogar grauſamer und breitete ſich zu Lande und zu Waſſer aus, ja bis in die Lüfte; Verheerungen und Tod ſah man hereinbrechen über unverteidigte Städte, über ruhige Dörfer, über ihre unſchuldige Bevölkerung. Und jetzt kann niemand ſich vorſtellen, um wieviel ſich die Leiden aller vermehren und erſchweren würden, wenn weitere Monate oder, ſchlimmer noch, weitere Jahre ſich dieſen blutigen drei Jahren anreihten. Soll die ziviliſierte Welt denn ganz zu einem Feld des Todes werden? Will das ſo ruhmvolle und blühende Europa, wie von einem allgemeinen Wahnſinn hingeriſſen, dem Abgrund entgegeneilen und zu ſeiner Selbſtvernichtung die Hand bieten?

Wir, die wir keine beſondere politiſche Abſicht verfolgen, die wir weder auf Einflüſterungen noch auf die eigennützigen Beſtrebungen irgendeiner der kriegführenden Parteien horchen, ſondern als gemeinſamer Vater aller Gläubigen einzig getrieben ſind von dem höchſten Pflichtgefühl, von den inſtändigen Bitten unſerer Kinder, welche unſere Vermittlung und unſer friedenſtiftendes Wort erflehen, von der Stimme der Menſchlichkeit und der Vernunft ſelbſt, wir laſſen in einer ſo beängſti-

genden Lage, angesichts einer so schweren Bedrohung von neuem einen Friedensruf ertönen und richten abermals eine dringende Mahnung an diejenigen, welche die Geschicke der Nationen in ihren Händen halten. Um uns aber nicht mehr auf allgemeine Ausdrücke zu beschränken, wie es uns bisher die Umstände ratsam erscheinen ließen, wollen wir nunmehr zu Vorschlägen übergehen, die in höherem Maße anschaulich und ausführbar sind, und die Regierungen der kriegführenden Völker auffordern, sich über die folgenden Punkte, welche als die notwendige Grundlage für einen gerechten und dauerhaften Frieden erscheinen, ins Einvernehmen zu setzen, wobei ihnen überlassen bleibt, die Punkte im einzelnen festzulegen und zu ergänzen.

Vor allem muß der Grundgedanke sein, daß an die Stelle der materiellen Kraft der Waffen die moralische Kraft des Rechtes tritt; hieraus folgt ein billiges Einvernehmen aller zum Zwecke gleichzeitiger und gegenseitiger Verminderung der Rüstungen nach bestimmten Regeln und unter gewissen Sicherheiten bis zu dem Maße, das zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung in jedem Staate notwendig und ausreichend ist; sodann an Stelle der Streitkräfte die Einführung der Schiedsgerichtsbarkeit mit ihrer hohen friedenstiftenden Wirkung gemäß vereinbarter Normen unter Androhung bestimmter Nachteile gegenüber dem Staate, der sich weigern sollte, entweder die internationalen Streitfragen der Schiedsgerichtsbarkeit zu unterwerfen oder deren Entscheidungen anzunehmen.

Wenn einmal auf diese Weise die Vorherrschaft des Rechtes hergestellt ist, möge man jedes Hindernis beseitigen, das dem Verkehr der Völker im Wege steht, indem man in gleicher Weise durch feste Regeln die

wahre Freiheit und Gemeinsamkeit der Meere sichert; dies würde einesteils vielfache Konfliktsgründe ausschalten, andernteils allen neue Quellen des Wohlstandes und Fortschrittes eröffnen.

Was den Ersatz der Schäden und der Kriegskosten betrifft, so sehen wir kein anderes Mittel, die Frage zu lösen, als daß wir den allgemeinen Grundsatz eines vollständigen und gegenseitigen Verzichtes aufstellen, der im übrigen durch die unendlichen aus der Abrüstung sich ergebenden Wohltaten gerechtfertigt ist; dies um so mehr, als die Fortsetzung eines solchen Blutvergießens einzig und allein aus wirtschaftlichen Gründen nicht zu verstehen wäre. Wenn es anderseits noch besondere Gründe für gewisse Fälle geben sollte, möge man sie mit Gerechtigkeit und Billigkeit abwägen.

Aber diese friedlichen Vereinbarungen mit ihren unermeßlichen Vorteilen, die sich aus ihnen ergeben, sind nicht möglich ohne die beiderseitige Herausgabe der gegenwärtig besetzten Gebiete. Folglich seitens Deutschlands: vollständige Räumung Belgiens mit Garantie seiner vollen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit gegenüber gleichviel welcher Macht. Gleichfalls Räumung des französischen Gebietes; seitens der anderen kriegführenden Parteien eine ähnliche Herausgabe der deutschen Kolonien.

Was die strittigen territorialen Fragen betrifft, beispielsweise die zwischen Italien und Österreich, zwischen Deutschland und Frankreich, so kann man hoffen, daß die streitenden Parteien in Anbetracht der unermeßlichen Vorteile, die ein mit Abrüstung verbundener dauerhafter Frieden bringt, gewillt seien, sie aus einer versöhnlichen Gesinnung heraus zu prüfen, dabei den Bestrebungen der Völker nach Maßgabe des Gerechten und Möglichen, wie

wir es bei früherer Gelegenheit gesagt haben, Rechnung zu tragen und gelegentlich die Sonderinteressen dem Allgemeinwohl der großen menschlichen Gesellschaft einzuordnen.

Derselbe Geist der Billigkeit und Gerechtigkeit wird die Prüfung der anderen territorialen und politischen Fragen leiten müssen, besonders derjenigen, welche sich auf Armenien, auf die Balkanstaaten und auf Gebiete beziehen, welche zum ehemaligen Königreich Polen gehörten, dem seine edlen geschichtlichen Überlieferungen und die von ihm insonderheit während des gegenwärtigen Krieges erduldeten Leiden gerechterweise das Mitgefühl der Nationen gewinnen müssen.

Dies sind die hauptsächlichsten Grundlagen, auf denen, wie wir glauben, die kommende Neuordnung der Völker sich stützen muß. Sie sind so beschaffen, daß sie die Wiederkehr ähnlicher Konflikte unmöglich machen und die Lösung der für die Zukunft und das materielle Wohlbefinden aller kriegführenden Staaten so wichtigen wirtschaftlichen Frage vorbereiten. Indem wir sie Ihnen überreichen, Ihnen, die Sie zu dieser tragischen Stunde die Geschicke der kriegführenden Nationen lenken, sind wir daher von einer beglückenden Hoffnung beseelt, nämlich sie angenommen zu sehen und so zu erleben, daß der schreckliche Kampf, der immer mehr und mehr als unnötige Metzelei erscheint, ein Ende nimmt. Alle Welt erkennt ja an, daß die Waffenehre sowohl auf der einen wie auf der anderen Seite unverletzt ist. Leihen Sie also unserer Bitte Ihr Ohr, nehmen Sie die väterliche Aufforderung an, welche wir im Namen des göttlichen Erlösers, des Friedensfürsten, an Sie richten. Denken Sie über Ihre sehr große Verantwortung vor Gott und vor den Menschen nach; von Ihren Entschlüssen hängen Ruhe

und Freude unzähliger Familien ab, das Leben tausender jungen Leute, mit einem Wort: das Glück der Völker, denen diese Wohltat zu verschaffen, Ihre unbedingte Pflicht ist. Möge der Herr Ihnen Entschlüsse eingeben entsprechend seinem heiligen Willen, möge es der Himmel fügen, daß Sie sich nicht nur den Beifall Ihrer Zeitgenossen verdienen, sondern auch bei den zukünftigen Geschlechtern den schönen Namen von Friedensstiftern sichern.

Was uns betrifft, die wir im Gebet und in der Buße mit allen gläubigen Seelen, die nach dem Frieden seufzen, eng verbunden sind, erflehen wir für Sie vom Heiligen Geiste Licht und Rat."

Aus den Stimmen zur Papstnote konnte man erkennen, wo Recht und Gerechtigkeit, Sitte und Sittlichkeit sind. Die Entente hat es unterlassen, der Stimme des Heiligen Vaters Gehör zu schenken, die Mittelmächte haben sich freudig zu seinem Rufe bekannt. Nur einer unserer Gegner — Wilson — hat bisher geantwortet. Wie aber unterscheidet sich seine Rede von dem herrlichen Bekenntnisse Kaiser Karls zum Frieden! Lansing, der für seinen Meister Wilson sprach, revidierte die Kriegsziele der Entente zum Schlimmeren, aber Kaiser Karl bekannte:

„Mit schuldiger Ehrerbietung und tiefer Bewegung haben Wir von dem neuen Schritte Kenntnis genommen, den Eure Heiligkeit in Erfüllung des Ihnen von Gott anvertrauten heiligen Amtes bei Uns und bei den Oberhäuptern der anderen kriegführenden Staaten in der edlen Absicht unternommen haben, die schwergeprüften Völker zu einer Einigung zu führen, die ihnen den Frieden wiedergibt. Dankbaren Herzens empfangen Wir diese neuerliche Gabe väterlicher Fürsorge, welche

Sie, heiliger Vater, allen Völkern stets unterschiedslos angedeihen lassen, und begrüßen aus der Tiefe Unserer Seele den ergreifenden Mahnruf, den Eure Heiligkeit an die Regierungen der kriegführenden Völker ergehen ließen.

Während dieses grausamen Krieges haben Wir stets zu Eurer Heiligkeit als zu jener höchsten Persönlichkeit aufgeblickt, welche kraft ihrer über das Irdische hinausreichenden Sendung und dank ihrer hohen Auffassung von den ihr auferlegten Pflichten hoch über den kriegführenden Völkern steht und die, jeder Beeinflußung unzugänglich, den Weg zu finden vermöchte, welcher zur Verwirklichung Unseres eigenen Wunsches nach Herbeiführung eines dauerhaften und für alle Teile ehrenvollen Friedens führen könnte.

Seit Besteigung des Thrones Unserer Ahnen der Verantwortlichkeit voll bewußt, welche Wir vor Gott und den Menschen für das Uns anvertraute Schicksal der österreichisch-ungarischen Monarchie tragen, haben wir nie das hohe Ziel aus den Augen verloren, Unsere Völker baldigst wieder der Segnungen des Friedens teilhaftig werden zu lassen. Bald nach Unserem Regierungsantritte war es Uns denn auch vergönnt, in Gemeinschaft mit Unseren Verbündeten einen schon von Unserem erhabenen Vorgänger, weiland Kaiser und König Franz Joseph I., erwogenen und vorbereiteten Schritt zur Anbahnung eines ehrenvollen und dauerhaften Friedens zu unternehmen. In Unserer bei Eröffnung des österreichischen Reichsrates gehaltenen Thronrede haben wir diesem Wunsche Ausdruck verliehen und hiebei betont, daß wir einen Frieden anstreben, welcher das fernere Leben der Völker von Groll und Rachedurst befreit und der sie auf Generationen hinaus vor Anwendung der Waffengewalt

sichert. Unsere gemeinsame Regierung hatte es inzwischen nicht unterlassen, in wiederholten und eindringlichen, in der ganzen Welt hörbaren Kundgebungen Unseren und den Willen der Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie zum Ausdrucke zu bringen, dem Blutvergießen durch einen Frieden, wie er Eurer Heiligkeit selbst vorschwebt, ein Ende zu bereiten. Von dem Gedanken beglückt, daß Unsere Wünsche von Anbeginn an auf das gleiche Ziel gerichtet waren, das Eure Heiligkeit heute als das anzustrebende bezeichnen, haben Wir die Uns jüngst zugekommenen konkreten und praktischen Anregungen Eurer Heiligkeit einer eingehenden Erwägung unterzogen, die zu dem folgenden Ergebnis geführt hat:

Mit der Kraft tiefwurzelnder Überzeugung begrüßen Wir den leitenden Gedanken Eurer Heiligkeit, daß die künftige Weltordnung, unter Ausschaltung der Gewalt der Waffen, auf der moralischen Macht des Rechtes, auf der Herrschaft der internationalen Gerechtigkeit und Gesetzmäßigkeit ruhen müßte. Auch sind Wir von der Hoffnung durchdrungen, daß eine Hebung des Rechtsbewußtseins die Menschheit sittlich regenerieren würde. Wir treten daher der Auffassung Eurer Heiligkeit bei, daß Verhandlungen der Kriegführenden zu einer Verständigung darüber führen sollten und könnten, wie, unter Schaffung entsprechender Sicherheiten, die Rüstungen zu Lande, zu Wasser und in den Lüften gleichzeitig, wechselseitig und sukzessive auf ein bestimmtes Maß herabzusetzen seien und wie die von Rechts wegen allen Völkern der Erde gehörende hohe See von der Herrschaft oder Vorherrschaft einzelner befreit und der gleichmäßigen Benützung aller zu eröffnen wäre.

Der friedensstiftenden Bedeutung des von Eurer Heiligkeit vorgeschlagenen Mittels, internationale

Streitfragen der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit zu unterwerfen, voll bewußt, sind Wir bereit, auch über diesen Vorschlag Eurer Heiligkeit in Verhandlungen zu treten.

Wenn es, wie Wir von ganzem Herzen wünschen, gelingen sollte, zu Vereinbarungen der Kriegführenden zu gelangen, welche diese hehren Gedanken verwirklichen und damit der österreichisch-ungarischen Monarchie die Sicherheit für ihre ungehemmte weitere Entwicklung geben, dann kann es auch nicht schwer fallen, sonstige zwischen den kriegführenden Staaten noch zu regelnde Fragen im Geiste der Gerechtigkeit und billigen Rücksichtnahme auf die wechselseitigen Daseinsbedingungen einer befriedigenden Lösung zuzuführen.

Wenn die Völker der Erde, im Sinne dieser Vorschläge Eurer Heiligkeit, friedfertig miteinander in Verhandlungen träten, dann könnte hieraus der dauernde Friede erblühen; sie könnten vollkommene Bewegungsfreiheit auf hoher See erlangen; schwere materielle Lasten könnten von ihnen genommen und neue Quellen des Wohlstandes für sie eröffnet werden.

Vom Geiste der Mäßigung und Versöhnung geleitet, erblicken Wir in den von Eurer Heiligkeit gemachten Vorschlägen geeignete Grundlagen für die Einleitung von Verhandlungen zur Vorbereitung eines für alle gerechten und dauerhaften Friedens und erhoffen lebhaft, daß auch Unsere heutigen Feinde von dem gleichen Gedanken beseelt sein mögen.

In diesem Sinne bitten Wir den Allmächtigen, er möge das von Eurer Heiligkeit eingeleitete Friedenswerk segnen."

Die würdige und überzeugungsvolle Antwort an den Papst löste im feindlichen Auslande, wie nicht anders

zu erwarten war, ein lautes Echo aus. Namentlich englische Staatsmänner wurden nicht müde, die Kriegsziele unserer Feinde aufs neue zu verkünden und die angebliche Schwäche unseres Standpunktes zu begründen. Fielen dabei auch manche starke Worte — starke Worte der führenden Männer sind noch lange kein Zeichen der Stärke eines Staates —, so war doch unverkennbar, daß auch die Entente bereits darangegangen war, ihre Kriegsziele bescheidener zu fassen. Anfangs sollte Deutschland vernichtet und die Monarchie zerstückelt werden, dann gab man es billiger: man wollte sich damit begnügen, unsere inneren Verhältnisse umzugestalten. Neuerlich scheinen unsere Feinde in jene Phase eingetreten zu sein, in der im wesentlichen nur mehr größere Grenzrektifikationen von uns verlangt werden. Graf Czernin konnte in seiner bedeutsamen Budapester Rede vom 2. Oktober 1917 seiner Überzeugung Ausdruck geben, daß dem noch andere Phasen folgen werden, obwohl die Majorität der Bevölkerung in allen feindlichen Ländern bereits heute bestimmt auf der Basis jenes Verständigungsfriedens stehe, den Kaiser Karl als Erster und bereits ein halbes Jahr früher vorgeschlagen hatte. In derselben Rede verwies Graf Czernin die Entente aber auch darauf, daß er der Entente keinen Freibrief für die beliebige Verlängerung des Krieges geben wolle. Noch gelte unser Friedensprogramm vom November 1916. Für den Fall der Fortsetzung des Krieges behielten wir uns aber freie Hand vor.

Nikolaus Romanow hatte nach seiner Thronbesteigang urbi et orbi verkündet, daß er der Welt den ewigen Frieden geben wolle. Und doch war es der Zar, der Europa in den blutigsten Krieg aller Zeiten stürzte. Kaiser Karl hat den Thron seiner Väter bestiegen, nach-

dem uns der Weltkrieg bereits durch mehr als zwei Jahre seine Schrecken kennen gelehrt hatte. Er hatte keinen Anteil an der Entstehung dieses blutigen Völkerringens. Seine tieferliegenden Ursachen liegen in der Zeit vor der Geburt unseres jungen Kaisers. Und die Veranlassung ergab sich, als Kaiser Karl nicht einmal noch die unmittelbare Anwartschaft auf die Kronen Österreichs und Ungarns hatte. Der Weltkrieg selbst allerdings machte ihn zu einem seiner Helden. Er schmückte sein Haupt mit dem unvergänglichen Lorbeer des Siegers. Und doch — selbst inmitten der Schlachten, die er siegreich dem Feinde lieferte — war schon der Sinn des Thronfolgers auf den Frieden gerichtet. Die Geschichtsschreiber ferner Zeiten werden, dessen sind wir gewiß, in ihren Würdigungen der Persönlichkeit und des Wirkens Kaiser Karls den breitesten Raum seinem, so Gott will, erfolgreichen Ringen um den Frieden, um den ewigen Frieden widmen. Heute schon, da wir noch nicht am Schlusse des Weltkrieges stehen, sieht jede Darstellung der äußeren Politik unseres Monarchen sie durch das Friedensproblem bestimmt. Ihm widmete der Herrscher seine besten Kräfte, die meiste Zeit.

Und doch, wie viele andere große Fragen des internationalen Lebens waren ihm gestellt!

Mit Befriedigung verzeichnet der Chronist, daß auch unter Kaiser Karl das heilige Vermächtnis erleuchteter Geister, das von wahrer Freundschaft erfüllte Bündnis mit Deutschland, treu bewahrt wurde. Begegnungen unseres Monarchen mit dem Deutschen Kaiser in größerer Zahl denn je hielten den intimen Rapport aufrecht, der die in Gedeih und Verderb zusammengeschlossenen mitteleuropäischen Großmächte einander immer näher bringen mußte. War Kaiser Wilhelm noch vor dem

Leichenbegängnisse Franz Josephs nach Wien geeilt, um dem jungen Kaiserpaar in schwerer Stunde zur Seite zu stehen, so traf Kaiser Karl bald nach der Übernahme des Armeeoberkommandos im deutschen Hauptquartier ein, um dort fortzusetzen, wo Kaiser Franz Joseph aufgehört hatte. Wenig später durften wir dann wieder den deutschen Kaiser in Wien begrüßen. Kaiser und Kaiserin fuhren ins deutsche Hauptquartier, um vor allem dem deutschen Kaiserpaare den ersten offiziellen Besuch abzustatten, der in Laxenburg erwidert wurde. Wie oft haben sich die beiden Herrscher seither noch getroffen! Nach der Schlacht von Zborow, in der vereinte Kraft den russischen Ansturm gebrochen, den größten Teil Ostgaliziens und der Bukowina vom Feinde befreit hatte. In Dziedit, das der Kaiser auf der Rückkehr von seiner Orientreise passierte. Engste Fühlungnahme suchten und fanden in diesen schweren Monaten die leitenden Staatsmänner Österreich-Ungarns und Deutschlands, die im Geiste ihrer Souveräne schufen. Die besondere persönliche Stellung, die die Monarchen ihren Militärbevollmächtigten am befreundeten Hofe verliehen, die Auszeichnungen, mit denen sie sich bedachten, der immer wieder bekundete Anteil an der Freude und dem Leid des Bundesgenossen sind uns kleinere, aber doch bedeutungsvolle Zeichen für die Tatsache, daß Österreich-Ungarn und Deutschland auch in der Ära Karls I. treu zusammenstehen. Auf das sorgfältigste und herzlichste wurden auch die Beziehungen zu den deutschen Bundesfürsten gepflegt. Die harten Forderungen des Krieges gestatteten unserem Kaiser bisher nicht, alle deutschen Höfe zu besuchen. Sie fühlen aber mit uns — das wissen wir —, wie wir mit ihnen fühlen. Hoch hält der Kaiser das Bündnis mit unseren jüngsten Verbündeten: Bulgarien

und der Türkei. Die Entsendung des Erzherzogs Max, des Erzherzogs, der dem Kaiser am nächsten steht, zur Notifizierung der Thronbesteigung am ottomanischen und bulgarischen Hofe zeigte uns schon, welche Bedeutung der junge Kaiser diesem feierlichen und politisch wichtigen Akte in den Hauptstädten der Bundesgenossen geben wollte. Eindrucksamer spricht aber die Tatsache zu uns, daß österreichisch-ungarische Truppen Schulter an Schulter mit bulgarischen und türkischen unentwegt in diesem Kriege kämpfen.

Unsere Beziehungen zu den Neutralen wurden auch unter Kaiser Karl sorgsam gepflegt. Wir verzeichnen wohl den Abfall so manches Neutralen, wir können ihn aber nicht allzu sehr beklagen, denn was abfiel, war schon vordem nicht neutral, war abhängig von den Feinden oder ist von ihnen vergewaltigt worden.

Die Ankündigung des verschärften Unterseebootkrieges führte die Vereinigten Staaten von Amerika auch formell in das Lager unserer Gegner, in dem sie sich faktisch schon vordem befunden hatten. Unsere Feinde waren bereits vor dem 31. Januar, an welchem Tage der verschärfte Unterseebootkrieg angekündigt worden ist, bestrebt, den Seeverkehr Österreich-Ungarns und seiner Verbündeten zu unterbinden, diesen Mächten jede Zufuhr abzuschneiden, auch die wehrlose Bevölkerung dem Hungertode preiszugeben. Hospitalschiffe und unbewaffnete Personendampfer waren an unserer Küste ohne vorherige Warnung torpediert worden. Österreich-Ungarn und seine Verbündeten durften sich nun um so eher auf den Standpunkt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, stellen, als sie es waren, die, obgleich Sieger, kurz vordem ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben hatten, nicht nur die völkerrechtswidrigen Greuel des Krieges, an

denen wir übrigens keinen Anteil hatten, sondern alle Leiden und Schrecken dieses Ringens zu beenden. Sie waren schroff zurückgewiesen worden. Unter diesen Umständen kündigte Österreich-Ungarn den verschärften Unterseebootkrieg in einem genau bezeichneten Sperrgebiet an. Dieser Krieg sollte nichts anderes sein, als die Anwendung der gleichen Methode, der sich unsere Feinde uns gegenüber seit jeher schuldig machten. Auch dieser schwerwiegende Entschluß ist übrigens von Österreich-Ungarn in der Absicht gefaßt worden, durch wirksame Kriegsmittel den Kampf abzukürzen und einem Frieden näher zu kommen, für welchen es zum Unterschiede von seinen Gegnern mäßige, von keinem Vernichtungsgegedanken geleitete Bedingungen ins Auge gefaßt hat, noch immer beseelt von der Absicht, daß der Endzweck dieses Krieges für die Monarchie keine Eroberungen, sondern die freie gesicherte Entwicklung des eigenen wie der anderen Staaten sei. Wilson fand aber in diesem Schritt den gewiß erwünschten Anlaß, die heuchlerisch getragene Maske abzuwerfen. Wilson, der bisher schon das Völkerrecht für die Entente, aber niemals für die Mittelmächte geschützt hatte, wollte vor allem in der Ankündigung des verschärften U-Bootkrieges den Bruch von Versprechungen sehen und berief seinen Botschafter in Berlin ab, dem später auch die Abreise der amerikanischen Mission aus Wien folgte. Der Auslegung der völkerrechtlichen Norm, daß Handelsschiffe nicht ohne vorausgegangene Warnung torpediert werden dürfen, setzte die österreichisch-ungarische Regierung mit Recht entgegen, daß gerade ihre Erklärung vom 31. Januar nichts anderes darstellte, als eine allgemeine Warnung des Inhaltes, es möge kein Handelsschiff die in der Erklärung genau bezeichneten Seegebiete be-

fahren. Wenn Wilson noch in seiner Botschaft an den Kongreß von anfangs Februar sich so stellte, als könnte er nicht glauben, daß aus unserer Erklärung über den Unterseebootkrieg Folgen auch für die amerikanischen Schiffe resultieren würden und daß er nur, wenn amerikanische Schiffe oder Menschenleben geopfert werden sollten, vom Kongresse die Ermächtigung erbitten werde, die Mittel anwenden zu können, „die notwendig sind, um unsere Seeleute und Bürger bei der Verfolgung ihrer friedlichen und legitimen Unternehmungen auf dem offenen Meer zu schützen", so dürfen wir wohl mit Grund annehmen, daß Wilson damals noch nicht zur ultima ratio schritt, weil er sich der übrigen Neutralen und seines eigenen Volkes noch nicht sicher war. Wie die späteren Monate zeigten, war seine Erklärung, er nehme es als ausgemacht an, daß alle neutralen Regierungen denselben Weg einschlagen werden, ein Bluff. Nur wenige neutrale Regierungen sind ihm auf dem Wege gefolgt, den er nun einschlug. Er war für ihn dornig genug, denn die Obstruktion im Senat zeigte ihm klar, daß vielleicht die Mehrheit des amerikanischen Volkes einen Krieg nicht wünschte. Unter der imperialistischen Präsidentschaft des von dunklen Finanzmächten getriebenen Wilson kam aber doch der Krieg. Nur mit Deutschland. Überredung und Vergewaltigung setzten nun ein, um doch noch weitere Neutrale in den Strudel der Ereignisse zu zerren. China, der Staat der Boxer-Unruhen, erklärte den Krieg, um „seine Achtung vor dem Völkerrecht" zu beweisen. Auch Siam sah sich getroffen und trat an die Seite unserer Feinde.

Aus einem anderen Gesichtspunkte ist die Kriegserklärung Griechenlands zu betrachten. In dem schweren Kampfe um die Bewahrung der Neutralität unterlagen

nicht Griechenlands König und Volk, wohl aber wurde die Befreier- und Protektorenmission der Ententemächte aufs schwerste kompromittiert. Die Geschichte Griechenlands von der Erklärung der Neutralität bis zur Kriegserklärung Venizelos' ist die Geschichte eines Martyriums. Kein Mittel war der Entente zu schlecht und zu brutal, um Griechenland an ihre Seite zu zwingen. Die Hellenen, allen voran ihr wahrhaft erhabener und ritterlicher Monarch, hatten den ehrlichen Willen, sich von den Wunden zu erholen, die der Balkankrieg auch den Siegern geschlagen hatte. Sie konnten und wollten das Schwert nicht gegen diejenigen Mächte ziehen, die ihnen nur Wohltaten erwiesen hatten. Zudem hatten sie das abschreckende Beispiel jener kleineren Staaten, wie Rumänien, Serbien und Montenegro erlebt, die von der Entente verführt und dann verlassen worden waren. Heldenhaft wehrten sie sich gegen das Andrängen dieser angeblichen Schutzmächte. Trotz unerhörter Qualen und furchtbarer Leiden weigerte sich das von einem entschlossenen König geführte Volk, sein Blut für fremde Interessen zu vergießen. Nun gab es keinen Eingriff in die Souveränität des Staates, den die Entente sich nicht erlaubt hätte, jede nur denkbare Demütigung wurde erdacht, um das Recht Griechenlands mit den Füßen zu treten. Die Gesandten der Schutzmächte und ihre Konsuln wurden ausgewiesen, griechisches Gebiet besetzt und zur Kriegsbasis gemacht, griechische Schiffe wurden geraubt und in den Dienst der Ententeflotte gestellt, griechische Regierungen auf Kommando der Gesandten der sogenannten Schutzmächte abgesetzt, die patriotischen Reservistenvereine aufgelöst und das griechische Heer auf Verlangen der Entente demobilisiert, um dadurch den hellenischen Staat gegen neue Pressionen wehrlos zu machen; eine Demarche folgte der

andern, die Ultimata drängten sich. Schließlich und endlich wurde über Griechenland eine Hungerblockade verhängt, jede Einfuhr von Lebensmitteln verhindert, um das hellenische Volk zu bestrafen und an König Konstantin Rache zu nehmen. Griechenland ist nicht fruchtbar und daher beinahe vollständig auf die Zufuhr von Lebensmitteln aus dem Auslande angewiesen. So schwangen denn England und Frankreich ihre beliebteste Waffe, die Hungerpeitsche, monatelang über das unglückliche Volk, welches sich erlaubt hatte, sein Selbstbestimmungsrecht ausüben zu wollen. Der Sturz des Zaren Nikolaus beschleunigte die Katastrophe in Griechenland. Der Zar hatte nämlich den König beschützt, da die Königinwitwe von Griechenland eine russische Großfürstin ist und der Bruder des Königs Konstantin, Prinz Georg, dem Zaren noch als Zarewitsch das Leben gerettet hatte. Nun aber war die Entente aller Rücksichten ledig. Die Aushungerungsmaßregeln sollten verschärft werden. Die Alliierten gaben ihren Entschluß kund, Thessalien zu besetzen, jene griechische Provinz, die allein Getreide in größeren Mengen hervorbringt. Auch der Nahrungsmittel, die im eigenen Lande wuchsen, sollte also die hellenische Nation beraubt werden. Die thessalische Ernte sollte dazu dienen, die Armee Sarrails zu verpflegen, welche durch die Tätigkeit der Unterseeboote im Mittelmeer in eine überaus schwierige Lage geraten war. Zugleich ernannten die sogenannten Schutzmächte Griechenlands Herrn Jonnart zum Oberkommissär für Griechenland; England und Frankreich hatten damit die faktische Gewalt über Griechenland an sich gerissen. Dazu kam noch die Besetzung Janinas durch die Italiener, so daß Griechenland, nachdem es Saloniki verloren, auch seine zweite wichtigste Errungenschaft des Krieges gegen die Türkei

eingebüßt hatte. Als nun König Konstantin ohne Heer, ohne Möglichkeit, einen Widerstand zu leisten, jeder Macht beraubt, dastand, seinem dem Hungertode preisgegebenen Volke zu helfen, forderte Jonnart die Abdankung des Königs und die Bezeichnung eines Nachfolgers unter Ausschluß des Kronprinzen. König Konstantin dankte ab, Prinz Alexander bestieg den Thron. Nun war die Bahn frei für den Verräter Venizelos, der sich seit jeher an die Seite der Entente gestellt hatte. Blutenden Herzens mag der griechische Gesandte in Wien Herr Gryparis am 30. Juni den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Griechenland und Österreich-Ungarn notifiziert haben, der — zynisch genug — damit motiviert worden war, daß „nunmehr die Einigkeit zwischen den beiden Griechenland bisher in zwei Lager trennenden Parteien hergestellt sei und griechische Truppen an der mazedonischen Front kämpfen."

Der Versuch, auch den König von Spanien wegen seiner Neutralität zu züchtigen und seinen Thron zu stürzen, scheiterte an der königstreuen Haltung der Armee, die den republikanischen Aufstand sofort niederwarf.

Glücklicher — das Wort hat dann einen bitteren Beigeschmack bekommen — war die Entente in Rußland. Der englische Botschafter in St. Petersburg Sir George Buchanan hatte seit dem Rücktritt Sasonows unverhüllt gegen alle nachfolgenden Regierungen konspiriert und man erinnert sich wohl noch, daß der englische Botschafter einmal der Gegenstand stürmischer Ovationen seitens der Opposition in öffentlicher Dumasitzung gewesen ist. Herr Miljukow und seine Anhänger waren die unbedingte Kriegspartei und deshalb wandte England alles an, um sie zur Macht gelangen zu lassen. Nikolaus II., der sich

schon seit längerer Zeit eigenen Gedanken über das Glück hingegeben haben mochte, welches ihm Englands Bundesgenossenschaft gebracht hatte, wurde bei der Kriegspartei denunziert, den Krieg nur lässig zu führen und sich dem Gedanken an einen Sonderfrieden mit den Mittelmächten hinzugeben. England holte zu einem schweren Schlag gegen die zaristische Macht aus. Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit stellte es dabei auch jene Massen in seinen Dienst, die wahrlich nicht wegen der angeblich lässigen Kriegführung, sondern aus Hunger unzufrieden waren. Anfang März brach zuerst in Petersburg die Revolution aus, alle Minister wurden ins Gefängnis geworfen, ein aus zwölf Dumamitgliedern bestehender Exekutivausschuß setzte sich in den Besitz der Macht und Zar Nikolaus wurde gezwungen, für sich und seinen Sohn auf die Krone zu verzichten. Er beauftragte seinen Bruder, den Großfürsten Michael Alexandrowitsch, den Thron zu besteigen, in voller Übereinstimmung mit den nationalen Vertretern zu regieren, die gesetzmäßigen Einrichtungen aufrecht zu erhalten und auf sie im Namen des vielgeliebten Vaterlandes einen unverletzlichen Eid zu leisten. Großfürst Michael verzichtete noch am 16. März auf die Ehre und das zweifelhafte Glück, den von England angesägten Thron zu besteigen. Dann kam das Chaos. Miljukow, der erste Minister des Äußern der revolutionären Regierung, hatte sich beeilt, an die Vertreter Rußlands im Auslande zu telegraphieren: „Rußland hat den Krieg, welcher seit fast drei Jahren die Welt in Blut badet, nicht gewollt. Das Opfer eines vorbedachten und von langer Hand vorbereiteten Angriffes wird Rußland fortfahren, wie früher gegen den Eroberungsgeist einer räuberischen Rasse zu kämpfen, welche sich eingebildet hat, eine unerträgliche Hegemonie über ihre Nachbarn aufrichten zu

können und dem Europa des zwanzigsten Jahrhunderts die Schmach der Herrschaft des preußischen Militarismus aufzuerlegen. Treu dem Vertrag, welcher Rußland unlöslich mit seinen ruhmvollen Verbündeten einigt, ist Rußland gleich ihnen entschlossen, der Welt um jeden Preis eine Völkerfriedensära auf Grundlage einer stabilen nationalen Organisation, welche die Achtung des Rechtes und der Gerechtigkeit gewährleistet, zu sichern. Rußland wird an ihrer Seite den gemeinsamen Feind bis ans Ende ohne Pause und ohne Schwäche bekämpfen. Die Regierung, welcher ich angehöre, wird alle Energie auf die Vorbereitung des Sieges verwenden und schnellstens den Irrungen der Vergangenheit, welche bisher den Schwung und den Opfergeist des russischen Volkes paralysieren konnten, abzuhelfen suchen." Miljukow hatte sich wohl gehütet, diesen Passus in Rußland zu veröffentlichen. Als er und die Taten der revolutionären Regierung bekannt wurden, die dem Geiste dieser Erklärung entsprachen, stand das empörte Volk auf, das sich in seiner Hoffnung auf Brot betrogen sah, das Rußland nur der Frieden geben kann. Rußland ist seither nicht mehr zur Ruhe gekommen. Mit den Unruhen in den großen Städten ging die Desorganisierung der Armee einher, in die die Revolutionsregierung die Insubordination geradezu hineingetragen hatte. Unter diesen Umständen erschien es als ein gewagtes Experiment der um die Weiterführung des Krieges besorgten Entente, als sie die russische Regierung nötigte, die Offensive gegen die Mittelmächte wieder aufzunehmen. Kaiser Karl und sein hoher Verbündeter hatten in zarter Rücksicht auf die junge Freiheit es unterlassen, das von allen Schauern und Fiebern der Revolution geschüttelte Rußland anzugreifen. Der Dank war die Sommeroffensive Brussilows.

Das irregeleitete Rußland hat diesen Fehler schwer gebüßt. Wohl war es einem der russischen Unterführer, Kornilow, gelungen, seine Truppen bis Kalusz zu bringen. Als aber dann die Gegenoffensive der Verbündeten begann, brach die vorübergehend künstlich belebte Disziplin des russischen Heeres zusammen. Auf österreichischem Boden hielten die russischen Armeen unserem Angriffe nicht stand. Revolutionsziele des russischen Bauern, der das Hauptkontingent der Wehrmacht stellt, waren die Verteidigung der Heimat und Bodenbesitz; für Eroberungsgelüste hatte er kein Verständnis. So setzten sich die russischen Regimenter wohl jenseits der Grenze zu nachhaltigem Widerstande fest, auf unserem Boden haben sie aber vielfach versagt. Der schwere Schlag, den Rußland auf galizischem und bukowinischem Boden erhielt, ließ aus Kerenski einen Diktator werden. Verzweifelt bemühte er sich um die Disziplinierung der russischen Armee, vergeblich um die Ordnung im Innern. Die immerwährenden Mißerfolge auf innerpolitischem und wirtschaftlichem Gebiete ließen seinen Stern erbleichen. Noch konnte er dem Angriffe Kornilows begegnen, der sich gegen ihn empört hatte. Schon aber wächst mit dem zunehmenden Friedenswillen des russischen Volkes der Anhang der Leninisten. Die russische Revolution, die eine schwache Republik erstehen ließ, war eine verfehlte Spekulation der Entente.

War ihre äußere Politik in diesem Jahre unruhig und verlogen, so zeigte sich auch in ihrer Heimat hier und dort große Erschütterung. In breiten Schichten der französischen Bevölkerung ist Unzufriedenheit aufgekommen. Die autokratische Präsidentschaft Poincarés hat Frankreich um seine Ruhe und seinen Reichtum gebracht. Frankreich, das mit England die Mittelmächte demokra-

tisieren wollte, mußte es erfahren, daß sein Präsident in der Heimlichkeit der Staatskanzleien mit dem Zaren Verträge abschloß, die seine Söhne um — auch in Frankreich unbestritten — deutschen Boden bluten lassen. Politische Skandalaffären sonder Zahl schufen eine Atmosphäre der Stickluft. Dabei gebärdet sich England als der Tyrann Frankreichs. Regierungen gingen und Regierungen kamen, sie alle aber krankten in ihrer Abhängigkeit von London, an dem Geiste der Verlogenheit. Die amerikanische Hilfe, die für das nächste Jahr versprochen wird, ist wohl das letzte Lockmittel, das die Ruhe des Kirchhofs bewahren lassen soll. Aus Italien sind gerade in den letzten Monaten ernste Nachrichten gekommen; Italien, das wegen seines heiligen Egoismus selbst von den Bundesgenossen verachtet wird, empfängt von ihnen nur geringe materielle Hilfe; die Unterseeboote der Verbündeten schnüren die Nachschubslinien der Halbinsel ab. Allgemeine Not und die Erkenntnis, daß sich Italiens Heere am Isonzo erfolglos verbluten, entflammten in Oberitalien Aufstände, deren die Regierung nur unter Anwendung drakonischer Mittel Herr werden konnte. Und als dann wir zur Offensive schritten, stürzte gar rasch das Kriegskabinett Boselli, um einem solchen Orlandos Raum zu geben, Die tieferen Wirkungen unseres erfolgreichen Vergeltungsangriffes werden sich wohl bald zeigen. Das stolze Albion selbst verspürt am eigenen Leibe zum ersten Male die Ausstrahlungen eines Festlandskrieges. Dasselbe England, das vordem kontinentalen Kriegen wie einem Schauspiel aus der Loge zusah, ungeduldig harrend, ob nicht einer der Akteure eine Börse verlöre, die der Zuschauer aufnehmen könnte, mußte die allgemeine Wehrpflicht einführen, verbirgt sich in der

blassen Furcht vor den deutschen Luftschiffen in Kellergelassen und sieht die Quellen seiner Macht und seines Reichtums, den Tonnengehalt seiner Handelsflotte, versiegen.

Wieviel ruhiger und selbstsicherer war dagegen die äußere Politik des jungen Kaisers von Österreich! Treu den Bundesgenossen, gerecht gegenüber den Neutralen, korrekt gegenüber den Feinden. Niemals hat Österreich-Ungarn versucht, einen Staat wider seinen Willen in den Krieg hinein zu zerren. Niemals hat es die Fackel des Bürgerkrieges in einen Staat geschleudert, und wäre es auch ein feindlicher. Parallel mit der konsequenten Führung der äußeren Politik ging die sichere Kriegführung.

Die Herrschaft des Kaisers Karl verzeichnet auf allen Kriegsschauplätzen Erfolg auf Erfolg. Am Beginne seiner Herrschaft ging der Feldzug gegen Rumänien zu Ende. Mit der Eroberung von Bukarest am 6. Dezember 1916 war die rumänische Armee zusammengebrochen. Sie hatte 160.000 Mann an Gefangenen, mehr als 400 Geschütze und die walachische Kornkammer verloren. Die Verfolgung gab uns und unseren Verbündeten dann die ganze Walachei in die Hand. Der Gegner hatte alle Kommunikationen gründlich unbrauchbar gemacht. Unter englischer Anleitung waren die wichtigsten Ressourcen, Kornkammern, Petroleumbohrtürme usw., zerstört worden Dazu kam schlechtes Wetter. Die Abschnitte der Jalomita, des Calamatuiul und des Buzen boten dem Gegner Gelegenheit zu nachhaltigerem Widerstand. Der Durchbruch dieser Stellungen bei Filipesti gestattete den verbündeten Truppen, sich Buzens zu bemächtigen. Die Donauarmee eroberte am Silvestertage Braila. Das Korps Kühne nahm am 8. Januar Focsani. Die verbündeten Truppen

hatten am Beginne des Jahres 1917 eine Front erreicht, die von der Donaumündung den Unterlauf der Donau und den Sereth bis östlich Focsani entlang verlief und im Quellgebiet der Putna und Susita Anschluß an die Front der k. u. k. 1. Armee fand. Speziell der Südflügel der nun Heeresfront Erzherzog Joseph gewordenen früheren Heeresfront Erzherzog Carl bestand noch um den Jahreswechsel schwere Kämpfe im Gebirge. Er schob sich in den Tälern der Putna, Susita, des Ojtoz, Trotus sowie an der Bistritza langsam vor und erreichte jene günstigen Positionen, in denen er dann monatelang den Stellungskrieg mit Erfolg führte.

Das nächste wichtige Kriegsereignis unter der Herrschaft und dem Oberbefehl des jungen Kaisers war die in ihren politischen Wirkungen bereits besprochene Aufnahme des verschärften Unterseebootkrieges. Er wurde am 31. Januar 1917 angekündigt und begann am 1. Februar. Von diesem Tage an traten die Kriegsmarinen Österreich-Ungarns und Deutschlands in den ausdrücklich bezeichneten Sperrgebieten um Großbritannien, Frankreich und Italien und im östlichen Mittelmeere jedem Seeverkehre ohne weiteres mit allen Waffen entgegen. Das Mittelmeer speziell wurde zur Gänze als Kriegsgebiet erklärt. Der neutralen Schiffahrt offen blieb das Seegebiet westlich der Linie Pt. del'Espiguette bis zu 38 Grad 20 Minuten Nord und 6 Grad Ost sowie nördlich und westlich eines 60 Seemeilen breiten Streifens längs der nordafrikanischen Küste beginnend auf 2 Grad Westlänge. Zur Verbindung dieses Seegebietes mit Griechenland wurde ein 20 Seemeilen breiter Streifen freigegeben. Neutrale Schiffe, die das Sperrgebiet ab 1. Februar befuhren, taten dies auf eigene Gefahr. Von da ab riß der Unterseebootkrieg gewaltige Lücken in die

Bestände der feindlichen Flotten. Alle Verheißungen der feindlichen Staatsmänner und Admiräle, daß gar bald eine erfolgreiche Abwehr einsetzen würde, erwiesen sich als eitle Spiegelfechtereien. Monat für Monat verschwanden durch die Arbeit der Unterseeboote 800.000 bis 1,000.000 Tonnen Schiffsraum. Mit Stolz durfte Kaiser Karl vernehmen, daß einer seiner Seeoffiziere, Linienschiffsleutnant Trapp, sich als einer der erfolgreichsten Unterseebootkommandanten erwies. Immer wieder versuchten es unsere Feinde, die Bedeutung dieses Krieges zu verkleinern. Die blasse Furcht vor dem Kommenden verleitete aber selbst die ruhmredigen englischen Minister zu unvorsichtigen Geständnissen ihrer Machtlosigkeit gegenüber dem neuen Feinde. Schon Ende Februar bekannte Lloyd George im Unterhause die große Wichtigkeit der Schiffsraumfrage. Er führte aus, daß eine Million Tonnen englischen Schiffsraumes Frankreich, ein beträchtlicher Teil Rußland und Italien zugewiesen sei. Der schließliche Erfolg der Sache der Alliierten hänge von der Lösung der Schiffsraumschwierigkeiten ab. Nach allen Abzügen sei nur ungefähr die Hälfte der englischen Tonnage für die gewöhnlichen Erfordernisse verfügbar. Während vor dem Kriege jedes Jahr Schiffe mit einem Gesamtausmaß von 50,000.000 Tonnen in den heimischen Häfen ankamen, sei diese Zahl jetzt auf 30,000.000 Tonnen herabgesunken. Die Regierung hoffe, die Mittel zu finden, um den Unterseebooten wirksam entgegentreten zu können, sie würde sich aber sträflicher Torheit schuldig machen, wenn sie ihre Politik ohne weiteres auf die Annahme aufbaute, daß sie diese Hoffnung werde erfüllen können. Ein Gutteil der Tonnage sei versenkt und es sei zu erwarten, daß noch weit mehr versenkt werden würde, ehe die Gefahr überwunden

werde. Prahlerisch verkündete er wohl, daß man gegen die U-Bootsgefahr mit drastischen Mitteln vorgehen könne, er gab aber dann doch nur die dem Lande große Opfer auferlegenden Maßregeln zur Lösung des Tonnageproblems an. Diese, wie die radikale Restringierung der Einfuhr von Bauholz, Lebens- und Genußmitteln, Papier und Industrieartikeln, erwiesen sich jedoch seither als durchaus unwirksam. Die Wut über diese Ohnmacht entlud sich dann in der von Rußland erpreßten Offensive gegen das die Unterseeboote versorgende galizische Rohölrevier und in vier Flandernschlachten, die zur Eroberung der Unterseebootsbasis an der belgischen Küste führen sollten. Auch dieses Gewaltmittel hat nicht zum Ziele geführt.

Brussilow hatte im Juni begonnen, seinen Angriff gegen unsere Front in Ostgalizien vorzubereiten. Die Vorbereitungen mögen ihm nicht leicht gefallen sein; in der russischen Front hatten sich, wie schon früher angedeutet, Verhältnisse herausgebildet, die den Angriffsgeist der Truppen lähmen mußten. Die Soldaten versuchten immer mehr und mehr, mit unseren Kriegern zu fraternisieren, selbst Offiziere nahmen daran teil und, wo sich einer widersetzte, stieß er auf die Unbotmäßigkeit seiner Untergebenen. Die Wirren im Reiche hatten längere Zeit den Nachschubdienst ganz lahmgelegt und dann immer wieder behindert. Es war also eine ganz gewaltige Leistung, daß es Brussilow schließlich gelang, eine imposante Macht im Angriffsraume zu versammeln und sie wenigstens für einige Zeit mit allem Bedarf zu versorgen. Die Gefahr blieb allerdings bestehen, daß ein Mißerfolg das lockere Gefüge der Armeen vollends erschüttern würde und daß ein Erfolg nicht vollkommen ausgewertet werden konnte, weil die Kontinuität der

Verwaltungstätigkeit fehlte. Immerhin — man griff an. Der erste Stoß wurde im Raume von Koniuchy und Zborow geführt. Unsere Front wich etwas zurück, um sofort wieder fest zu werden. Hier und weiter nördlich stets aufs neue unternommene Versuche, durchzukommen, scheiterten. Glücklicher war Kornilow, der zwischen den Karpathen und dem Dnjestr operierte. Nach erbitterten Kämpfen gelang es den Russen, Jezupol und Tiezow zu erobern und in der Richtung auf Wiktorow Raum zu gewinnen. Auch die Jutrena Gora fiel. Damit war unsere 3. Armee gezwungen, in das Waldgebirge des Czarny las zurückzugehen. Sie konnte auch hier dem übermächtigen Druck nicht standhalten und ging nun kämpfend von Abschnitt zu Abschnitt zurück. An der Lukowica, der Lukwa und Lomnica wurden erbitterte Kämpfe geliefert. Schließlich erzwangen sich die Russen den Übergang über die Lomnica und sie besetzten jenseits des Flusses die Ortschaften Pukasowce, Bludniki, Babin, Studzianka. Kalusz fiel. Schon stießen die Russen gegen die Höhen von Landestreu vor, bei Topolska und Perehinsko versuchten sie, die nach Dolina und Bolechov führenden Straßen zu eröffnen. Indessen hatten die Verbündeten zwischen Strypa und oberem Sereth einige Divisionen zum Gegenstoß bereitgestellt. Der Durchbruch gelang. Eine hochinteressante Operation hatte begonnen. Die Angriffsdivisionen stießen vor der eigenen Front von Nord gegen Süd vor, bauten derart die alte Front ab, um eine neue am Sereth zu etablieren. Bald war die Eisenbahnlinie Jezierna-Zborow erreicht. Dieser große Erfolg demoralisierte fürs erste den russischen Verteidiger. Ganze Regimenter verließen ihre Stellungen, noch ehe unsere Infanterie auf wirksamen Gewehrschußertrag herangekommen war, Offiziere, die sich dieser Auflösung ent-

gegenstellen wollten, wurden ermordet, die Artillerie einfach im Stich gelassen, wenn sie es nicht vorzog, vorzeitig abzufahren. Nach wenigen Tagen hatten die Verbündeten auch die zweite wichtige Bahnlinie, die von Tarnopol über Kozowa nach Brzezany führt, durchschnitten. Tarnopol, das seit dem Jahre 1914 in Feindeshand war, wurde frei. Eine Stadt nach der andern — Trembowla, Buczacz — wurden wiedergewonnen. Die k. u. k. 3., später auch die 7. Armee schlossen sich dem Vormarsch an. Es war ein Siegeszug sondergleichen. Unsere Truppen zogen wieder in Kalusz, Halicz, Stanislau, Kolomea ein. Die Armee Kornilows, die der zur Flucht ausgeartete Rückzug nördlich des Dnjestrs in eine Katastrophe zu drängen drohte, wurde westlich von Snyatin zu erbittertem Widerstande zusammengefaßt. Indessen gingen die Verbündeten in breiter Front über den Sereth, kamen bei Husiatyn bis an den Zbrucz, an dem sie in weiterer Folge auch südwärts Stellungen bezogen. Schrittweise ging nun Kornilow zurück, der durch zahlreiche Rückzugsgefechte die Hinwegschaffung der Vorräte aus Czernowitz ermöglichen wollte. Im schwierigsten Gebirgsgelände drängte die k. u. k. 7. Armee gegen Nordost. Sie fand noch westlich von Czernowitz Anschluß an die 3. Armee. In der Nacht vom 2. auf den 3. August betraten die ersten Nachrichtenpatrouillen die Landeshauptstadt, am 3. August zog Erzherzog Joseph an der Spitze seiner siegreichen Regimenter in Czernowitz ein. Ein Jubel sondergleichen begrüßte die Befreier. Er wurde nur noch übertroffen durch die Äußerungen des Enthusiasmus, mit dem der Kaiser begrüßt wurde, der wenige Tage später zum ersten Male in der Hauptstadt des Buchenlandes hielt. In der Folge säuberten dann die verbündeten Truppen den Großteil der Bukowina. Die Feinde hielten und halten

sich nur mehr in einem schmalen Streifen bei Nowosielica und im äußersten Südosten des Kronlandes. Knapp nach dieser geradezu glänzend verlaufenen Offensive begann der Druck der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen auf die rumänische Front bei Focsani und der Heeresfront des Generaloberſten Erzherzog Joseph im Raume südlich Ocna. Russen und Rumänen hatten es versucht, unseren Siegeszug durch Galizien, durch eine Entlastungsoffensive im Quellgebiete der Putna und Susita zum Stehen zu bringen. Es war ihnen damals auch gelungen, einige Ortschaften, wie Negrilesci und Soveja, zu erobern. Nun mußten sie nicht nur diesen Gewinn aufgeben, sondern sie wurden nördlich Focsani und nordwestlich davon bis über Panciu und an die oberste Susita zurückgedrängt, während am Trotusul unsere Truppen bis nahe an Ocna herankamen. Die russische Offensive hatte einen schweren Mißerfolg erlitten. Die Entente hatte die Revolutionsarmee um der Einheit des Handelns und um des Erdölreviers von Borysław willen in die Offensive gedrängt. Nicht so leicht sind die Gründe für Kerenskis Willfährigkeit gegenüber der Entente zu finden. Vielleicht wollte sich Kerenski von der bösen Erbschaft des Regimes Miljukows und Gutschkows befreien und einer möglichen Gegenrevolution vorbeugen; und vielleicht hat auch Brussilow gedrängt, der die Offensive auch ohne die Zustimmung Kerenskis begonnen hätte, dann aber nicht gegen den äußeren, sondern gegen den inneren Feind. Kerenski hat sich jedenfalls — aus welchen Gründen immer — ganz und gar in den Dienst dieses Gedankens gestellt. Seiner glänzenden Beredsamkeit war es sogar gelungen, die russischen Soldaten noch einmal zu begeistern. Als die Offensive vorgetragen wurde, war den Führern der Gegenrevolution, den sepa-

ratistischen Nationalitäten Rußlands gezeigt worden, daß die revolutionäre Armee stets allrussisch und gewillt ist, für das einige Rußland ins Feuer zu gehen. Als sie aber dann zusammenbrach, sah sich Kerenski vor eine Tatsache von ungeheurer Tragweite gestellt. Er konnte stürzen oder mußte den Versuch machen, die Diktatur aufzurichten, für die es den moralischen Zusammenbruch der Armee und des Hinterlandes als Rechtfertigung gab. Er griff nach dem Schwerte des Diktators und richtete in Rußland die Republik auf. Wir können dieser neuen Entwicklung, der sich nun auch schon ein siegreicher Vorstoß der Bolschewiki entgegengestellt hat, mit voller Ruhe folgen, vorerst herrscht in Rußland das Chaos. Der Verlauf des Sommerfeldzuges auf diesem Kriegsschauplatze hatte gezeigt, daß Kaiser Karl ein genialer Armeeoberkommandant ist, der, in seltener Harmonie mit der deutschen obersten Heeresleitung vorgehend, seine Heere zum Siege zu führen weiß.

Ähnliche Erfolge wie im Osten hatte unsere Armee unter des Kaisers oberster Führung auf dem südwestlichen Kriegsschauplatze erstritten. Am 7. Mai begann die zehnte Isonzoschlacht. An diesem Tage setzte das Vorbereitungsfeuer der italienischen Artillerie ein, das bis zum 11. Mai währte. Der Feind ging bis dahin nicht sehr verschwenderisch mit seiner Munition um. Am frühen Morgen des 12. brach der Orkan los. Von Tolmein bis zum Meere hinunter wütete das schwerste Trommelfeuer gegen unsere Stellungen. Die großkalibrigen Minenwerfer bearbeiteten unsere Gräben, die weittragenden Geschütze die dahinterliegenden Räume und die Orte, in denen höhere Kommandos vermutet wurden. Unsere Versammlungsräume, dann alle Dolinen und Kommunikationspunkte wurden auch ausgiebig mit Gasgranaten

bedacht. Umsonst verschwendeten jedoch die Italiener ihre von Amerika bezogene Giftmunition — auch an den heißesten Schlachttagen riß die Verbindung zwischen der Front und ihren rückwärtigen Kraftquellen nie ab. Die zehnte Isonzoschlacht ist örtlich und zeitlich in drei Teile zu zerlegen. Der erste, beginnend am 12. Mai, dauerte zehn Tage und umfaßte die 40 Kilometer breite Front von Plava bis zum Meere; während der Gegner aber vom 15. Mai an südlich des Wippachtales nur mehr einzelne Teilvorstöße unternahm, konzentrierte er bis 18. Mai all sein Streben hartnäckig gegen den Raum von Plava bis östlich Görz. Am 22. Mai herrschte auf der ganzen Front Ruhe. Ihr folgte der zweite entscheidende Akt. Am 23. Mai wieder ein allgemeiner Ansturm, der durch drei Tage besonders erbittert gegen unsere Stellungen südöstlich Plava, östlich Görz und im ganzen Raume zwischen Wippach und dem Meere fortdauerte, um zwischen dem 26. und 29. Mai allmählich abzuflauen; in dieser Zeit ließen die Anstrengungen des Feindes wohl auch bei Plava und Görz ernstestes Wollen erkennen, unverkennbar aber versuchte der Feind in dieser Periode vor allem auf der Karsthochfläche den entscheidenden Erfolg. Der dritte Teil, der am 3. Juni begann, umfaßte unseren Gegenstoß am südlichsten Frontabschnitt. Am 7. Juni war die Schlacht, von geringen Nachzuckungen abgesehen, zu Ende. Im ersten Abschnitt der Schlacht war es den Italienern gelungen, unsere Truppen aus den am Isonzo gelegenen Vorstellungen zu verdrängen, so daß unsere Linien auf den Kuk und die Höhen von Vodice zurückgenommen werden mußten. Die Forcierung des Isonzo weiter stromaufwärts gelang, die Italiener wurden jedoch am 20. gezwungen, sich wieder auf das rechte Ufer zurückzuziehen. Ihre Hauptangriffe richteten sich gegen

den Monte Santo. Sie bekamen ihn nicht in die Hand, dagegen gelang es ihnen, die Kuppen des Kuk und von Dodice aus unserer Front herauszuschneiden. In den Kämpfen vor den Toren von Görz blieb ihnen jeder Erfolg versagt. Auf dem Plateau von Comen hatten sie 19 Divisionen eingesetzt und die stärkste Artillerie massiert. Sie wollten um jeden Preis die Hermada erobern. Dem Gegner gelang es, beiderseits Jamiano Raum zu gewinnen und über die Flondarlinie vorzubrechen, schon streiften seine Patrouillen gegen Medeazza — der kritische Moment der Schlacht war gekommen. Da fegte plötzlich auf die dichten Massen der Italiener ein Todeshagel schwerster Granaten. Die 30,5 cm-Mörser geboten dem Feinde Halt. Fünf solche Batterien feuerten eine Stunde lang in die Italiener hinein. Schnellfeuer der von den Welschen so gefürchteten 30er! Prompt setzte unser Gegenangriff ein. Das dritte Bataillon des 11. Infanterieregiments trug ihn vor. Am Sturme beteiligte sich auch Erzherzog Leopold Salvator. Der Feind wurde im allgemeinen zum Stehen gebracht. Am Morgen des 4. Juni begann dann jene Aktion, die uns wieder in den Besitz des größten Teiles der von den Italienern so teuer erkauften Erfolge aus den Maitagen brachte. Wir holten uns die Flondarstellung zurück. Die 39er demonstrierten gegen die von den Italienern gehaltene Westkuppe des Fajti Hrb so erfolgreich, daß sie schleunigst alle ihre verfügbaren Reserven dorthin warfen. Um so mehr waren sie überrascht, als dann unser Hauptsturm gegen die Flondarlinie losbrach. Ihre Stellungen wurden überrannt, was darinnen saß, gefangen genommen. Die zwei Jamiano überhöhenden Koten wurden erobert, im Anschluß daran die ganze Linie bis Flondar. In fünf Gegenangriffen wüteten nun die Italiener gegen unsere

Sturmtruppen. Aber diese hielten fest, was sie sich zurückgeholt hatten. Ja, sie stießen bis an die Eisenbahn vor und setzten sich in den Besitz der beiden Tunnels, die als Kavernen und Unterkunftsräume sehr wichtig sind. In Last- und Personenautos, in Wagen warfen die Italiener ihre letzten Reserven heran. Umsonst! Sie konnten das Schicksal nicht mehr ändern. Am 6. Juni versuchten sie mit dem Einsatz ihrer allerletzten Kräfte noch einmal, uns den Erfolg durch heftige Angriffe zwischen Versic und dem Brestovicatal streitig zu machen; sie vermehrten nur ihre Verluste, und verloren außerdem zahlreiche Gefangene, so daß wir nach dem 6. Juni als ein Ergebnis unserer Gegenoffensive 280 Offiziere und 10.500 Mann als Gefangene zählen konnten. Der Kaiser, der mit wärmstem Anteil das blutige Ringen seiner Isonzoarmee verfolgte, erschien zweimal bei seinen Kämpfern. Der Kaiserin wird es nie vergessen bleiben, daß auch sie ins Kriegsgebiet kam, sie wiederum, um die Verwundeten zu trösten und zu laben. Dem Kaiser war es damals auch vergönnt, seine Flotte zu dem herrlichen Siege in der Otrantostraße beglückwünschen zu können.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Mai hatte eine Abteilung unserer leichten Seestreitkräfte einen erfolgreichen Vorstoß in die Otrantostraße unternommen. Ein italienischer Torpedobootzerstörer, drei Handelsdampfer und 20 armierte Bewachungsdampfer waren diesem Vorstoß zum Opfer gefallen, 72 Engländer der Bewachungsdampfer gefangen genommen worden. In hervorragendem Zusammenwirken mit unseren Streitkräften hatte ein deutsches Unterseeboot einen englischen Kreuzer mit vier Kaminen durch Torpedoschuß versenkt. Auf dem Rückmarsch hatten unsere Einheiten eine Reihe von erbitterten Gefechten mit überlegenen feindlichen Streit-

kräften zu bestehen, wobei der Feind, der aus englischen, französischen und italienischen Schiffen zusammengesetzt war, erheblichen Schaden erlitt. Auf zwei feindlichen Zerstörern waren Brände beobachtet worden. Das Eingreifen feindlicher Unterseeboote und Flieger in den Kampf hatte keinen Erfolg, wogegen unsere Seeflugzeuge, die sich vorzüglich betätigten, je einen Bombentreffer auf zwei feindlichen Kreuzern erzielten und auch die gegnerischen Unterseeboote wirksam bekämpften. Auf unserer Seite wurde die „Novara" havariert. In diesem Augenblick war die Situation so ernst, daß manche feindliche Marineure mit ihren zwei noch heilen Schiffen auf und davon gefahren wären, um wenigstens die zu retten. Aber bei uns sind Kameraden eben nicht so wie andere und so legte sich die „Saida" inmitten des ärgsten Geschützkampfes, selbst ununterbrochen feuernd, an die „Novara", um ihr zu helfen; während dieses schwierigen Manövers kreuzte die „Helgoland" vor den zwei Schwesterschiffen ruhig auf und ab, sie mit ihrem eigenen Leibe deckend und das ganze Feuer auf sich ziehend. Als dann der St. Georg" in Sicht kam, machten die Feinde kehrt und stoben nur so davon, obgleich sie noch immer viel stärker waren. Das war die erste größere Aktion unserer Flotte, seit sie Kaiser Karls Flotte war.

Die zehnte Isonzoschlacht war für die Italiener verloren. Nun versuchten sie es — wie Gefangene aussagten —, über die steilen Randberge zwischen dem Gebiet der Sieben Gemeinden und dem des Valsugana gegen Trient vorzustoßen, um endlich dem schon unzufriedenen Hinterlande einen Erfolg melden zu können. Tagelang wütete die Schlacht auf der Hochfläche der Sette Comuni. Felsenfest wie die Berge hielten die Verteidiger stand. Nur ein Anfangserfolg war den Angreifern beschieden.

Sie waren in unsere Stellungen am Westhange der Ortigara eingedrungen und hatten sich dort mit dem ihnen zweifellos eigenen Geschick festgesetzt. Das 1. Bataillon des Kaiserschützenregiments Nr. 1 und das 3. Bataillon des Kaiserschützenregiments Nr. II, die neben Teilen des Infanterieregiments Nr. 57 und Sappeuren westlich der Ortigara standen, wurden zur Wiedereroberung der wichtigen Höhe bestimmt. In der Nacht auf den 25. Juni 1917 kurze Artillerievorbereitung. Dann drangen die Kaiserschützen durch Dolinen und über Steine durch eine wahre Feuerhölle vor. Wenig später waren sie wieder im Besitze der alten Stellungen, die sie gegen Gegenangriffe sonder Zahl hielten. Ein Trommelfeuer von 26 Stunden konnte ihnen das Wiedereroberte nicht entreißen. Auch dieser Nachklang zur zehnten Isonzoschlacht war ein Mißklang für die Italiener geworden.

Mitte August hob dann die elfte Isonzoschlacht an. Die Italiener hatten bisher keines der Ziele, um dessentwillen sie in den Weltkrieg eingetreten waren, erreicht. Von den Türmen Trients und Triests wehten und wehen noch immer die schwarz-gelben Flaggen, gar nicht zu reden von dem noch ferner liegenden Bozen und Dalmatien. In zehn unerhört blutigen und lange währenden Schlachten hatten sie versucht, uns unser Handelsemporium zu entreißen. Zehnmal waren sie am Isonzo geschlagen worden. Nun stürmten sie zum elften Male an. Die ersten Isonzoschlachten waren dem eigenen Willen, dem sacro egoismo der Welschen entsprungen. Zu den nächsten mußten sie von ihren Bundesgenossen angetrieben werden, und nun gar zur elften! Haben auch schließlich innerpolitische Verhältnisse Cadorna bestimmt, das Ringen um einen Erfolg nachdrücklicher zu betreiben, so zeigte doch die Vorbereitung der elften Isonzoschlacht

ganz deutlich, wie unlustig und daher jedes Vertrauens bar Cadorna sich an die Ausarbeitung des neuesten Angriffsbefehles machte. Die Einheitsfront ist oft von unseren Gegnern proklamiert worden. Eine Einheitsoffensive sollte uns in diesem Sommer niederschmettern. Die Engländer und Franzosen griffen in Flandern an — die Italiener schwiegen; die Russen brachen bei Kalusz vor — die Italiener schwiegen; unter unserer Gegenoffensive brach dann dieselbe russische Armee zusammen, die die Italiener im Frühling 1916 gerettet hatte, — die Italiener schwiegen. Die Engländer und Franzosen entrierten die zweite große Schlacht in Flandern — nun endlich hinkten die Italiener mit ihrem Angriffe nach. Von allen Gegnern der Verbündeten hatten die Italiener am meisten Zeit zur Vorbereitung gehabt. Sorgsam tasteten sie unsere Front ab, ehe sie in den neuen Kampf gingen. Einmal ballten sie gegenüber dem Brückenkopf von Tolmein, dann an der Mündung des Wippachtales, endlich gegenüber unseren Stellungen auf der Hochfläche von Comen Infanteriemassen zusammen, sie ließen zeitweise ihre Artillerie losdonnern und sandten Geschwader auf Geschwader in die Luft. In den letzten Tagen vor der elften Isonzoschlacht kreuzten Aufklärungsgeschwader fast ununterbrochen über unserer Front, während Bombardierungsgeschwader nach den wichtigsten Etappenpunkten suchten. In der Folge wurde Triest fast täglich angegriffen. Am 16. August entbrannte die Artillerieschlacht. Am nächsten Tage wurden so dichte Infanterieansammlungen konstatiert, daß unser Artilleriefeuer sich nicht mehr allein gegen die feindlichen Geschütze, sondern auch schon gegen die Fußtruppen wenden konnte. Am 18. August brach dann die Infanterie vor. Der Angriff umfaßte vorerst die 60 Kilometer lange vom Mrzli Drh

bis zum Meere reichende Front. Erst allmählich sprachen sich die Hauptziele dieser Offensive aus. Auf dem kürzesten Wege über die Comener Hochfläche gegen Triest vorzudringen, hat der Italiener mit oft zwölffacher Übermacht nur wenige Tage versucht, nach den ungeheuren Verlusten am Großkampftage des 22. August hat er eigentlich dort keine entscheidenden Bemühungen mehr gemacht. Es war ihm gelungen, die Ruinen des gänzlich zusammengeschossenen Dörfchens Selo zu gewinnen und weiter nördlich seine Truppen etwas vorzuschieben. Den glänzenden Geist unserer Kämpfer auf der Karsthochfläche zeigte der erfolgreiche Überfall unserer Truppen am 29. August, durch welchen sie unsere Front bei Kostanjevica wieder ein Stück nach vorn verlegten. Am Ausgange des Wippachtales ging kein Boden verloren. Einen gewissen Erfolg erzielten die Italiener weiter nördlich. Es war ihnen gelungen, den Drh zu nehmen und dann ihren Erfolg gegen Süden über den Jelenik hinaus auszubauen. Das Kommando der Isonzoarmee entschloß sich daher, die Truppen auf der Hochfläche von Bainsizza-Heiligengeist eine neue Stellung beziehen zu lassen, die im allgemeinen vom Brückenkopf von Tolmein über Kal und Podlesce auf den Monte Gabriele führte. Daß dabei auch der Monte Santo aufgegeben werden mußte, war gewiß schmerzlich. Die Italiener taten aber unrecht, die kampflose Besetzung dieser blutgetränkten Höhe zu einem großen Erfolge aufzubauschen. Die weiteren Ereignisse zeigten, daß der Bodengewinn zwischen Selo am Isonzo und dem Monte Santo nicht zu einem operativen Erfolge auszuwerten war. Nach mehrtägiger Kampfpause konnte unsere Heeresleitung am 11. September die elfte Isonzoschlacht als beendet ansehen und feststellen, daß auch diese neue Kraftprobe des Feindes keinerlei Ände-

rung in der Kriegslage im Südwesten herbeizuführen vermochte. Das italienische Kraftaufgebot in der elften Isonzoschlacht — 48 Divisionen auf kaum ebenso vielen Kilometern angesetzt — suchte an Masseneinsatz in allen Angriffsschlachten des Weltkrieges seinesgleichen. Die italienischen Verluste entsprachen dieser Gefechtsführung. Sie betrugen — die 20.000 Gefangenen mitgezählt — fast ein Viertel einer Million. Die Heeresgruppe des Generaloberſten von Boroevic — die alte Isonzoarmee hatte sich während der Schlacht zu einer Heeresgruppe entwickelt — durfte aus diesen Erfolgen die feste Zuversicht schöpfen, daß an ihrem Widerstand auch fernerhin alle Anstürme des um Länderraub kriegführenden Feindes zerschellen würden. Ein separates Kapitel der elften Isonzoschlacht und der ihr gefolgten Wochen bildeten die Kämpfe um den Monte Gabriele. Gewiß gibt es operative Erwägungen, die Cadorna den Besitz dieses Berges wünschenswert erscheinen lassen konnten. Die Anlage und Führung der Kämpfe um diese vielumstrittene Höhe scheint aber darauf hinzudeuten, daß der italienische Feldherr lediglich einen taktischen Erfolg erringen wollte. Ernste Unruhen in Italien, namentlich in den oberitalienischen Industriezentren, scheinen im Quirinal den heißen Wunsch erweckt zu haben, die Massen von den auf ihr Elend gerichteten Gedanken abzulenken, und hiefür schien nichts geeigneter als ein populärer Erfolg. Die Eroberung des Monte Gabriele wäre volkstümlich in des Wortes vollster Bedeutung gewesen. Wochenlang hatten Regimenter aller Provinzen den Berg gestürmt. Der elende Berg war aller Welt vertraut geworden. Bis tief in den Oktober hinein jagte Cadorna seine Bataillone die Hänge hinan. Die Kämpfe um den Monte San Gabriele sind ein Heldenepos geworden, in dem

aber die österreichisch-ungarischen Truppen die siegreichen Helden waren. Tagelang wußte man nichts um das Schicksal des Berges; alle Verbindungen waren durchschossen, Rauch und Staub hemmten den Blick. Wenn doch einmal ein braver Telephonist den Draht wieder zu knüpfen verstand oder wenn eine Leuchtrakete die furchtbaren Schwaden sieghaft durchdrang, dann erfuhren wir immer wieder, daß der Berg noch unser sei. Italienische und österreichisch-ungarische Bataillone haben sich um diesen Gipfel verblutet. Siegreich blieben stets die letzten Reste der Verteidiger.

Zu einer 12. Isonzoschlacht ist es nicht mehr gekommen. Sie war wohl vorbereitet. Unsere Führung vereitelte sie aber, indem sie selbst zum Schlage gegen Italien ausholte. Die Offensive gegen Italien, die seither so große Erfolge gezeitigt hat, stand von Anbeginn an unter dem persönlichen Oberbefehle des Kaisers. Im September begannen die Vorbereitungen. In den Nordflügel der Heeresgruppe des Generaloberſten von Boroevic schob sich die aus österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen gebildete deutsche 14. Armee etwa im Raume zwischen der Flitscher Klause und dem Brückenkopf von Tolmein ein. Gleichzeitig tauchten auch in Tirol deutsche Truppen auf. Eine Reise des Kaisers nach Tirol, bei der sich der Monarch nicht scheute, bis in die vordersten Stellungen vorzudringen, und die Verwendung deutscher Truppen an der Tiroler Grenze erweckte beim Gegner den Verdacht, daß wir neuerlich eine Offensive aus dem Etschtal, über die Hochflächen von Folgaria und Lavarone und aus dem Valsugana planten. In dieser Meinung wurde er noch bestärkt, als der Kaiser Mitte Oktober neuerlich in Tirol erschien und dort über eine Woche lang verblieb. In der Nacht

vom 23. auf den 24. Oktober reiste der Kaiser in den Bereich der Heeresfront des Feldmarschalls Erzherzog Eugen und in derselben Nacht, um 2 Uhr früh, krachten die ersten Schüsse unserer Artillerie gegen die feindliche Stellung. Wolken verhängten die Berge und lagen in den Tälern, ein Wolkenbruch ging nieder. Trotzdem brach die Infanterie in den ersten Vormittagsstunden in die feindlichen Stellungen ein. Im ersten Ansturm wurde die vorderste italienische Linie durchbrochen, eine Division marschierte bis nach Karfreit und sperrte bald darnach bei Robic den Ausgang des Natisonetales in die Isonzoniederung. Im unaufhaltsamen Drang nach vorwärts wurden der Kolowratrücken und der 1641 m hohe Monte Matajur genommen. Der gewaltige Druck von Norden bestimmte den Grafen Cadorna, seine Stellungen auf dem Plateau von Heiligengeist aufzugeben. Die Heeresgruppe Generaloberst von Boroevic drängte sofort scharf nach. Der viel umstrittene Monte Santo wurde von Norden her genommen. Es schien, als wollte der Gegner erst in der Linie Hochfläche von Juanes-Korada-Monte Sabotino nachhaltigen Widerstand leisten. Der Ungestüm unserer Truppen machte diesen Plan zuschanden. Kaiserschützen nahmen die permanenten Befestigungen auf dem Monte Juanes, deutsche Truppen stießen bis Cividale vor, das Infanterieregiment Nr. 96 zog in Görz ein, die Spitzen der 1. Isonzoarmee eroberten Monfalcone. Auch unsere 10. Armee, die bisher unter dem Generaloberſten Freiherrn von Krobatin in Kärnten treue Grenzwacht gehalten hatte, wurde offensiv. Die schweren Schläge, die gewaltige Einbuße an Menschen und Material ließen die Armeen Cadornas bis an den Tagliamento zurückweichen. Noch auf dem Ostufer stellte sich die italienische 3. Armee. Sie erlitt eine vernichtende

Niederlage. Von Norden und Süden her umfaßt, streckten bei Latisana zwei bis drei Korps die Waffen. Am 1. November war der Tagliamento vom Fellatal bis zur Mündung erreicht, der Feind hatte bis dahin über 200.000 Mann an Gefangenen und über 1800 Geschütze eingebüßt.

Die Geschichte großer Siege, das hohe Lied von Mannesmut und Treue ist die Kriegsgeschichte im ersten Regierungsjahre des jungen Kaisers. Sein Anteil an den Erfolgen ist ein intellektueller und moralischer. Von dem Tage an, da Kaiser Karl das Armeeoberkommando übernahm, wußte sich die Armee wohlgeborgen. Schon der Armee- und Flottenbefehl, den Kaiser Karl den Manen des verblichenen Allerhöchsten Kriegsherrn geweiht hatte, wurde von der Armee als die Stimme eines der ihrigen erkannt:

„Soldaten! Euer oberster Kriegsherr, Mein erhabener Großoheim Kaiser und König Franz Joseph I., der durch Jahrzehnte Euch, Eure Großväter und Väter mit Liebe und Fürsorge geleitet, wie ein Vater für Euch gesorgt hat, ist zu Gott heimgegangen.

Stets ein leuchtendes Vorbild soldatischer Pflichttreue, haben weiland Seine Majestät bis zur äußersten Anspannung seine Weisheit, sein ganzes Sein dem Wohle des Vaterlandes geweiht; solange die Kräfte standhielten, waren seine Gedanken bei Euch, seinen geliebten, braven Kriegsleuten.

Soldaten! Die harten, aber ruhmvollen Tage dieses Riesenkampfes habe Ich bis nun mit Euch durchlebt.

In großer Zeit, aus Eurer Mitte, trete Ich jetzt als oberster Kriegsherr an die Spitze Meiner kampferprobten Armee und Flotte, in dem unerschütterlichen Glauben an unser heiliges Recht und an den Sieg, den wir, mit

Gottes Hilfe, im Verein mit unseren treuen Verbündeten, unserer gerechten Sache erkämpfen werden.

Der Geist des erlauchten Verblichenen wird um Euch sein, Euch anspornen zu weiteren heldenhaften Kämpfen, auf daß es uns vergönnt sei, an seiner Bahre den Siegeskranz niederzulegen, als Zeichen unserer treuen Dankbarkeit für all die Liebe und Fürsorge, die sein edles Herz unausgesetzt schlagen ließ für seine treue Wehrmacht."

Am 2. Dezember 1916 übernahm Kaiser Karl das Armeeoberkommando. Er kündete diesen wichtigen Entschluß seiner Armee und Flotte wie folgt:

„In Ausübung Meiner Herrscherrechte übernehme Ich das Armeeoberkommando und hiemit den Oberbefehl über die gesamten Streitkräfte Meiner Armee und Flotte. Zu Meinem Stellvertreter im Armeeoberkommando bestimme Ich den Feldmarschall Erzherzog Friedrich."

Wir haben in diesen Blättern den Siegeszug des Kaisers als Thronfolger über die Hochfläche von Dielgereuth, sein zähes, erfolgreiches Ausharren im Kampfe gegen die Brussilowsche Übermacht und die Offensive, die seine Armeen aus Siebenbürgen in die walachische Tiefebene führte, verfolgt. Am 2. Dezember 1916 stellte sich der Kaiser an die Spitze der gesamten Wehrmacht und seine Aufgabe wurde, gemeinsam mit den verbündeten Herrschern den Weltkrieg zu einem siegreichen Ende zu führen. Die Aufgaben des Feldherrn von heute, da Millionen Menschen in den Kampf geführt, Milliarden „silberne Kugeln" in die Wagschale geworfen werden, alle Zweige und Ausstrahlungen der Technik mobilisiert, alle Bergwerke, Ölfelder, Wälder und Fluren, Felder und Matten in den Dienst des Völkerringens treten,

sind ungeheure, die an das Wissen und Können, an Geist und Herz die gewaltigsten Anforderungen stellen. In den Kriegen noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts schlug der Feldherr seine Werkstatt auf einem Hügel auf; sie bestand in personeller Beziehung aus ein paar Offizieren und Ordonnanzen, in materieller Hinsicht aus Feldtisch, Feldsessel, einem Fernrohr und ein paar Karten, vor allem aber aus dem Auge des Führers, das auf dem ganzen Schlachtfelde ruhte. Die Kriege in der zweiten Hälfte desselben und am Anfange des 20. Jahrhunderts haben darin Wandel geschaffen. Und doch gleicht selbst die Werkstatt eines Kuropatkin im russisch-japanischen Kriege durchaus nicht der Werkstatt eines Führers von Armeen im Weltkriege von heute. Das hohe Kommando ist derzeit gewissermaßen versinnbildlicht durch ein gigantisches Strahlenbüschel, dessen Drähte zu Hughes-, Morse- und lautverstärkenden Telephonapparaten führen, durch himmelanstürmende Funkenstationen, Fliegerkampfstaffel, Luftfahrzeugabwehrbatterien, große Automobilparks. Das eigenartige und von den Erscheinungen etwa des Krieges 1904/1905 unterscheidende ist, daß die stille Arbeit eines höheren Kommandos gar oft durch den vordem nicht gekannten Angriff aus den Lüften unterbrochen wird, daß der Feldherr nicht ständig in seiner Arbeitsstube verweilen kann, sondern immer und immer wieder den Rapport mit den Truppen herstellen muß. Mehr denn je entscheidet ja in diesem Kriege nicht die Zahl der Kämpfer, nicht ihre rohe Kraft, sondern der Geist, der sie bewegt, die Erkenntnis der Notwendigkeit, das Vertrauen und die Liebe zum Führer — der Kitt, der Führer und Geführte, Armee im Felde und Heimat zusammenhält. Der Geist des Krieges ist ein anderer geworden und es wird

dereinst eine dankbare Aufgabe sein, in alle Tiefen dieses Geistes einzudringen und ihn vor denjenigen zu zeichnen, die Alter oder früheste Jugend, Krankheit oder Gebrechen dem Kampfe entzog. Im Herzen trägt ihn, wer je einen Kampf in den Jahren 1914 bis 1917 mitgemacht hat.

Die Werkstatt des Feldherrn Kaiser Karl vollkommen zu schildern, wäre daher nur dann möglich, wenn man das hier gestreifte Problem zuvörderst erörtern würde. Zeit und Raum schließen dies aus. Aber Ausschnitte aus seinem Leben und Wirken können geboten werden, das vom Erfolge gekrönt ist und unseren Kaiser schon, ehe er den Thron bestieg, in die Reihe der erfolgreichsten und bezwingendsten Feldherrn stellte. Das Tagewerk des höchsten Führers einer Wehrmacht ist ein hartes, wenn er zugleich Monarch ist. An dieser Stelle wollen wir nur vom Feldherrn sprechen. Der Krieg kennt keinen Unterschied der Tage und Stunden, der Jahreszeiten und Witterungsverhältnisse. Er hat ungangbare Moräste und die stolzesten, eisstarrenden Hochgipfel bezwungen. Jede Stunde kann eine Entscheidung fordern, eine Entscheidung, die Tod und Leben und den Ausgang einer wichtigen Kriegsphase oder gar des Krieges selbst bedeuten mag. Dazu ist nichts unwichtig. Die Aussage eines Gefangenen kann unter Umständen heller die Situation erleuchten als das Aufklärungsresultat, das aus dem intimen Rapport zwischen kämpfenden Truppen gewonnen wird. Regen und Sonnenschein, Frost und Hitze, Tauwetter und Lawinen bestimmen Operationen oft ebenso sehr wie der Vorrat an Munition und Verpflegsgütern. Die moralische Verfassung der Truppe, ihre variable physische Leistungsfähigkeit, ihre Verluste und Ersätze, das Terrain, natürliche und künstliche Verteidi-

gungslinien, Unterkunftsverhältnisse und Ressourcen müssen in Anschlag gebracht werden.

So werden dem Feldherrn täglich tausende von Elementen zur Beurteilung vorgelegt und vorgetragen.

Die Nachrichten über den Feind: Der Kampf des Vortages verrät ihm, was an einer bestimmten Stelle und wie es beschaffen war; Flieger melden, was sich hinter dem Schleier abspielt, den die feindliche erste Linie zwischen uns und seinen Reserven gezogen hat; Flieger melden über die Intensität des Bahnverkehres in ferner der Front gelegenen Gebieten, über Straßenbauten, rückwärtige Stellungen, industrielle Neuanlagen und so vieles andere; Schleichpatrouillen erkunden den Verlauf der gegnerischen Linie, Annäherungshindernisse und Besetzung in einem bestimmten begrenzten Abschnitt; Stoßtruppen dringen in die feindlichen Gräben ein, stoßen bis zur zweiten oder dritten Linie vor, zerstören Brustwehren, Traversen und Unterstände, erbeuten Maschinengewehre, Minen- und Flammenwerfer und bringen gleichfalls wertvolle Aufklärungsresultate zurück. Die Kriegsgefangenen, die sie oder andere einbringen, werden vernommen; ihre Aussagen sind gleichfalls kleine Steinchen zu dem Mosaik „Die Situation beim Gegner"; aus der Beute, aus den Uniformen der Gefangenen, ihren Legitimationsdokumenten und Briefen, aus aufgefundenen Akten und Karten werden Schlüsse zur Ergänzung der Feindesevidenz gezogen. Aus tausend verschiedenartigen und einander kreuzenden Kanälen dringen die Nachrichten zum Feldherrn. Er kann sich nicht damit bescheiden, daß ihm der Chef des Generalstabes oder der Chef der Nachrichtenabteilung das aus vielen Pinselstrichen entstandene Bild vorführt; er muß der Pinselführung folgen, denn seine Sache ist es, die Bedeutung

der einen Nachricht im Verhältnis zur widersprechenden Kunde einzuschätzen.

Die eigene Situation: Täglich langen von den unterstehenden Kommandos die Situationsmeldungen ein, aus denen die Änderungen in der Kriegsgliederung, in der Verteilung und Gruppierung der Kräfte, ihrer Stände, der sanitären Verhältnisse, die moralische Verfassung, der Fortschritt der Befestigungsarbeiten und Unterkunftsvorsorgen, die Versorgung mit Kriegsbedarf aller Art (mit Geschütz- und Kleingewehrmunition, Nahkampfmitteln, Verpflegung, sanitärer Ausrüstung) und noch viele andere Dinge zu entnehmen sind.

Fliegermeldungen, die Situationsmeldungen der unterstehenden Kommandos, die Berichte fallweise entsendeter Rekognoszenten, endlich die schon im Frieden vorbereiteten Landesbeschreibungselaborate führen zur Beurteilung des Terrains, auf dem sich die Operationen am gegebenen Tage und weiterhin abspielen sollen.

Der Aufmerksamkeit des Feldherrn darf jedoch auch die Situation im Etappenraum und im Hinterland nicht entgehen. Aus der Betrachtung des Operationsraumes allein könnte der Entschluß zu einem bestimmten, abgegrenzten Schlage geboren werden; die großzügige, entscheidende Operation muß aber auf Elementen aufgebaut werden, die nicht nur die Front geben kann.

Hat der Feldherr alle vorangeführten Momente studiert und erwogen, so muß er das daraus gewonnene Urteil mit der großen Situation in Einklang bringen, die für den Kaiser als Feldherrn heute nicht nur der Kriegsschauplatz Europa sondern weit mehr noch die politische Lage der ganzen Welt malt. Wir sehen bereits, welche ungeheure Geistesarbeit zu leisten ist, bevor die Hand die Feder zur Niederschrift eines Befehles ergreift.

Nachdem alle Referenten gehört wurden, bleiben Führer und Generalstabschef allein. Sie wägen ihre Urteile gegeneinander ab, verteidigen und widerlegen gegenseitig ihre Meinungen, bis der Feldherr entscheidet. Das schwerste — die Entscheidung — bleibt ihm.

Der Kaiser hat schon als Thronfolger diese Verantwortung gern getragen. Unter diesem Gesichtspunkte ist es müßig, in jedem einzelnen Falle untersuchen zu wollen, ob die Idee aus dem Geiste des Feldherrn oder des Generalstabschefs geboren wurde. Der Anteil des einzelnen ist zumeist schwer zu ermessen; sicher und erkennbar ist nur der Wille des Führers, den besten Gedanken zur Durchführung zu bringen, und es bleibt auch ein Verdienst des Feldherrn, einen Plan gutgeheißen zu haben, der von seinem ersten Gehilfen stammt.

Wer je im Felde stand, wird oft und oft die Erfahrung gemacht haben, welche breite Kluft zwischen einer empfangenen Information und dem eigenen unmittelbaren Eindrucke klafft. Eine Kompagnie soll eine Stellung beziehen; ein Generalstabsoffizier informiert den Kommandanten über die eigene und die feindliche Situation. Der Generalstabsoffizier war vielleicht oft und oft in derselben Stellung; er berichtet also aus unmittelbarem eigenen Augenschein. Der Kompagniekommandant kommt nachts in den betreffenden Raum; der Übergeber erklärt aus der intimsten Kenntnis aller Details, der Morgen erwacht und das Bild, das sich der neue Kommandant von der Situation gemacht hat, verblaßt vor dem Bilde, das sich den Augen des Kommandanten jetzt darbietet.

Größere Verhältnisse verlangen natürlich einen noch umfassenderen Anschauungsunterricht. Der Feldherr Erzherzog Carl war einer von jenen, die den Rapport mit

den Soldaten und der Natur, diesen entscheidenden Elementen der Kriegführung, über alles hoch einschätzte. Der Kaiser hält es nicht anders. Es befiehlt sich wesentlich verschieden, wenn man selbst einmal eine Höhe erklommen, gesehen hat, daß der ausgedehnte Wald arm oder reich an Unterholz, der Boden tief, der Fluß reißend ist; wenn man nicht nur gelesen, sondern auch geschaut hat, daß die feindliche Stellung gründlich oder oberflächlich ausgebaut ist. Verschiedene Menschen sehen verschieden. Der über all diesen verschiedenen Menschen steht, gleicht die aus der Subjektivität der Berichterstattung resultierenden Differenzen aus, indem er nur seine Subjektivität gelten läßt.

Diese Frontbesuche vermitteln dem Feldherrn auch erst eine richtige Vorstellung von den Qualitäten der unterstehenden Kommandanten und Truppen. Dem bedächtigen, alles erwägenden Armeekommandanten muß anders befohlen werden als einem rasch zugreifenden, dem Glück und der Bravour seiner Truppen vertrauenden Führer. Der eine ist gewohnt, von seinen Truppen bei jeder Gelegenheit das Letzte zu fordern, der andere schont und zweifelt. Ein dritter sichert jeden Gewinn, ehe er auf neuen Gewinn ausgeht, ein vierter ist vertrauensselig. Ein Regiment leistet solide Arbeit, es wird vielleicht nicht immer der Erwartung gerecht, zu einer vorbedachten Zeit an bestimmter Stelle einen Erfolg zu erreichen, es wird ihn aber erreichen. Ein anderes Regiment wieder trägt sein Elan mit Blitzesschnelle ans Ziel, es wird jedoch dort, ohne Atem und ausgeblutet, einer Pause bedürfen. Eine Nation ist zäher in der Verteidigung, die andere frischer im Angriff. Krieg wird eben von Menschen geführt, der Feldherr kann nicht nach einer Schablone arbeiten. Diesen individualisierenden Zug in der Befehls-

gebung festgehalten zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst des Kaisers und wir dürfen darin eine Erklärung seiner Erfolge gegen verschiedene Feinde erblicken. Zu dieser Eigenart der Disposition ist der Kaiser durch seine Frontbesuche gelangt.

Er hat dabei viele Meinungen in sich aufgenommen. Er hat dem Urteil vieler erprobter Führer gelauscht. Man berichtet anders schriftlich und anders mündlich. Der mündliche Bericht ist unmittelbarer, reichhaltiger, lebendiger. Er gestattet auch, mit Ansichten über die Zukunft und mit Ratschlägen hervorzutreten, besonders wenn ihn unser Kaiser entgegennimmt. Das ist ja eben — wir kommen immer wieder darauf zurück — ein vorzügliches Verdienst des Feldherrn, daß er keine Meinung, keinen Ratschlag verachtet, daß er aus dem geistigen Reichtum vieler Köpfe schöpft und diesen Reichtum mit der überlegenen Sicherheit seines Urteiles und mit dem festen Charakter, der wählen und entscheiden läßt, verwaltet.

Dadurch, daß Kaiser Karl im Kriege immer wieder im Kreise seiner Truppen erschien, mit Millionen sprach, Unzählige belobte und belohnte, vielen half, viele tröstete, fand er den Weg zum Herzen seiner Kämpfer. Sie fühlten bald: „Unser Herr befiehlt nicht nur, er führt, leitet und sorgt in des Wortes vollster Bedeutung. Wir sind ihm nicht die Signatur auf den Plänen und Karten, die seinen Arbeitstisch bedecken, sondern sind ihm Menschen mit warmem Herzblut, empfänglich für Freude und Schmerz, Liebe und Haß. Keiner von uns ist ihm gleichgültig.“ Der Führer, der die große Situation beherrscht, vermag auch im persönlichen Rapporte mit den Geführtem Vertrauen zu erwecken und zu stärken. Die Truppen, die unser Kaiser führt, vertrauen ihm wie

selten einem Feldherrn. Sie wissen, an seine Fahnen ist der Erfolg geknüpft, er fordert Gut und Blut nur nach reiflicher Überlegung, der Erfolg ist das Blut wert, das vergossen wird. Und wer sollte schwächlich, mißmutig oder verstimmt werden, wenn der Kaiser selbst keine Mühen scheut, der Gefahr trotzt, sein Leben nicht höher einschätzt als das des letzten Infanteristen. Mit einem unbehaglichen Gefühl werden die Soldaten in jeder Schlacht Zeugen der Tapferkeit ihres obersten Führers, denn sie werten das Leben dieses Feldherrn weit höher als das eigene. Die Achtung vor Theorie und Praxis, vor Wissen und Können, die gleiche Liebe für das Studierzimmer des Feldherrn und das weite, offene Betätigungsfeld der vordersten Linie, die Gewalt über die Herzen und das eigene Herz machen unseren Kaiser zu einer der glänzendsten Feldherrngestalten aller Zeiten. Dieses Urteil wird die Weltgeschichte bestätigen.

Der Krieg gebietet dem Kaiser die Stunde. Wo immer eine Schlacht tobt — der Kaiser weilt bei seiner Armee. So sahen wir ihn während der Isonzoschlachten wiederholt an der Front. Der Weg führte ihn auch viermal nach Pola, einmal, um dem verblichenen Großadmiral Haus die letzte und höchste Ehre zu erweisen. Zweimal besuchte der Allerhöchste Kriegsherr die Kärntner, mehrmals die Tiroler Front. Dort fand sich der Kaiser im besonderen am Jahrestage der Durchbruchsschlacht von Folgaria ein, er versammelte damals alle ehemaligen Mitarbeiter um sich. Während der schweren Kämpfe im Sommer 1917 begab sich der Kaiser nicht weniger als dreimal nach Galizien und in die Bukowina, er folgte fast unmittelbar seinen siegreich vordringenden Armeen und wurde in jeder der Monarchie wiedergewonnenen Stadt mit unbeschreiblicher Begeisterung emp-

fangen. Der Heeresfront Erzherzog Joseph wurde zweimal die Ehre des kaiserlichen Besuches zuteil. Aber auch die militärischen Einrichtungen des Hinterlandes erfreuten sich der ständigen Fürsorge des Monarchen. Der Kaiser hat das zur Retablierung in Alt-Bunzlau und Brandeis zusammengezogene Dragonerregiment Nr. 7, alle Militärakademien, mehrere Ersatz- und Marschformationen inspiziert. Mit Bewunderung verfolgten wir diese Reisen, für die sich der so viel beschäftigte Monarch die Zeit abrang.

Als Kaiser Karl den Thron bestieg, führte Erzherzog Friedrich das Armeeoberkommando, ihm stand Feldmarschall Freiherr Conrad von Hötzendorf als Chef des Generalstabes zur Seite, das Flottenkommando lag in den Händen des Großadmirals Haus, die drei militärischen Ministerien verwalteten Generaloberst Freiherr von Krobatin, Generaloberst Freiherr von Georgi und Generaloberst Freiherr von Hazai. Mit der Übernahme des Armeeoberkommandos durch den Kaiser wurde Erzherzog Friedrich Stellvertreter des Armeeoberkommandanten. In dieser Eigenschaft waren der Betätigung des Feldmarschalls zu enge Grenzen gezogen, der Kaiser stellte ihn daher zur Disposition seines Oberbefehles und betraute ihn fallweise mit besonderen Aufgaben. Nicht eingeengt durch die täglichen Dienstpflichten, konnte der Erzherzog in dieser Verwendung seine Kriegserfahrung und Tatkraft zum Wohle der Wehrmacht voll zur Geltung bringen. Am 2. März 1917 erfolgte der Wechsel auf dem bedeutsamen Posten des Chefs des Generalstabes. Feldmarschall Freiherr Conrad von Hötzendorf wurde zum Heeresgruppenkommandanten in Tirol ernannt, an seine Stelle trat General der Infanterie Freiherr von Arz. Das Handschreiben, mit dem Kaiser

Karl Feldmarschall Freiherr von Conrad auf eine andere wichtige Stelle stellte, ist die herrlichste Anerkennung für den Feldmarschall und ein Denkmal der Dankbarkeit des Kaisers. Der Allerhöchste Kriegsherr schrieb an Freiherrn von Conrad:

„In den ersten Phasen dieses Krieges haben Sie als Berater des Armeeoberkommandanten die gewaltige Überlegenheit unserer Feinde durch klare Erkenntnis ihrer Schwächen und durch nie erlahmende Initiative wettgemacht. Ihr abgeklärtes Urteil fand den sicheren Ausweg aus den schwierigsten Lagen.

Im weiteren Verlaufe des Krieges wußten Sie im zielbewußten Zusammenarbeiten mit unseren treuen Verbündeten — am entscheidenden Orte zur richtigen Zeit — die notwendigen Streitkräfte anzusetzen, auf allen Kriegsschauplätzen die Grundlagen siegreicher Operationen zu schaffen und die Pläne neuerstandener treubrüchiger Gegner zum Scheitern zu bringen.

Auch Mir waren Sie stets ein selbstloser, hingebungsvoller Berater.

Wenn Ich Sie jetzt von Ihrem Posten als Chef des Generalstabes Meiner gesamten bewaffneten Macht enthebe, um Ihre bewährte Kraft an anderer wichtiger Stelle zur Geltung zu bringen, so ist es Mir ein Bedürfnis, Ihnen ein sichtbares Zeichen Meines Vertrauens und Meiner dankbaren Anerkennung Ihrer unvergänglichen Verdienste zu geben. Ich verleihe Ihnen das Großkreuz Meines Militär-Maria Theresien-Ordens. Mögen Sie in dem Umstande, daß Ich Ihnen jenes Kreuz übergab, das Ich über Bitte Meiner treuen, tapferen Wehrmacht am 17. Januar d. J. anlegte und seit diesem Tage trug, den Ausdruck Meiner besonderen Wertschätzung erblicken."

Den Großadmiral Anton Haus raffte ein tückisches Leiden hinweg. Seit seinem Tode führt Admiral Njegovan das Flottenkommando. Generaloberst, jetzt Feldmarschall Freiherr von Krobatin wurde über seine Bitte als Kriegsminister entlassen und erhielt das Kommando der 10. Armee. Generaloberst Freiherr von Georgi gab mit dem Kabinette des Grafen Clam-Martinic seine Demission und wurde durch Feldmarschalleutnant von Czapp, zuerst als Leiter, später als Minister, ersetzt. Generaloberst Freiherr von Hazai wurde zum Chef des Ersatzwesens für die gesamte bewaffnete Macht ernannt, im Honvedministerium folgte ihm General der Infanterie Freiherr von Szurmay.

Zahllos sind die Ehrungen, deren die gesamte Armee und ihre Mitglieder unter Kaiser Karl teilhaftig wurden. Gleich nach seinem Regierungsantritte ernannte der Allerhöchste Kriegsherr den Erzherzog Eugen und Freiherrn von Conrad zu Feldmarschällen; nach der Einnahme von Czernowitz erhielt auch Generaloberst von Köveß den Marschallsstab. Den Erzherzog Friedrich, Erzherzog Eugen und Freiherrn von Conrad schmückte der Kaiser mit dem Großkreuz des Militär-Maria Theresien-Ordens. Generaloberst von Boroevic wurde nach der zehnten Isonzoschlacht, Generaloberst von Böhm-Ermolli nach dem siegreichen Durchbruch von Zborow Kommandeur dieses hohen Ordens. Am 17. August, an seinem Geburtstage, promovierte der Kaiser zahlreiche Helden zu Kommandeuren und Rittern des Militär-Maria Theresien-Ordens. Diese Promotion gestaltete sich zu einer einzigartigen, allen Teilnehmern, vor allem den neuen Rittern unvergeßlichen Feier. Auf der großen Ostterrasse des Schlosses Wartholz versammelten sich nach einem Gottesdienste die Ordenskandidaten. Es

waren dies Feldmarschall von Köveß, Generaloberst Erzherzog Joseph, Generaloberst Dankl und General der Infanterie Freiherr von Arz als Kommandeure, Feldmarschalleutnant Zeidler, Generalmajor von Lukachich, Feldmarschalleutnant Hofmann, Feldmarschalleutnant Szurmay, General der Infanterie Trollmann, Feldmarschalleutnant von Willerding, Generaloberst Wurm, Feldmarschalleutnant von Schariczer, Feldmarschalleutnant von Novak, Generalmajor von Ellison, Oberst von Janecka, Oberst Hospodarz, Oberst Lutschounig, Oberstleutnant Prochazka, Major Prochaska, Hauptmann Glogovac, Hauptmann Heim, Landsturmoberleutnant Tischer, Leutnant i. d. R. Cumin und Linienschiffsleutnant Banfield als Ritter. Auf der Estrade oberhalb der Terrasse erschienen die Kaiserin mit dem Kronprinzen Otto, der Erzherzogin Adelheid und dem Erzherzog Robert, Erzherzogin Maria Josepha, Herzogin Maria Antonia und Prinzessin Isabella von Parma, die Prinzen Felix und René von Parma. Feldmarschall von Köveß stand in der Mitte des von den Offizieren gebildeten Halbkreises und begrüßte den Monarchen, als er auf die Estrade trat, mit einer Ansprache, in der er dem Allerhöchsten Kriegsherrn die Glückwünsche der im schwersten aller Kriege stehenden Wehrmacht darbrachte. Er versicherte den Herrscher der unverbrüchlichen Treue, Anhänglichkeit und Aufopferungswilligkeit aller Mitglieder der Armee und schloß mit einem stürmisch aufgenommenen dreimaligen Hoch auf den Allerhöchsten Kriegsherrn. Diese Huldigungsszene inmitten einer großartigen Hochgebirgswelt war von überwältigendem Eindruck. Der Kaiser dankte dem Feldmarschall mit bewegten Worten und befahl dann die zur Dekorierung bestimmten Offiziere einzeln zu sich.

Er heftete jedem das schönste militärische Ehrenzeichen an die Brust. Als der unter den Nachwirkungen einer Verwundung leidende Landsturmoberleutnant Tischer nur mühsam zum Kaiser gehen konnte, ging ihm der Monarch die Stufen hinab entgegen, um dem ausgezeichneten Offizier die Beschwerden zu ersparen. Als dann der letzte Theresienritter in seine Einteilung zurückkehrte, trat Erzherzog Joseph einige Schritte vor. Sein lauter Ruf: „Theresienritter! Gut und Blut für unsern Kaiser, Gut und Blut für unsere Kaiserin!" wurde stürmisch wiederholt, ein Gelöbnis, das bei diesen Helden bereits im schwersten Kampfe eine vorbildliche Bestätigung erfahren hatte.

Eine besondere Auszeichnung erkannte die gesamte Armee in der Verleihung der Inhaberschaft des Husarenregiments Nr. 16 an die Kaiserin und des Infanterieregiments Nr. 17 an den Kronprinzen. „Ich will, daß Mein erstgeborener, Mir durch Gottes Gnade geschenkter Sohn von nun an Meiner braven, heldenmütigen Wehrmacht angehöre", mit diesen Worten übergab der Allerhöchste Kriegsherr den Kronprinzen dem Schutze und der Liebe der Wehrmacht.

Ein feines Empfinden für die Psyche der Armee spricht aus manchen Benennungen, die der Kaiser Heereskörpern und Truppenkörpern verlieh. Die „Isonzoarmee", das „Edelweißkorps", die „Kaiserjägerdivision" und die „Kaiserschützen" haben einen volkstümlichen und so wohlvertrauten Klang. Und mit welchem Zartsinn wählte der Monarch noch immer den Augenblick, zu dem er solche Auszeichnungen verlieh. Die „Isonzoarmee" wurde im Sturm und Drang der zehnten Isonzoschlacht geboren. „Kaiserjägerdivision" nannte der Kaiser seine brave 8. Infanteriedivision, als er in ihrer

Mitte den Jahrestag der Aufstellung der Kaiserjäger beging. Und den „Kaiserschützen" gab er ein rührendes Geleitwort: „Ich befehle, daß die Landesschützen von nun an „Kaiserschützen" genannt werden. Ich bin überzeugt, diese tapferen Truppen, welche sich bis jetzt unvergängliche Lorbeeren erwarben, werden den neuen Namen in ruhmvollem Glanze erstrahlen lassen. Mir zur Freude, sich zur Ehre und dem Vaterlande zum Wohle."

Einen langgehegten Wunsch der Truppe erfüllte der Monarch mit dem Armee- und Flottenbefehl vom 13. Dezember 1916: „Unter allen Meinen braven Kriegsleuten ist in diesem Kriege den Truppen die schwierigste Aufgabe zugefallen. Sie sind es, die in Kämpfen von bisher noch nicht gekannter Heftigkeit und Dauer heldenmütig ihre Pflicht erfüllen, in fortdauernder Gefahr, treu ihrem Eide, ihr Leben einsetzen für unsere gerechte Sache. Um diesen Meinen Braven Meine Dankbarkeit und Anerkennung zu beweisen, stifte ich das Karl-Truppen-Kreuz." Weiters befahl der Monarch, daß auf den Bändern aller Dekorationen, die für tapferes oder erfolgreiches Verhalten vor dem Feinde und für Verdienste in der Truppenführung verliehen wurden oder werden, zwei gekreuzte Schwerter anzubringen seien. Einen Wunsch seiner braven Offiziere erfüllte ferner der Monarch, als er die goldene und große silberne Tapferkeitsmedaille auch an Offiziere verlieh.

Den Verwundeten und Siechen ist Kaiser Karl Schutzherr. Er stellte sich an die Spitze der Kriegsfürsorge, ordnete die Auszeichnung aller Verwundeten an, schuf die Soldatenheime und half, wo es zu helfen gab.

Die Armee hat dem Kaiser so viele Liebe reichlich gelohnt. Auf den Schlachtfeldern hat sie diese Liebe mit ihrer Treue vergolten. Das innige Verhältnis, das den

Allerhöchsten Kriegsherrn mit seinen Kriegern verbindet, kam auch in der Bitte der Wehrmacht zum Ausdruck, der Kaiser möge das Großkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens und das Militärverdienstkreuz 1. Klasse als im Kriege erstrittene Auszeichnungen anlegen und tragen. Das Band, das Kaiser und Wehrmacht in Österreich-Ungarn seit jeher umschlang, ist unter Kaiser Karl noch fester geworden. Auch der Wehrmacht von heute mag ein Grillparzer zurufen: „In deinem Lager ist Österreich!"

Wir haben der Schilderung des Lebens des Kaisers Karl die Darstellung seines Wirkens als Friedenskaiser und Kriegsherr vorangestellt, weil sein Mühen um Sieg und Frieden die Signatur seines ersten Regierungsjahres ist. Der Krieg hat aber auch das Herrscherleben auf allen anderen Gebieten bestimmt. Seine Ausstrahlungen finden wir auf fast allen Gebieten der Politik, im Leben der Gesellschaft, in der Volkswirtschaft, in Kunst und Kultur.

Die gemeinsame Politik Österreichs und Ungarns ist durch den Krieg auf neue feste Fundamente gestellt worden. Der österreichische Landsturm hatte in den Karpathen Ungarn geschützt und geschirmt, auf dem Steinboden am Isonzo haben sich Honveds verblutet. Gemeinsam vergossenes Blut ist ein stahlharter Kitt. So konnte denn der Kaiser auch mit Befriedigung sehen, daß die Beziehungen der beiden Staaten zueinander die von Brüdern sind. Die Kompliziertheit und Verschiedenheit der staatsrechtlichen und ökonomischen Verhältnisse mochte wohl hie und da sehr schwierige Verhandlungen gezeitigt haben. Sie waren aber stets von dem Geiste enger Zusammengehörigkeit geleitet. Die Angriffe einiger politischer Exaltados auf die Unversehrtheit der

Länder der heiligen ungarischen Krone konnten das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn nicht trüben, haben doch diese Aspirationen in Österreich selbst die schärfste Zurückweisung gefunden. Ein schweres Werk, die Feststellung der Grundzüge eines neuen Ausgleiches, scheint im wesentlichen gelungen zu sein. Fragen der parlamentarischen Taktik mögen wohl die verfassungsmäßige Erledigung dieser Frage noch eine Weile hinausschieben. Wir dürfen uns auf eine amtliche Verlautbarung stützen, die feststellte, daß im Sinne des Artikels 25 des Vertrages über den wirtschaftlichen Ausgleich zwischen Österreich und den Ländern der heiligen ungarischen Krone erfolgreiche Verhandlungen geführt wurden. Obwohl hiebei mit dem Umstande gerechnet werden mußte, daß die Gestaltung der handelspolitischen Verhältnisse nach dem Weltkriege derzeit noch nicht zu überblicken ist, konnte doch insoweit ein vorläufiges Ergebnis erzielt werden, daß nunmehr der Einleitung von handelspolitischen Verhandlungen mit dritten Staaten, insbesondere mit dem Deutschen Reich kein Hindernis im Wege steht. Damit hatten wir unsere handelspolitische Aktionsfreiheit gewonnen. Andere Verhandlungen, die während des ganzen Krieges geführt wurden und noch heute andauern, betreffen die Lösung der Ernährungsfrage. Um in jedem Falle rascher zu einer die Interessen der beiden Staaten wahrnehmenden Entscheidung zu kommen, wurde seinerzeit ein gemeinsamer Ernährungsausschuß gebildet. Österreich gibt an Ungarn von seinem größeren Reichtum an industriellen Rohprodukten, Ungarn an Österreich seinen Überschuß an Produkten des Ackerbaues ab.

Als Kaiser Karl den Thron bestieg, bestand die gemeinsame Regierung aus dem Baron Burian als Mi-

nister des Äußern und Leiter des gemeinsamen Finanzministeriums sowie dem Generaloberſten Freiherrn von Krobatin als Kriegsminiſter. An die Spitze des Auswärtigen Amtes trat am 22. Dezember Graf Czernin, gemeinsamer Finanzminiſter wurde gleichzeitig Baron Burian. Sein neues Reſſort hatte kurze Zeit Prinz Hohenlohe verwaltet. Über den Wechſel im Kriegsministerium haben wir bereits an anderer Stelle geſprochen. Der Miniſterwechſel berührte nicht die Richtung der äußeren Politik der Monarchie. Der Kurs blieb der alte. Wenn damals überhaupt durchgreifende Veränderungen an verſchiedenen leitenden Stellen der Monarchie vorgenommen wurden, ſo lag darin kein Mißtrauen gegen die Männer aus der Zeit Franz Joſephs. Dieſe Veränderungen entſprachen einer führenden Idee. Wie bei unſeren Gegnern immer von der notwendigen Konzentration aller Kräfte geſprochen wurde, ſo lag auch bei Kaiſer Karl das Beſtreben vor, ein Zuſammenfaſſen aller Energien ins Werk zu ſetzen. Die ſchwere Kriegszeit erforderte gebieteriſch die höchſte Anſpannung aller Kräfte und deren reibungsloſe Vereinigung, um das große Ziel zu erreichen. Es mußten daher ſolche Staatsmänner an entſcheidende Poſten berufen werden, deren Fähigkeiten die ſachliche Bürgſchaft für die Erfüllung ihrer verantwortungsvollen Aufgaben lieferten, die aber anderſeits zu einander ſeit jeher in ſolchen perſönlichen Beziehungen ſtanden, daß ein einheitliches Zuſammenarbeiten und ein klagloſes Handinhandgehen geſichert erſchien. Demſelben Gedanken entſprach ja auch die Ernennung des Grafen Clam-Martinic zum öſterreichiſchen Premier. Damit ſind wir auf dem Gebiete der öſterreichiſchen inneren Politik angelangt.

Die innerpolitischen Verhältnisse diesseits der Leitha waren schon am Ausgange der Regierungszeit des Kaisers Franz Joseph recht schwierige geworden. Bis wenige Wochen vor seinem Tode war Graf Stürgkh an der Spitze des Kabinetts gestanden. Er hatte noch vor Ausbruch des Weltkrieges seinem Herrscher zur Schließung des Reichsrates geraten. Während des Krieges ist dann das Parlament nicht mehr zur verfassungsmäßigen Arbeit einberufen worden. Hiedurch waren die Parteien und die Politiker einander entfremdet worden. Die gesamte gesetzgeberische Arbeit, aber auch eine durch die Aufgaben des Krieges aufs äußerste gesteigerte Verwaltungstätigkeit ruhten auf den Schultern des Grafen Stürgkh, der nicht nur dem Namen, sondern auch in der Tat der Führer seines Kabinetts sein wollte. Unter dieser ungeheuren Arbeitslast mag der Ministerpräsident ermüdet sein und so wurde die Regierung des Grafen zu einer Zeit immer weniger schöpferisch tätig, die vom Kabinettschef eine Fülle origineller Taten erheischt hätte. Die Kugel eines Fanatikers bereitete dem Leben dieses Ministerpräsidenten ein Ende. Dr. von Koerber war sein Nachfolger geworden. Die Quellen sind noch nicht erschlossen, die es gestatten würden, eine sicher zutreffende Darstellung der Ursachen seines Sturzes zu geben. Es ist seinerzeit vielfach behauptet worden, daß die Verschiedenheit der Anschauungen der Krone und des Ministerpräsidenten über Fragen der politischen Taktik zu dem Kabinettswechsel am 13. Dezember 1916 Anlaß gegeben hätten. Der Biograph des Kaisers kann sich vorläufig nur an die offiziöse Lesart halten, die wir bei der Begründung des Revirements in den höchsten Ämtern der Monarchie bereits wiedergegeben haben. Mit der Annahme der Demission Koebers wurde der Handelsminister

der scheidenden Regierung Dr. von Spitzmüller mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Nach wenigen Tagen legte dieser den erhaltenen Auftrag zurück und Graf Clam-Martinic wurde zum Ministerpräsidenten ernannt. Schon am 20. Dezember gelang es ihm, das Kabinett zu bilden, in dem er nicht nur das Präsidium innehatte, sondern längere Zeit auch das Ackerbauministerium leitete; Generaloberst Freiherr von Georgi blieb Minister für Landesverteidigung, Freiherr von Hussarek Minister für Kultus und Unterricht, Dr. Bobrzynski Minister für Galizien; das Portefeuille der Eisenbahnen erhielt Freiherr von Forster, für öffentliche Arbeiten Freiherr von Trnka, der Finanzen Dr. von Spitzmüller, des Innern Freiherr von Handel, der Justiz Freiherr von Schenk. Die interessantesten Kabinettsmitglieder waren Dr. Urban, dem das Handelsressort anvertraut wurde, und Dr. Baernreither, der als Minister ohne Portefeuille dem Kabinette angehören sollte. Hiemit waren zwei deutsche politische Minister in die Regierung eingetreten. Die deutschbürgerlichen Parteien hatten dem in der Erwartung zugestimmt, daß die Regierung ehebaldigst alle jene Voraussetzungen schaffen werde, welche eine Gesundung unserer staatlichen Verhältnisse ermöglichen würden. Da dem Kabinette in der Person des Dr. Bobrzynski zudem ein prominenter polnischer Politiker, in der Person des Freiherrn von Schenk ein polnischer Beamter angehörte, schien sich die Regierung auf eine deutschbürgerlich-polnische Majorität stützen zu wollen. Diese Annahme bestätigte auch eine programmatische Erklärung, die bereits am 22. Dezember 1916 im Wege der Presse verlautbart wurde und besagte:

„In einer ernsten Zeit ist die Regierung mit der Führung der Geschäfte betraut worden. Sie hat dieselben

mit dem Gefühle der großen Verantwortung, die sie zu tragen hat, übernommen. Die Herstellung voller verfassungsmäßiger Zustände, die Schaffung der notwendigen Voraussetzungen dazu, die Ebnung des Weges zum Parlament wird das hohe Ziel der Regierung bilden . . . Die politische und wirtschaftliche Konsolidierung Österreichs, die Zusammenfassung aller den Staat bewohnenden Nationen, die Lösung der großen sozialen Aufgaben, welche durch den Krieg wesentlich vermehrt, an Bedeutung gewonnen haben, die Ausgestaltung des Volkserziehungswesens in der Richtung der allgemeinen Bildung, der sittlichen Festigung der heranwachsenden Jugend und der staatsbürgerlichen Gesinnung, die durch den Krieg notwendig gewordene Neuordnung der Staatswirtschaft, die Heilung der Wunden des Krieges sowie der Wiederaufbau des Zerstörten und die ganze Fülle der übrigen sich aufdrängenden Fragen stellen an die Regierung und an das Parlament in der kommenden Zeit die größten Anforderungen. Unvergessen sollen unsere braven, für den Schutz und Schirm des Vaterlandes kämpfenden Krieger bleiben, denen in Österreich alle Herzen dankbar entgegenschlagen und für deren Invalide und Hinterbliebene zu sorgen die Regierung als eine heilige Pflicht ansieht. Das Handschreiben weiland Seiner Majestät vom 4. November d. J. über die künftige Stellung Galiziens im Staatsgefüge wird der Regierung als Richtschnur ihrer Tätigkeit dienen . . . Die Gegenwart erfordert die Anspannung aller Kräfte. Der bewunderungswürdige Opfermut der Bevölkerung, welche die Lasten des Krieges unentwegt trägt, legt der Regierung die doppelte Pflicht auf, die Volksernährung zu ihrer ersten und unausgesetzten Sorge zu machen . . .“

Die Regierung des Grafen Clam-Martinic tat zweifellos vieles, um ihre auf die Hebung der Volkswohlfahrt gerichteten Versprechen zu erfüllen. Die Ernennung des Generalmajors Höfer, der an die Spitze des Ernährungsamtes gestellt worden war, zum Minister, die große Hilfsaktion für Minderbemittelte und die Vorbereitungen zur Errichtung eines Ministeriums für Volkswohlfahrt und Gesundheitspflege kennzeichnen das Bemühen der Regierung in dieser Richtung. Bald wurden jedoch die deutschen Parteien ungeduldig, als die erwartete außerparlamentarische Schaffung der Voraussetzungen für eine gedeihliche Arbeit des Parlaments auf sich warten ließ. Da auch die Sonderstellung Galiziens, die mit jenen „Voraussetzungen" unlösbar verquickt schien, nicht zur Tat werden wollte, wurden auch die Polen stutzig. Rücksichten auf die außenpolitische Lage ließen es schließlich dem Grafen Clam-Martinic rätlich erscheinen, auf diese Voraussetzungen zu verzichten. Die parlamentarischen Minister gaben daraufhin ihre Demission, um später wieder in das Kabinett einzutreten; das Verhältnis der deutschbürgerlichen Parteien und noch mehr des Polenklubs war aber doch, wie sich gar bald zeigen sollte, schwer getrübt.

Ohne daß sich die Regierung eine verläßliche Majorität hätte sichern können und ohne daß die Vertreter der österreichischen Volksstämme den alten nationalen Hader vergessen hätten, trat das österreichische Abgeordnetenhaus nach mehrjähriger Pause am 30. Mai zur Wiederaufnahme seiner verfassungsmäßigen Tätigkeit zusammen. Die staatsrechtlichen Erklärungen, welche die Vertreter der Parteien nach der Wahl des Dr. Groß zum Präsidenten abgaben, verkündeten Krieg. In den erwähnten Deklarationen und Rechtsverwahrungen forder-

ten die Tschechen die Umgestaltung Österreichs in einen Bundesstaat, wobei alle tschechoslawischen Stämme, einschließlich der außerhalb der Grenzen Böhmens lebenden Slowaken, mit den Tschechen an der Spitze vereinigt werden sollten, für welche Vereinigung unter der habsburg-lothringischen Dynastie zwar nicht das alte historische Staatsrecht, wohl aber die durch unverzichtbare historische Staatsakte anerkannten Rechte sowie das natürliche Recht der Völker auf Selbstbestimmung und freie Entwicklung angerufen wurden. Die Südslawen verlangten ebenso, und zwar auf Grund des kroatischen Staatsrechtes und des nationalen Prinzipes, die Vereinigung aller von Slowenen, Kroaten und Serben bewohnten Gebiete der Monarchie zu einem selbständigen, auf demokratischer Grundlage aufgebauten Staatskörper unter dem Szepter der habsburg-lothringischen Dynastie. Dagegen lehnten die Deutschen das böhmische Staatsrecht, durch welches Millionen Deutsche gegen ihren Willen in ein neues staatliches Gebilde eingezwängt werden sollten, ein für allemal ab und ließen wissen, daß auch die staatsrechtlichen Bestrebungen der südslawischen Abgeordneten auf die entschlossene Abwehr aller Deutschen Österreichs stoßen würden. Ferner kündigten die Polen an, ihre Erklärung über diese Deklaration und über die polnische Frage im Sinne des am 28. Mai 1917 in Krakau einstimmig gefaßten Beschlusses, betreffend das geeinte unabhängige Polen, für einen geeigneten Zeitpunkt vorzubehalten. Der Abgeordnete Stapinski teilte hiezu mit, daß in diesem Beschlusse die Vereinigung aller polnischen Gebiete verlangt worden ist. Die Ruthenen (Ukrainer) bezeichneten das gegenwärtige Kronland Galizien als eine künstlich geschaffene administrative Einheit, die mit den historischen und nationalen

Rechten der Völker im Widerspruche stehe. Ebenso protestierten sie dagegen, daß das Cholm-Land, Podlachien und Wolhynien, ehemals mit dem ukrainischen Königreiche Galizien vereinigt, jemals mit polnischen Gebieten vereinigt würden. Sie begrüßten auf das herzlichste die Bestrebungen der russischen Ukrainer um die Erlangung des staatsrechtlichen Selbstbestimmungsrechtes und erklärten, daß sie auch in Österreich den Kampf um die Erlangung ihrer vollen nationalen Rechte nicht aufgeben würden.

Diese von disparaten Tendenzen zeugenden Erklärungen, die von allem Bestehenden nur an der Dynastie festhalten wollten (lediglich die Deutschen hatten sich zu dem alten Österreich bekannt), hätten zu recht trüben Erwartungen hinsichtlich der Zukunft verleiten müssen, wenn nicht am nächsten Tage bei der feierlichen Eröffnung des Reichsrates im Thronsaale der Hofburg nicht nur der Kaiser, sondern auch sein Programm mit stürmischem Beifall aufgenommen worden wäre.

Ein halbes Jahrhundert war verflossen, seitdem Österreich die Verfassung, die es jetzt besitzt, erhielt. Damals wurden jene Einrichtungen geschaffen, die den Begriff des konstitutionellen Staates ausmachen. Allein es zeigte sich sehr bald, daß der Bau, der aufgeführt wurde, wohl schön sei, aber seiner Vollendung noch harre. Das Nationalitätenrecht war gesetzlich nie festgelegt worden und unter den freiheitlichen Errungenschaften jener Zeit fehlten vielfach solche auf sozialem Gebiete. Die Thronrede — das Programm — Kaiser Karls verkündete nun, daß der Bau des neuen Österreich vollendet werden sollte. Aus der denkwürdigen Kundgebung des jugendlichen Monarchen sprach der Geist einer neuen Zeit und seine Rede war durchweht von dem Atem der

frischen Hoffnungsfreudigkeit und des ernsten Tatendranges. In allen Sprachen jubelten die Abgeordneten den hohen und großen Zielen zu, die sich der jugendliche Monarch in seiner ersten Thronrede gesteckt hatte und aus der sein höchster Wunsch sprach, das Glück und die Wohlfahrt seiner Völker zu fördern und zu sichern. Der Kaiser ließ vor unserem geistigen Auge das Bild eines neuen Österreich erstehen. Die inhaltsreiche, das Herz und den Geist, das Wesen und Wollen unseres jungen Kaisers getreu widerspiegelnde Thronrede wird in keiner Biographie des Kaisers Karl fehlen dürfen. Sie sei im nachstehenden wiedergegeben:

„Nach einer von frühen Jünglingsjahren bis in das hohe Greisenalter der unermüdlichen Sorge für das Wohl Seiner Völker geweihten und von dem Glanze der edelsten Regententugenden umstrahlten Herrscherlaufbahn ist Mein erhabener Vorgänger, Kaiser Franz Joseph I., im achtundsechzigsten Jahre Seiner Reiche aus dem Leben geschieden. Durch Gottes Fügung bis zuletzt mit der ungeminderten Fülle Seiner Geisteskraft begnadet und gesegnet in den Werken Seines hohen Amtes ist er dahingegangen; in dem Herzen des Volkes und in unvergänglichen Werken wird das Andenken des Verklärten fortleben, der dem Staat aus engbeschränkten Verhältnissen der Vergangenheit heraus die Bahnen der verfassungsmäßigen Entwicklung, des blühenden kulturellen und wirtschaftlichen Fortschrittes wies.

Im innersten bewegt, gedenke Ich der rührenden Zeichen kindlicher Liebe für den in Gott ruhenden Kaiser, der treuen, teilnahmsvollen Gesinnung für Mich und Mein Haus, in denen Meine geliebten Völker wetteiferten und die Mir ein wahrer Trost in jenen Tagen der Prüfung gewesen.

Auch Sie, geehrte Herren, haben dabei nicht gefehlt und viele von Ihnen sind hieher geeilt, um an der Bahre des allgeliebten Herrschers Ihm noch einmal den Zoll der Ehrfurcht zu leisten. Herzlich danke Ich Ihnen dafür.

Der Wille des Allmächtigen hat Mich in einer schicksalsvollen Zeit zur Lenkung des Staates berufen. Des gewaltigen Ernstes der Aufgabe, die die Vorsehung auf Meine Schultern gelegt, war Ich Mir von Anbeginn bewußt. Aber Ich fühle den Willen und die Kraft in Mir, in treuer Erfüllung Meiner Herrscherpflichten nach dem Vorbilde Meines erlauchten Vorgängers Meinem hehren Amte mit dem Beistande Gottes gerecht zu werden.

Das Staatsinteresse soll nicht länger jener wirksamen Förderung entbehren, die ihm die eifrige Mitarbeit einer den Kreis ihrer Befugnisse richtig erfassenden, einsichtigen und gewissenhaften Volksvertretung zu bieten vermag.

Ich habe Sie, geehrte Herren, zur Ausübung Ihrer verfassungsmäßigen Tätigkeit berufen und heiße Sie heute an der Schwelle Ihres Wirkens herzlich willkommen.

Im vollen Bewußtsein der von Meinem erlauchten Vorgänger übernommenen verfassungsmäßigen Pflichten und aus eigener tiefster Überzeugung will Ich Ihnen erklären und feierlich bekräftigen, daß es Mein unabänderlicher Wille ist, Meine Herrscherrechte jederzeit in einem wahrhaft konstitutionellen Geiste auszuüben, die staatsgrundgesetzlichen Freiheiten unverbrüchlich zu achten und den Staatsbürgern jenen Anteil an der Bildung des Staatswillens unverkürzt zu wahren, den die geltende Verfassung vorsieht.

In treuer Mitarbeit des Volkes und seiner Vertreter erblicke Ich die verläßliche Stütze für den Erfolg

Meines Wirkens und Ich meine, das Wohl des Staates, dessen glorreicher Bestand durch das feste Zusammenstehen der Bürger in den Stürmen des Weltkrieges bewahrt wurde, kann auch für die Zeiten des Friedens nicht sicherer verankert werden, als in der unantastbaren Gerechtsame eines reifen, vaterlandsliebenden und freien Volkes.

Eingedenk Meiner Obliegenheit zur Ablegung des Verfassungsgelöbnisses und festhaltend an der gleich nach Meinem Regierungsantritte verkündeten Absicht, dieser Obliegenheit getreulich nachzukommen, muß Ich mir zugleich die Bestimmung des Staatsgrundgesetzes gegenwärtig halten, die die Entscheidungen im großen Augenblicke des Friedensschlusses allein in Meine Hände legt.

Ich bin aber auch überzeugt, daß das segensvolle Aufblühen des Verfassungslebens nach der Unfruchtbarkeit früherer Jahre und nach den politischen Ausnahmsverhältnissen des Krieges, abgesehen von der Lösung jener galizischen Frage, für welche Mein erhabener Vorgänger bereits einen Weg gewiesen hat, nicht möglich ist ohne eine Ausgestaltung der verfassungs- und verwaltungsrechtlichen Grundlagen des gesamten öffentlichen Lebens, sowohl im Staate, als in den einzelnen Königreichen und Ländern, insbesondere Böhmen. Und Ich vertraue darauf, daß die Erkenntnis Ihrer ernsten Verantwortung auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse, der Glaube an die glückliche Zukunft des in diesem furchtbaren Kriege so herrlich erstarkten Reiches Ihnen, Meine geehrten Herren, die Kraft verleihen wird, vereint mit Mir, in Bälde die Vorbedingungen zu schaffen, um im Rahmen der Einheit des Staates und unter verläßlicher Sicherung seiner Funktionen auch der

freien nationalen und kulturellen Entwicklung gleichberechtigter Völker Raum zu geben.

Aus diesen Erwägungen habe Ich Mich entschlossen, die Ablegung des Verfassungsgelöbnisses dem hoffentlich nicht fernen Zeitpunkte vorzubehalten, wo die Fundamente des neuen, starken, glücklichen Österreich für Generationen wiederum fest ausgebaut sein werden nach innen und außen. Schon heute aber erkläre ich, daß Ich Meinen treuen Völkern immerdar ein gerechter, liebevoller und gewissenhafter Herrscher sein will im Sinne der konstitutionellen Idee, die wir als ein Erbe der Väter übernommen haben, und im Geiste jener wahren Demokratie, die gerade während der Stürme des Weltkrieges in den Leistungen des gesamten Volkes an der Front und daheim die Feuerprobe bestanden hat!

Noch stehen wir in dem gewaltigsten Kriege aller Zeiten.

Lassen Sie Mich aus Ihrer Mitte all den Helden, die seit fast drei Jahren an unseren weitgespannten Fronten freudig ihre schwere Pflicht erfüllen, an deren eiserner Standhaftigkeit eben jetzt zwischen den Alpen und der Adria der erneute wütende Angriff des Feindes zerschellt, dankbaren Herzens Meinen kaiserlichen Gruß entbieten!

Unsere Mächtegruppe hat die blutige Kraftprobe dieses Weltkrieges nicht gesucht, ja mehr als das, sie hat von dem Augenblicke an, wo dank den unvergänglichen Leistungen der verbündeten Heere und Flotte Ehre und Bestand unserer Staaten nicht mehr ernstlich bedroht erschien, offen und in unzweideutiger Art ihre Friedensbereitschaft zu erkennen gegeben, von der festen Überzeugung geleitet, daß die richtige Friedensformel nur in der wechselseitigen Anerkennung einer ruhmvoll ver-

teidigten Machtstellung zu finden ist. Das fernere Leben der Völker sollte nach unserer Meinung freibleiben von Groll und Rachedurst und auf Generationen hinaus der Anwendung dessen nicht bedürfen, was man das letzte Mittel der Staaten nennt. Zu diesem hohen Menschheitsziele vermag aber nur ein solcher Abschluß des Weltkrieges zu führen, wie er jener Friedensformel entspricht.

Das große Nachbarvolk im Osten, mit dem uns einstens eine alte Freundschaft verband, scheint sich in allmählicher Besinnung auf seine wahren Ziele und Aufgaben neuestens dieser Anschauung zu nähern und aus dunklem Drange heraus eine Orientierung zu suchen, die die Güter der Zukunft rettet, bevor sie eine sinnlose Kriegspolitik verschlungen hat. Wir hoffen im Interesse der Menschheit, daß dieser Prozeß innerer Neugestaltung sich bis zu einer kraftvollen Willensbildung nach außen durchringen und daß eine solche Klärung des öffentlichen Geistes auch auf die anderen feindlichen Länder übergreifen wird. Wie unsere Mächtegruppe mit unwiderstehlicher Wucht für Ehre und Bestand kämpft, ist und bleibt sie jedem gegenüber, der die Absicht, sie zu bedrohen, ehrlich aufgibt, gern bereit, den Streit zu begraben und, wer darüber hinaus wieder bessere, menschlichere Beziehungen anknüpfen will, der wird auf dieser Seite gewiß ein bereitwilliges, vom Geiste der Versöhnlichkeit getragenes Entgegenkommen finden. Einstweilen aber wird unser Kampfwille nicht erlahmen, unser Schwert nicht stumpf werden. In treuer Gemeinschaft mit dem altverbündeten Deutschen Reiche und den Bundesgenossen, die unsere gerechte Sache im Laufe des Krieges gewonnen, bleiben wir bereit, ein gutes Kriegsende, das wir gern dem Durchbruche der Vernunft

danken möchten, nötigenfalls mit der Waffe zu erzwingen.

Ich beklage die wachsenden Opfer, welche die lange Dauer des Krieges der Bevölkerung auferlegt. Ich beklage das Blut Meiner tapferen Soldaten, die Entbehrungen der braven Bürger, all die Mühsal und Bedrängnis, die um des geliebten Vaterlandes willen so heldenmütig getragen wird. Die Bemühungen Meiner von einer vollbewährten Beamtenschaft unterstützten Regierung sind unablässig darauf gerichtet, die Lebenshaltung der Bevölkerung, deren Staatstreue, Gemeinsinn und Tüchtigkeit Meine dankbare Anerkennung findet, zu erleichtern und durch zweckmäßige Organisation das Auslangen mit den Vorräten zu sichern. Gerade jetzt, ehe die treue Scholle uns als Dank für die fleißige Arbeit der Daheimgebliebenen die Gabe dieses Jahres bringt, ist die schwerste Zeit. Lassen Sie es, Meine Herren, an Ihrer von Einsicht und Erfahrung getragenen Mitarbeit nicht fehlen, um die Schwierigkeiten, die uns bis dahin noch bevorstehen, erfolgreich zu überwinden.

Das Gebot des Augenblickes heischt volle Anspannung aller Kräfte im Staate. Aber daneben dürfen wir nicht versäumen, uns für die großen Aufgaben vorzubereiten, die der Schoß der Zukunft birgt und von deren glücklicher Lösung das fernere Gedeihen des Staatswesens abhängt.

Österreich hat die ungeheuren finanziellen Anforderungen dieses Krieges aus eigenem zu erfüllen vermocht, und der Erfolg der sechsten Kriegsanleihe ist der beste Beweis, daß eine Berechnung der Feinde, die etwa von einem Niedergange unserer inneren Hilfsmittel eine Veränderung der Kriegslage erwarten wollte, zum

Fehlschlagen verurteilt ist. Aber wir mußten tief in die Ersparnisse der Volkswirtschaft hineingreifen und die Zukunft mit schweren Verpflichtungen belasten.

Die Führung des Staatshaushaltes soll wieder auf die normale gesetzliche Grundlage gestellt werden. In allererster Reihe steht jedoch das Gebot, die Staatswirtschaft, welche durch die Kriegslasten eine ernste Störung erlitten hat, wieder in geordnete Bahnen zu lenken. Zu diesem Zwecke müssen dem Staate ausreichende Einnahmen erschlossen werden, wobei das Betreten neuer, von den bisherigen abweichender Wege der Finanzpolitik unvermeidlich sein wird. Eine weise und strenge Ökonomie im Staatshaushalte, insbesondere die Unterlassung jedes nicht durch sachliche Zwecke unbedingt erheischten Verwaltungsaufwandes muß die Wiederherstellung des finanziellen Gleichgewichtes erleichtern.

In diesem Rahmen des finanziell Zulässigen wird Meine Regierung unter Ihrer Mitwirkung auf die Gutmachung der Schäden des Krieges bedacht sein. Mit dem Wiederaufbau des Zerstörten wurde bereits begonnen und wird Ihre Fürsorge sich insbesondere jenen Gebieten zuwenden müssen, die vom Kriege am meisten gelitten haben.

Eine der dringendsten Aufgaben ist es, für die Hinterbliebenen der Gefallenen und für jene, die im Kriege ihre Arbeitsfähigkeit eingebüßt haben, vorzusorgen. Darüber hinaus gilt es, eine intensive Wohlfahrtspolitik in der doppelten Richtung der Produktionsförderung einerseits und der sozialen Fürsorge anderseits zu entfalten.

Die Erfahrungen des Krieges haben bewiesen, welche wunderbare Elastizität der Produktion innewohnt. Sie wird sich neuerlich zu bewähren haben, wenn

es sich darum handeln wird, den künftigen Übergang zur Friedenswirtschaft zu bewerkstelligen und aus der vielfältigen Gebundenheit, die der Kriegszustand mit sich brachte, den Weg zur normalen Gestaltung der Verhältnisse zurückzufinden. Auf der breiten Basis des wirtschaftlichen Ausgleiches mit den Ländern Meiner heiligen ungarischen Krone, welche auf Grund der von Meinen beiden Regierungen vor kurzem getroffenen Vereinbarungen seinerzeit den Gegenstand Ihrer Beratungen bilden wird, und gestützt auf eine planmäßig ausgebaute Handelspolitik der Monarchie müssen wir alle Kräfte zusammenfassen, insbesondere aber die Erzeugung auf industriellem und gewerblichem wie auf landwirtschaftlichem Gebiete ergiebiger gestalten und verbilligen. Der vielfach noch nicht ausgenützte Reichtum der Naturschätze, die Möglichkeit, den Wert der menschlichen Arbeit durch technische Hilfsmittel und durch zweckmäßige Methoden zu steigern, sollen eine verläßliche Quelle der Regeneration des Wohlstandes für den einzelnen wie für die Gesamtheit werden.

Nicht minder liegt Mir die soziale Fürsorge am Herzen. Der Krieg hat der Volkskraft schwere Einbuße verursacht, deren Ausgleichung nur von einer zielbewußten Bevölkerungspolitik erwartet werden kann. Es bedarf tatkräftiger Maßnahmen auf dem weiten Felde der Volkshygiene. Der Kampf gegen Volkskrankheiten, die Hintanhaltung der großen Säuglingssterblichkeit und Hand in Hand damit eine weitgehende Ausgestaltung unserer Jugendfürsorge, der Kampf gegen die Verwahrlosung der Jugend und die zeitgemäße Reform des veralteten Jugendstrafrechtes wird Ihre und die Sorge Meiner Regierung sein. Auch wird Vorsorge zu treffen sein, daß das Wohnungsbedürfnis der breiten

Massen, insbesondere der kinderreichen Familien befriedigt werde. Ebenso beanspruchen die Ihnen seit langer Zeit wohlvertrauten Fragen der Sozialversicherung dringend eine Lösung. Meine Regierung wird sich den Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung zur Pflicht machen. Sie wird ihr Augenmerk besonders jenem Teil unserer Arbeiterschaft zuwenden, von deren physischer und geistiger Leistungsfähigkeit die Zukunft unserer Volkskraft und unseres Wirtschaftslebens in erster Linie abhängt: den Frauen und den jugendlichen Arbeitern. Es wird Ihnen eine Regierungsvorlage zugehen über die Regelung der Arbeitszeit der Frauen und der Jugendlichen und der Nachtarbeit der Jugendlichen. Auch der Mittelstand, der von den wirtschaftlichen Folgen des Krieges besonders schwer getroffen wurde, darf der eifrigen staatlichen Fürsorge nicht entbehren.

Die gesamte Bevölkerung hat in schwerer Zeit die Erwartungen, die der Staat in sie zu setzen berechtigt war, nicht nur voll erfüllt, sondern übertroffen; sie darf im Staate keine Enttäuschung erleben. Gewiß wird die Verwirklichung eines solchen Fürsorgesystems nur allmählich und nur wohlüberlegt erfolgen können, damit nicht etwa eine den besten Absichten entspringende Überstürzung die ökonomischen Grundlagen zerstört, auf denen das Gebäude der sozialen Wohlfahrt aufgerichtet werden soll. Nur ein planmäßiges Zusammenwirken von Staat und Gesellschaft vermag die geistigen und materiellen Kräfte bereitzustellen, welche die Durchführung jener großen Aufgabe erfordert.

In dem Kreis Ihrer nächsten Aufgaben, Meine Herren, finden Sie jene Maßnahmen der provisorischen Gesetzgebung, die unter Verantwortung der Regierung getroffen worden sind. Manches davon ist lediglich aus

der Notwendigkeit des Augenblickes geschaffen und seine Bedeutung im Schwinden. Manches davon aber kann auch heute nicht entbehrt werden und Einiges ist wert, in dauernde Einrichtungen des Staates überzugehen.

Geehrte Herren von beiden Häusern des Reichsrates!

Ich weiß und achte es, daß Sie Ihren Auftrag von niemand als von Ihrem Gewissen empfangen dürfen; aber Sie werden die Stimme Ihres Gewissens nur dann richtig vernehmen, wenn Sie Ihr Auge über das Sondernde der wandelbaren Einzelheiten hinweg unverwandt auf die dauernden Zwecke der Gesamtheit richten. Die gewissenhafte Erfüllung der Pflichten gegen den Staat darf nicht an Bedingungen geknüpft sein; in ihr liegt die beste Bürgschaft für das Wohl des Reiches und zugleich die sicherste Gewähr für die Rechte der Völker.

Die gewaltige Zeit, in der wir leben, hat dem staatlichen Bewußtsein neue Perspektiven eröffnet und den Blick für die wahren Größenverhältnisse der politischen Dinge geschärft.

Ich war lang im Felde und habe die Helden, die unsere Grenzen verteidigen, am Werke gesehen; Ich kenne den Geist, der sie beseelt. Ich habe die einigende und belebende Kraft dieses siegreichen Geistes mit freudiger Bewunderung wahrgenommen. Und eben darum zweifle ich nicht, daß die sittliche Verjüngung, die das Vaterland aus dem Weltkriege geschöpft hat, unser gesamtes staatliches Leben durchdringen und sich auch in den Arbeiten der Volksvertretung widerspiegeln wird.

Bleiben Sie aber stets auch dessen eingedenk, daß die Kraft der Monarchie nicht zum wenigstens in ihren geschichtlich gewordenen Eigentümlichkeiten wurzelt und daß nur die liebevolle Bedachtnahme auf sie diese leben-

dige Kraft zu erhalten und fortzuentwickeln vermag. Sorgen Sie darum eifrig für die Pflege der treuen Gemeinschaft mit den Ländern Meiner heiligen ungarischen Krone, die sich neuerlich als Fundament für die Machtstellung der Monarchie erprobt, fördern Sie das einträchtige Zusammenwirken der verschiedenen Volksstämme im Staate, die alle an dem Ruhme dieses Krieges Anteil haben.

Geehrte Herren von beiden Häusern des Reichsrates!

Noch einmal Meinen herzlichen Gruß! Es ist ein großer Augenblick, der den neuen Herrscher zum ersten Male mit den Volksvertretern zusammenführt. Die gemeinsame innige Liebe zum Vaterlande, der gemeinsame feste Wille, ihm bis zum äußersten zu dienen, sei die Weihe dieses Augenblickes! Möge er ein Zeitalter blühenden Aufschwunges, ein Zeitalter der Macht und des Ansehens für das altehrwürdige Österreich, des Glückes und Segens für Meine geliebten Völker einleiten! Das walte Gott!"

Am 17. Juni entwickelte Graf Clam-Martinic vor dem Reichsrate sein Programm. An dessen Spitze hatte er die Reform der Verfassung gestellt. Drei Grundsätze waren es, von denen er sich für die Verfassungsreform leiten ließ. Die notwendige Einheit des Staates, Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen seiner Struktur und Berücksichtigung der freien nationalen und kulturellen Entwicklung gleichberechtigter Völker. Die beiden ersterwähnten Richtpunkte sah der Ministerpräsident durch Vorhandenes klar gegeben; der dritte stünde als ein Ziel der Zukunft vor uns, das vielleicht auf neuen Wegen erreicht werden könne. Im geeigneten Zeitpunkte werde die Regierung, so kündigte ihr Chef an, mit umfassenden eigenen Vorschlägen hervortreten, um einen

glücklichen Ausgleich zwischen den staatlichen Notwendigkeiten und den berechtigten Wünschen der Völker herbeizuführen. Graf Clam-Martinic hat nicht mehr die Gelegenheit gehabt, Vorschläge zur Revision der Verfassung einzubringen. Der Polenklub, verstimmt durch die Tatsache, daß Graf Clam-Martinic von dem Wege der außerparlamentarischen Durchführung der Sonderstellung Galiziens abgekommen war, beschloß, dem Kabinette schon das Budgetprovisorium zu verweigern. Zur Begründung dieses schwerwiegenden Beschlusses schob der Klub Beschwerden über die Verwaltung Galiziens durch einen militärischen Statthalter, dann gegen den Landesverteidigungs- und Eisenbahnminister vor. Der Regierung des Grafen Clam-Martinic war damit der Lebensfaden abgeschnitten. Sie beschloß noch am 18. Juni ihren Rücktritt. Der Kaiser wollte den Grafen Clam-Martinic nicht fallen lassen und beauftragte ihn mit der Rekonstruktion seines Kabinetts. Graf Clam-Martinic strebte nun eine Rekonstruktion auf breiter Basis an, um die innerpolitischen Verhältnisse gründlich zu konsolidieren und eine weit ausgreifende Tätigkeit des Reichsrates sicherzustellen. Der Polenklub blieb unerbittlich. Für eine partielle Rekonstruktion wollte er dem Grafen Clam-Martinic wohl die Durchführung der allernächsten und dringendsten Aufgaben ermöglichen, zu weitergehenden Verbindlichkeiten war der Klub jedoch nicht bereit. Am 21. Juni bat Graf Clam-Martinic den Kaiser, die Demission zu genehmigen und eine andere Persönlichkeit mit der Kabinettsbildung zu betrauen.

Mittels Handschreibens vom 23. Juni gab der Kaiser dieser Bitte statt. Aus diesem Handschreiben ließ sich erkennen, wie schwer der Monarch sich von dem Grafen Clam-Martinic trennte:

„Gleichwohl Ich die Gründe voll würdigte", sagte der Kaiser, „welche Sie bewogen haben, Ihr verantwortungsvolles Amt in Meine Hände zurückzulegen, habe Ich Mich doch schwer und nur mit aufrichtigem Bedauern entschließen können, Ihrem Rücktrittsansuchen stattzugeben. Indem Ich Sie hiemit von dem Amte Meines Ministerpräsidenten in Gnaden enthebe, gedenke Ich dankbar der selbstlosen und patriotischen Opferwilligkeit, mit welcher Sie Mir und dem Staate unter besonders schwierigen Verhältnissen Ihre wertvollen Dienste geliehen haben. Ihre vornehme Gesinnung, Ihr warmes patriotisches Empfinden und nicht minder Ihre reichen Erfahrungen und Kenntnisse haben Mich seinerzeit bewogen, Sie in den Rat Meiner Krone zu berufen. Ich glaubte, das höchste Staatsamt besseren Händen nicht anvertrauen zu können. Ich muß es tief und aufrichtig beklagen, daß die politischen Verhältnisse Ihre wertvolle Mitarbeit nunmehr Mir und dem Staat entzogen haben."

Der Kaiser verlieh dem scheidenden Ministerpräsidenten das Großkreuz des St. Stephans-Ordens, ernannte ihn zum Obersten und zum Militärgeneralgouverneur für Montenegro.

Eine provisorische Regierung sollte nun die dringendsten Staatsnotwendigkeiten durchsetzen und den Boden für die Bildung eines starken parlamentarischen Kabinetts vorbereiten. Ihr Chef wurde Dr. von Seidler. Der provisorische Charakter drückte sich darin aus, daß sie außer dem Minister Generalmajor Höfer und dem Minister des Innern Grafen Toggenburg nur aus Leitern bestand. Als solche fungierten Dr. Mataja im Handelsministerium, Dr. Twiklinski im Ministerium für Kultus und Unterricht, Freiherr von Banhans im Eisenbahnministerium, Dr. von Schauer im Justizmini-

sterium, Ritter von Homann im Ministerium für öffentliche Arbeiten, Ritter von Ertl im Ackerbauministerium, Freiherr von Wimmer im Finanzministerium, Feldmarschalleutnant von Czapp im Ministerium für Landesverteidigung, Dr. Twardowski im Ministerium für Galizien. Das neue Kabinett stellte sich nur wenige Aufgaben und entledigte sich derselben gar bald, so daß das Parlament schon am 16. Juli, nachdem vor allem für die Aufrechterhaltung des Staatshaushaltes provisorisch vorgesorgt worden war, in seinen Plenarsitzungen eine Pause eintreten lassen konnte. Die wenigen parlamentarischen Sitzungstage in der Ära des provisorischen Kabinetts Seidler waren aber nicht frei von manchen Fährlichkeiten. Das Abgeordnetenhaus beschäftigte sich, wie aus seiner Mitte selbst gesagt wurde, mit der Hinwegräumung des Schuttes der Vergangenheit. Als solcher Schutt wurde vor allem die militärische Ausnahmsgerichtsbarkeit für politische Verbrechen angesehen. Der heftige Kampf gegen die diesen Gegenstand betreffenden § 14-Verordnungen der Regierung Stürgkh zeitigte böse Gefahren. Diese versuchte eine kaiserliche Amnestie für politische Verbrecher zu bannen, die aber zu einer schweren Belastungsprobe für die provisorische Regierung und das Parlament wurde. In einem an den Ministerpräsidenten gerichteten und von diesem gegengezeichneten Handschreiben verkündete der Kaiser:

„Es ist Mein unerschütterlicher Wille, die durch eine göttliche Vorsehung Mir anvertrauten Rechte und Pflichten in der Weise auszuüben, daß Ich die Grundlagen schaffe für eine gedeihliche und segensreiche Entwicklung aller Meiner Völker. Die Politik des Hasses und der Vergeltung, die, durch unklare Verhältnisse genährt, den Weltkrieg auslöste, wird nach dessen Beendigung

unter allen Umständen und überall ersetzt werden müssen durch eine Politik der Versöhnlichkeit. Dieser Geist muß auch im Innern des Staates vorwalten. Es gilt, mit Mut und Einsicht und in wechselseitigem Entgegenkommen Völkerwünsche zu befriedigen. In diesem Zeichen der Versöhnlichkeit will ich mit Gottes mächtigem Beistande Meine Regentenpflichten üben und will, als Erster den Weg milder Nachsicht betretend, über alle jene bedauernswerten politischen Verirrungen, die sich vor und während des Krieges ereigneten und die zu strafgerichtlichen Verfolgungen führten, den Schleier des Vergessens breiten. Ich erlasse den Personen, die von einem Zivil- oder Militärgericht wegen einer der folgenden im Zivilverhältnisse begangenen strafbaren Handlungen verurteilt worden sind, die verhängte Strafe: Hochverrat, Majestätsbeleidigung, Beleidigung der Mitglieder des kaiserlichen Hauses, Störung der öffentlichen Ruhe, Aufstand, Aufruhr, gewaltsames Handeln gegen eine von der Regierung zur Verhandlung öffentlicher Angelegenheiten berufene Versammlung, gegen ein Gericht oder eine andere öffentliche Behörde, Vorschubleistung zu einem der angeführten Verbrechen . . . Von dieser Gnade sollen jedoch alle jene Personen ausgenommen sein, die sich der Verfolgung durch Flucht in das Ausland entzogen haben, zum Feinde übergegangen oder nach Ausbruch des Krieges nicht in die Monarchie zurückgekehrt sind. Zugleich mit der Strafe erlasse Ich die kraft gesetzlicher Vorschriften als Folge der Verurteilung eingetretene Unfähigkeit, bestimmte Rechte, Stellungen und Befugnisse zu erlangen, sowie den Verlust des Wahlrechtes und der Wählbarkeit in öffentliche Körperschaften. Ich erwarte mit Zuversicht, daß alle Meine Völker, dem Beispiele folgend, das insbesondere die Deutschen und ihre

Vertreter durch ihre maßvolle, die Staatsinteressen fördernde Haltung auch bei den jüngsten parlamentarischen Verhandlungen zu meiner lebhaften Befriedigung gegeben haben, sich in gemeinsamer Arbeit zur Lösung aller jener großen Aufgaben zusammenfinden, die zur Heilung der Wunden, die der Krieg geschlagen hat, und zur Neuordnung der Dinge an der Schwelle einer neuen Zeit an uns herantreten . . ."

Am Namenstage seines ältesten Sohnes, des Kronprinzen Otto, hatte Kaiser Karl, von dem höchsten und schönsten Vorrecht der Krone, vom Rechte der Begnadigung Gebrauch gemacht. Sein Wort öffnete die Pforten des Kerkers und schenkte vielen verirrten Menschen die Freiheit. Ihm scheint der Spruch der Antigone vorgeschwebt zu haben, der Spruch: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da." Der neuerliche Appell, zur Neuordnung der Dinge an der Schwelle einer neuen Zeit zu schreiten, den der Kaiser an die Verkündigung seines Werkes der Liebe geknüpft hatte, ist aber bis zur Stunde ungehört geblieben. Als der Ministerpräsident Dr. von Seidler am 14. September an den Verfassungsausschuß mit der Aufforderung herantrat, sich mit dem Werke der Verfassungsreform zu befassen, führte seine Einladung nur zu unfruchtbaren formalen Diskussionen. Unter diesen Umständen mußte Dr. von Seidler auch auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen, als er, von der Krone am 31. Juli mit der Bildung eines definitiven Ministeriums beauftragt, ein parlamentarisches Kabinett zustande bringen wollte. Mit Ausnahme des deutschen Nationalverbandes erhielt er eigentlich von allen großen Verbänden Absagen. Nach einigen Wochen fruchtloser Verhandlungen sah Dr. von Seidler seinen Plan gescheitert und er schlug nun der Krone die Ernennung

eines Kabinetts vor, das aus Beamten bestehen sollte, deren nationale Zugehörigkeit immerhin eine gewisse Anziehungskraft auf einige Parteien üben könnte. So sollten insbesondere die Ruthenen und Südslawen einen Vertreter in der Regierung erhalten. Die Krone nahm diesen Vorschlag an und mit Handschreiben vom 30. August wurde das definitive Kabinett Seidler außer aus dem Ministerpräsidenten und den bisherigen Ministern Generalmajor Höfer und Graf Toggenburg noch aus folgenden Mitgliedern zusammengesetzt: Twiklinski — Minister für Kultus und Unterricht, Mataja — Minister, Banhans — Eisenbahnminister, Schauer — Justizminister, Homann — Minister für öffentliche Arbeiten, Wimmer — Finanzminister, Zolger — Minister, Feldmarschalleutnant Czapp — Minister für Landesverteidigung, Twardowski — Minister, Horbaczewski — Minister, Wieser — Handelsminister, Silva-Tarouca — Ackerbauminister. Mataja und Horbaczewski wurden die Vorarbeiten für die Schaffung eines Ministeriums für soziale Fürsorge einerseits und für Volksgesundheit anderseits zugedacht. Die besondere Aufgabe Zolgers sollte es sein, sich fallweise mit der einheitlichen Vorbereitung solcher mit dem Kriege zusammenhängender Verwaltungsangelegenheiten zu befassen, die den Wirkungskreis mehrerer Ministerien berühren.

Am 25. September nahm das Abgeordnetenhaus seine Tätigkeit wieder auf und noch am gleichen Tage entwickelte Dr. von Seidler sein Programm, in dem er die volkswirtschaftlichen Aufgaben voranstellte und ankündigte, daß er es bei der Anregung, das Haus möge sich mit der Verfassungsreform befassen, nicht mehr bewenden lassen, sondern dem Verfassungsausschuß bestimmte Vorschläge machen werde. Seither hat das

Kabinett die Dotierung eines Budgetprovisoriums erreicht. —

Auch Ungarn erlebte während der Regierungszeit des Königs Karl bereits zwei Ministerkrisen. Als der jugendliche Herrscher den Thron bestieg, stand eine durch das Wirken im Krieg gefestigte Regierung am Ruder des Staatsschiffes. Die oppositionellen Parteien hatten ihren grundsätzlich feindseligen Standpunkt nicht aufgegeben, die parlamentarischen Formen aber mit Rücksicht auf das Echo, das alle Parlamentsverhandlungen im gegnerischen Auslande finden, gewahrt. Immerhin haben sie zu keiner Stunde den Gedanken aufgegeben, jenen Grafen Tisza zu stürzen, der vor Jahr und Tag ihren Widerstand gewaltsam gebrochen hatte. Der erste heftige Angriff gegen das verhaßte Kabinett wurde bald nach dem Regierungsantritte des Königs Karl unternommen. Die Vorbereitung der Krönung bot den Anlaß. Auf der Tagung des ungarischen Abgeordnetenhauses stand die Wahl eines Palatin-Stellvertreters, der dem jungen König die Krone Stephans des Heiligen auf das Haupt setzen sollte. Graf Tisza nahm diese Ehre für sich in Anspruch und berief sich dabei auf die Vorgeschichte des Jahres 1867. Noch mehr mag ihn aber der Wunsch geleitet haben, es möglichst bald unter dem neuen Herrscher auf eine Kraftprobe ankommen zu lassen, die ihm auch zeigen konnte, ob und wie fest er im Vertrauen des Monarchen wurzle. Die Opposition operierte nicht ungeschickt. Sie kandidierte in Erzherzog Joseph ein Mitglied des kaiserlichen Hauses, den Nachfahren der Palatine und zugleich einen wegen seines beispielgebenden Verhaltens im Kriege von der Nation schwärmerisch geliebten Heerführer. Die oppositionellen Parteien mögen gehofft haben, daß eben die Volkstümlichkeit des

Erzherzogs ihnen auch Anhänger aus dem Lager der Majorität werben könnte und daß die Stütze, die Graf Tisza bisher bei der Krone fand, schwächer werden würde, wenn mit seinem Siege das Haus Habsburg eine Niederlage erlitt. Die Heftigkeit und die Geschicklichkeit des Angriffes bestärkte den Ministerpräsidenten im Widerstande. Er siegte. Er wurde zum Palatin-Stellvertreter gewählt. Er drückte König Karl die Krone aufs Haupt.

Was im Streite um die Entscheidung einer staatsrechtlich immerhin bedeutungsvollen, aber doch mehr zeremoniellen Frage nicht gelingen wollte, das brachte der Wandel des Zeitgeistes zustande. Die bisherigen ungarischen Ministerien waren in den Äußerungen ihres Regierungswillens vorwiegend von staatsrechtlichen Gesichtspunkten beeinflußt. Die innere Struktur, der Kern Ungarns, kam immer nur insofern zum Ausdruck, als er den Machthabern als Inhalt für die staatsrechtliche Schale, in der er bewahrt werden sollte, diente. Hie Siebenundsechziger, hie Achtundvierziger! war die Losung, wenn wieder einmal der Zeitpunkt gekommen war, die Macht neu zu verteilen. Im allgemeinen siegte der Siebenundsechziger Gedanke, höchstens, daß ein Koalitionsministerium mit starkem Achtundvierziger Einschlag auch der anderen staatsrechtlichen Auffassung Rechnung trug. Eine gesellschaftliche und intellektuelle Oberschicht, die sich allerdings durch glänzende politische Talente auszeichnete und dem Lande eine ganze Reihe nicht bloß am ungarischen Maßstab gemessen hervorragender Staatsmänner geschenkt, hatte den Staat bisher geleitet. Gewisse politische und wirtschaftliche Fragen, die die innere Politik anderer Staaten schon längst stark beeinflußt hatten, waren in Ungarn bisher

höchstens zu einer akademischen Erörterung bei denjenigen gelangt, die sich wissenschaftlich mit dieser Materie beschäftigten, vielleicht auch noch bei einigen Amateuren, deren Ruf aber ungehört verhallte. Die Kriegsjahre hatten auch hier Wandel geschaffen. Das Volk hat sich das Recht, an der inneren Ausgestaltung des Staates mitzuarbeiten, mit seinem Herzblut erkämpft, das es auf den Schlachtfeldern für den unversehrten Bestand und die Ehre des Vaterlandes hingegeben hat, und im Hinterland durch seine große Entsagungsfähigkeit errungen. Die großen Pflichten, die die ungarische Nation zu erfüllen hatte und auch restlos erfüllt hat, haben den im Kampfe und in der Entbehrung gestählten Willen des Volkes auch seine Rechte gezeigt. Die Mitarbeit auf dem Schlachtfelde erheischt auch die Mitarbeit im Staatshaushalte. Die Frage einer Erweiterung des Wahlrechtes beherrschte nun nicht mehr nur den Kampf der Parteien, sie war der den Gegensatz staatsrechtlicher Programme verdeckenden Hüllen entkleidet, sie war das Gebot der Stunde geworden. Ihrer Lösung ausweichen zu wollen, war ein Fehler, denn es war vorauszusehen, daß das ungelöste Wahlrechtsproblem die Lösung drängender wirtschaftlicher und sozialer Aufgaben vereiteln oder verzerren mußte. Graf Tisza hat sich dieser Erkenntnis verschlossen; ihm, dessen wahrhaft gigantische Leistungen im Weltkriege nicht vergessen, dessen patriotischer Sinn nicht verkannt, dessen strenge Rechtlichkeit nicht verdunkelt werden soll, dem sittlicher Ernst der Überzeugungen zugebilligt werden muß, fehlte das feinere Ohr für die Stimme des Volkes und das Verständnis für die Notwendigkeit eines befriedigenden innerpolitischen Ausgleiches. Der König war bemüht, die Frage des allgemeinen Wahlrechtes mit Tisza zu

lösen. Vorübergehend hatte es auch den Anschein, daß dieser Versuch gelingen könnte. Im April verkündete ein vom Grafen Tisza gegengezeichnetes Handschreiben, daß die Regierung einen Wahlreformentwurf ausarbeiten und vorlegen werde. Die Hoffnungen, die an diese Enunziation geknüpft worden sein mögen, mußten schon nach wenigen Stunden begraben werden. Ein offiziöser Kommentar verriet, daß Graf Tisza seinem Wahlreformentwurf sehr enge Grenzen stecken werde. Während die Anhänger eines erweiterten Wahlrechtes sich ohne Unterschied der Partei zur Durchsetzung ihrer Forderungen ralliierten, arbeitete Graf Tisza an einem Gesetzentwurfe, über den er am 21. Mai dem König Vortrag erstattete. Die auf das Wahlrecht bezüglichen Vorlagen der Regierung fanden nicht die Zustimmung des Monarchen. Daraufhin überreichte Graf Tisza im Hofzuge, der den König am 23. Mai nach dem von einer Brandkatastrophe heimgesuchten Gyöngyös brachte, die Demission des Gesamtkabinetts. Der Herrscher nahm diese Demission in Gnaden an und beauftragte die einzelnen Minister, ihre Amtstätigkeit bis zur weiteren königlichen Entschließung fortzusetzen.

Die Bildung einer neuen Regierung stieß auf Schwierigkeiten, da die Opposition, die den Grafen Tisza durch die Aufrollung des Wahlrechtsproblems zum Sturze gebracht hatte, wesentlich voneinander abweichende Programme vertrat. Selbst in der Frage der Wahlreform wichen die Anschauungen der verschiedenen maßgebenden oppositionellen Politiker voneinander ab. Ehe daher eine Persönlichkeit mit der Bildung eines neuen Kabinetts betraut werden konnte, mußte erst jenes Programm der mittleren Linie gefunden werden, auf das sich alle oder die meisten der bisherigen Oppo-

sitionsparteien vereinigen konnten. Der König bemühte sich in eifriger und streng verfassungsmäßiger Weise um diesen Ausgleich, er erschien zu diesem Behufe wiederholt in Budapest und konferierte dort mit den führenden Persönlichkeiten.

Am 8. Juni — der König weilte eben wieder in Budapest — wurde Graf Moriz Eszterhazy mit der Bildung eines Kabinetts beauftragt. König Karl hat mit dieser Wahl klar und deutlich das Programm gekennzeichnet, welches von der künftigen Regierung durchgeführt werden sollte. Ausgleich und Wahlreform, das waren die zwei zu lösenden Probleme. Graf Moriz Eszterhazy gehört zu den zuverlässigsten Bekennern der Ideen vom Jahre 1867, er hat zu gleicher Zeit niemals aus seiner vorgeschrittenen demokratischen Gesinnung ein Hehl gemacht. Er ist ein Mitglied der Partei des Grafen Andrassy, aber es herrschte keinerlei Feindschaft zwischen ihm und dem Grafen Tisza. Dieser selbst hatte, als ihn der Gedanke eines Koalitionskabinetts beschäftigte, den Grafen Eszterhazy aufgefordert, in ein solches Ministerium einzutreten. Der designierte Ministerpräsident durfte also auch mit lebhaften Sympathien bei der Arbeitspartei rechnen und konnte hoffen, daß ihm diese, die die Majorität im ungarischen Reichstage ausmachte, bei der Votierung von Staatsnotwendigkeiten keine Schwierigkeiten bereiten werde. So schienen denn die Voraussetzungen gegeben zu sein, die einer aus der Minorität hervorgegangenen politischen Persönlichkeit die Führung der Geschäfte ermöglichen konnten. Graf Eszterhazy bildete sein Kabinett aus Anhängern der Verfassungspartei, der Volkspartei, der Achtundvierziger Parteien, der Demokratenpartei und aus den Kreisen der Dissidenten der Arbeitspartei. Er selbst behielt sich

nur das Ministerpräsidium vor. Gabriel Ugron wurde Minister des Innern, Graf Theodor Batthyany Minister a latere, Dr. Gustav Gratz Finanzminister, Graf Albert Apponyi Kultusminister, Graf Bela Serenyi Handelsminister, Bela Mezössy Ackerbauminister, Wilhelm Dazsonyi Justizminister, Feldmarschalleutnant von Szurmay Honvedminister, Graf Aladar Zichy Minister für Kroatien.

An demselben Tage, an dem Graf Clam-Martinic als Chef der österreichischen Regierung endgültig demissionierte, am 21. Juni 1917, entwickelte Graf Eszterhazy vor dem ungarischen Parlamente sein Programm. Als Grundpfeiler dieses Programmes stellte er die Erweiterung des Wahlrechtes dar; alle ungarischen Staatsbürger, die das 24. Lebensjahr erreicht hätten, sollten zur Urne schreiten können; die Stimmenabgabe sollte gerecht erfolgen und nur dort nicht geheim sein, wo die überwiegende Mehrheit der Wähler des Lesens und des Schreibens unkundig sind; die Altersgrenze von vierundzwanzig Jahren könnte aber herabgesetzt werden für alle diejenigen, die sich im Kriege das Karl-Truppenkreuz erkämpft hätten. Sofort nach Erledigung aller an bestimmte Fristen gebundenen Gesetzentwürfe, die die staatlichen Notwendigkeiten beträfen, würde das Kabinett an die Lösung der Frage der Wahlrechtsordnung herantreten. Graf Eszterhazy gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Arbeitspartei, welche derzeit die Mehrheit im Parlamente besitze, sich nicht verschließen werde, daß für das Ungarn nach dem Kriege eine Wahlreform, wie er sie vorschlage, eine unbedingte Notwendigkeit sei. Aber der Ministerpräsident ging noch weiter. Er konnte die aufsehenerregende Mitteilung machen, daß er auch bei Fortdauer des Krieges zur Auflösung dieses Abgeord-

netenhauses schreiten werde, falls es das erweiterte Wahlrecht ablehnen sollte. Aus dem weiteren Programme des Grafen Eszterhazy, wie er es entwickelte, wäre noch seine Stellungnahme zur äußeren Politik hervorzuheben. Er erklärte, daß er in diesen Fragen mit dem Grafen Czernin vollkommen übereinstimme. Unsere militärische Lage sei eine ausgezeichnete, der Plan unserer Gegner, uns auszuhungern, entbehre jeder Aussicht auf Erfolg. Weil wir uns stark fühlten, könnten wir, ohne unser Vorgehen einer Mißdeutung auszusetzen, vor aller Welt kundtun, daß wir jeden Augenblick bereit seien, einen ehrenvollen Frieden abzuschließen und daß wir Rußland gegenüber auf dem Standpunkte stünden, zu einem Frieden ohne Annexion und Kontribution zu gelangen. Eine weitere Mitteilung des Grafen Eszterhazy betraf die Frage des Ausgleiches. Die neue ungarische Regierung übernehme vollinhaltlich die Vereinbarungen, die zwischen den Ministerien Stürgkh und Tisza abgeschlossen wurden. Allein sie beabsichtige, wenn nicht unvorhergesehene dringende Notwendigkeiten einträten, erst ein neugewähltes Parlament über die Annahme dieses Ausgleiches abstimmen zu lassen. Sie wolle also auch diese Frage, wenn nicht eine höhere Gewalt eintrete, dem Urteile der Wählerschaft überlassen. Der Kultus- und Unterrichtsminister Graf Apponyi hatte sich dagegen seine Stellungnahme zur Frage des Ausgleiches für einen späteren Zeitpunkt vorbehalten. Graf Eszterhazy kündigte im übrigen Teile seines Programmes eine Reihe von Gesetzentwürfen an, aus denen die stark sozialreformatorische Tendenz des neuen Kabinetts hervorging. Graf Tisza lehnte den Wahlrechtsstandpunkt des Ministerpräsidenten ab, verhieß jedoch in allen anderen, die Staatsnotwendigkeiten

Der Kaiser belobt und beschenkt in Tarvis den 65jähr. freiwilligen Kärntner Schützen Haberl

Kaiser und Kaiserin auf dem Kastell von Görz

betreffenden Angelegenheiten eine ersprießliche Zusammenarbeit mit dem neuen Kabinettschef.

Die Abhängigkeit des Kabinetts Esztерhazy von dem guten Willen der Arbeitspartei zeigte sich bald. Schon bei der Wahl des Präsidiums des Abgeordnetenhauses und bei der Erledigung des Budgetprovisoriums. Diese Abhängigkeit war die Schwäche des Kabinetts Esztерhazy und mag wohl im Verein mit seiner angegriffenen Gesundheit den Premier bestimmt haben, nach einer Regierung von bloß zwei Monaten zurückzutreten. Am 20. August 1917 entließ König Karl den Grafen Esztерhazy mit nachstehendem Handschreiben:

„Ihre angegriffene Gesundheit läßt es zu Meinem größten Bedauern nicht zu, daß Sie Ihre erst vor kurzer Zeit unter schweren Verhältnissen mit großer Opferfreudigkeit begonnene und erfolgreiche Tätigkeit fortsetzen. Indem Ich Sie auf Ihr mit dem erwähnten Umstand begründetes Ansuchen von der Stelle des ungarischen Ministerpräsidenten enthebe, spreche Ich Ihnen herzinnigst Meinen Dank und Meine volle Anerkennung für die vorzüglichen Dienste aus, die Sie sowohl für das Vaterland als auch für Mich geleistet haben. In der Voraussetzung, daß Sie Ihre Gesundheit ehebaldigst zurückerlangen, versichere Ich Sie Meines besonderen Vertrauens und unveränderter Huld."

Die öffentliche Meinung sah damals allgemein im Grafen Andrassy den kommenden Mann. Wie bei der Ernennung des Grafen Esztерhazy, so kam es auch dieses Mal zu einer großen Überraschung. König Karl versammelte am 20. August in der Ofner Hofburg einen Kronrat um sich, an dem mit Ausnahme des erkrankten Kultus- und Unterrichtsministers Grafen Apponyi sämtliche Mitglieder des Kabinetts sowie der Präsident

des Landesernährungsamtes Graf Hadik teilnahmen. Der König eröffnete den Kronrat mit folgenden Worten: „Zu Meinem größten Bedauern behindert der angegriffene Gesundheitszustand den Ministerpräsidenten Moriz Eszterhazy darin, die Stelle des Ministerpräsidenten auch weiter beizubehalten. Ausschließlich dieser Umstand hat Mich bewogen, den Ministerpräsidenten von seiner Stelle zu entheben. Zu seinem Nachfolger habe ich Dr. Alexander Wekerle ernannt. Jene Richtlinien, die Ministerpräsident Graf Moriz Eszterhazy befolgte, bleiben auch in Hinkunft unverändert. Deshalb ersuche Ich sämtliche Herren Minister sowie den Herrn Präsidenten des Landesernährungsamtes Grafen Johann Hadik, indem Ich Sie Meines vollen Vertrauens versichere, sie mögen Ihre bisher bekleideten Ämter auch unter dem Ministerpräsidium Dr. Alexander Wekerles beibehalten."

Die Überraschung lag in der Person des neuen Premiers und vielleicht auch in dem Programm. Die Arbeitspartei mag gehofft haben, daß mit dem Scheiden Eszterhazys aus dem Amte ein Kurswechsel käme. Die Ankündigung des Monarchen, daß die Richtlinien die alten bleiben sollten, war noch verstärkt worden durch das an die Minister des Kabinetts Eszterhazy gerichtete Ersuchen, sie möchten diese Richtlinien verfolgen. Mit Dr. Wekerle trat einer der bekanntesten und erfolgreichsten Staatsmänner seines Vaterlandes an die Spitze der Regierung. Er hatte seinerzeit die Valutareform durchgeführt, die interkonfessionellen Gesetze durchgebracht, den letzten Ausgleich mit Österreich abgeschlossen. Auch der erbittertste Gegner Dr. Wekerles hat niemals versucht, dessen ausgezeichnete und hervorragende Talente in Zweifel zu ziehen und der vielseitigen Begabung dieses glänzenden

Politikers die Anerkennung zu versagen. Ein Mann, der die souveräne Beherrschung der wirtschaftlichen Fragen mit ausgesprochenem politischem Instinkte vereinigt, der eine umfassende Geschäftskenntnis besitzt, dem ein weitumfassender Blick eigen ist und der die ungarischen Verhältnisse von Grund aus kennt, ging nun daran, das zweite Kabinett unter König Karl IV. zu bilden. Dr. von Wekerle behielt anfangs nur das Ministerpräsidium für sich, erst seit dem Ausscheiden des Dr. Gratz aus seinem Kabinett hat er auch das Finanzportefeuille inne. Am 23. August wurden Graf Aladar Zichy zum Minister a latere, Dr. Gabriel Ugron zum Minister des Innern, Dr. Gustav Gratz zum Finanzminister, Graf Bela Serenyi zum Handelsminister, Bela Mezössy zum Ackerbauminister, Graf Albert Apponyi zum Kultus- und Unterrichtsminister, Karl Grecsak zum Justizminister, General der Infanterie Alexander Freiherr von Szurmay zum Honvedminister, Karl Unkelhäusser zum Minister für Kroatien, Slawonien und Dalmatien, Graf Theodor Batthyany, Dr. Wilhelm Vazsonyi, Dr. Bela Földes und Graf Johann Hadik zu Ministern ohne Portefeuille ernannt. Das Kabinett des Dr. Wekerle unterschied sich von dem Kabinette, wie es Graf Eszterhazy hinterließ, nur dadurch, daß nun auch der Präsident des Landesernährungsamtes Minister geworden war. Am 12. September trat der neue Ministerpräsident vor das ungarische Abgeordnetenhaus. Sein Programm verhieß wirtschaftliche und soziale Arbeit und erklärte die Lösung der Wahlreform, wie es auch Graf Eszterhazy getan hatte, als die Existenzbasis der Regierung. Auch Dr. Wekerle konnte mitteilen, daß er ermächtigt sei, die Entscheidung über diese Frage gegebenenfalls der Nation zu unterbreiten. Die große parlamentarische Erfahrung des im

siebzigsten Lebensjahre stehenden Ministerpräsidenten und die Freundschaft, die ihn seit jeher mit vielen Mitgliedern der Arbeitspartei verbindet, ließ erhoffen, daß die Wahlreform unter seiner Regierung entschieden werden würde, ohne daß man zu diesem äußersten Mittel greifen müßte. Bald nagten aber an seinem Bestand Angriffe, die gegen den Minister des Innern Ugron gerichtet wurden und sich zu dessen parlamentarischer Ablehnung verdichteten, sowie Differenzen zwischen dem Premier und den Regierungsparteien über den Zeitpunkt, zu dem das Problem der Wahlreform auf die Tagesordnung gesetzt werden sollte. Dieses Ringen um die endgültige Bestimmung des politischen Kurses beherrscht augenblicklich das öffentliche Leben in Ungarn. —

Ehe wir von der Darstellung der Politik unter der Regierung des Kaisers und Königs Karl Abschied nehmen, müssen wir noch der Politik des Monarchen im Hinblick auf Polen gedenken. Sie war und ist durch das Handschreiben gebunden und bestimmt, welches noch Kaiser Franz Joseph am 4. November 1916 an den damaligen Ministerpräsidenten Dr. von Koerber erlassen hatte. Es lautet:

„Im Sinne der von Mir mit Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser getroffenen Vereinbarungen wird aus den von unseren tapferen Heeren der russischen Herrschaft entrissenen polnischen Gebieten ein selbständiger Staat mit erblicher Monarchie und konstitutioneller Verfassung gebildet werden. Bei diesem Anlasse gedenke Ich bewegten Herzens vieler Beweise der Hingebung und Treue, die Ich im Laufe Meiner Regierung seitens des Landes Galizien erfahren habe, sowie der großen und schweren Opfer, die dieses Land im gegenwärtigen

Kriege, dem heftigsten feindlichen Anprall ausgesetzt, im Interesse der siegreichen Verteidigung der östlichen Reichsgrenzen zu bringen hatte und die ihm den dauernden Anspruch auf Meine wärmste väterliche Fürsorge sichert. Es ist daher Mein Wille, in dem Augenblicke, in welchem der neue Staat zur Entstehung gelangt, Hand in Hand mit dieser Entwicklung auch dem Lande Galizien das Recht zu verleihen, seine Landesangelegenheiten bis zum vollen Maße dessen, was mit seiner Zugehörigkeit zum Staate und zur Gesamtheit und mit deren Gedeihen im Einklange steht, selbständig zu ordnen und damit der Bevölkerung Galiziens die Gewähr ihrer nationalen und wirtschaftlichen Entfaltung zu bieten."

Kaiser Karl hat sich zu diesen Grundsätzen durchaus bekannt. Wenn in der Folge das in diesem Handschreiben formulierte, im Kriege und durch den Krieg geborene Problem zu größeren politischen Schwierigkeiten geführt hat, so ist dies vielleicht darauf zurückzuführen, daß die Ungeduld der Polen in Kongreßpolen die außen- und innenpolitischen Schwierigkeiten dieser von Österreich-Ungarn und Deutschland gemeinsam zu lösenden Frage unterschätzt, die Polen in Galizien aber des Satzes in jenem kaiserlichen Handschreiben vergaßen, der das Tempo der Autonomisierung Galiziens von der Entwicklung der Dinge in Polen abhängig machte. Kaiser Karl hat den Polen jedenfalls wiederholt Beweise seiner aufrichtigen Zuneigung gegeben. In besonders feierlicher Weise schon durch seinen und der Kaiserin Aufenthalt in Krakau, anläßlich dessen der Monarch die Mitglieder des Präsidiums des Polenklubs seines wärmsten Verständnisses für die Bedürfnisse ihrer Heimat in dieser großen schweren Zeit versicherte und dann fortsetzte: „Das von gegenseitigem Vertrauen erfüllte persönliche Verhältnis,

das sich zwischen weiland Meinem erlauchten Großoheim und den Polen herausgebildet, will Ich Mir erhalten. Von aufrichtigen Sympathien für die polnische Nation beseelt und ihre Gefühle verstehend, will Ich an dem neu errichteten polnischen Staat mitbauen und das Handschreiben Meines hochseligen Vorgängers vom 4. November 1916 verwirklichen. Möge das Land darin ein gewichtiges Zeichen Meines hervorragenden Vertrauens erblicken, wodurch die Eintracht der beiden das Land bewohnenden Völker geschaffen und Galizien um so inniger Mir und Meinem Haus verbunden werden soll." Auch in der Thronrede gedachte der Kaiser der Lösung der galizischen Frage. Der Ausbau des neuen polnischen Staates machte dann am 12. September 1917 einen gewaltigen Schritt vorwärts. Die schweren Kriegszeiten gestatten es wohl noch nicht, daß von neuem ein polnischer König als Träger der altehrwürdigen ruhmbedeckten Krone der Piasten und Jagellonen in die Landeshauptstadt einziehe und daß eine auf demokratischen Grundsätzen aufgebaute Volksvertretung in Warschau tage. Der Kaiser entschloß sich aber, gemeinsam mit dem ihm verbündeten Deutschen Kaiser, einen möglichst großen Teil der staatlichen Funktionen polnischen Händen zu übertragen. Einem dreigliedrigen Regentschaftsrat wurde die Aufgabe zugewiesen, ein Ministerium zu bestellen. Regentschaft und Kabinett werden demnach die gesetzgebende Gewalt in Verein mit einem Staatsrate ausüben. Daß noch nicht alle Zweige des Staatslebens unter polnische Führung kommen konnten und die Mittelmächte sich für die Dauer des Krieges im Osten ein gewisses Aufsichts- und Einspruchsrecht vorbehielten, ist selbstverständlich. Die Agitation, die von übelberatenen Parteigruppen in Polen betrieben wurde, hat stellen-

weise pessimistische Urteile über die künftige Entwicklung der dortigen Verhältnisse hervorgerufen. Die eben erwähnte kaiserliche Kundgebung zeigt uns aber bereits Weg und Ziel. Das Ziel wird erreicht sein, wenn der Friede erreicht ist, für den unsere Soldaten an allen Fronten kämpfen und siegen. —

Betrachten wir nun noch den Einfluß der jungen Herrschaft des Kaisers Karl auf die Volkswirtschaft, so werden wir heute noch ein sehr einseitiges Bild gewinnen. Wie die äußere Politik, so steht auch jene im Zeichen und unter den Wirkungen des Krieges. Unternehmer und Arbeiter, Kapital, Erfindungsgeist und Arbeitskraft, Industrie und Landwirtschaft kämpfen wie die Armee um den Sieg. Die Organisation der gewaltigen volkswirtschaftlichen Kräfte wurde selbstverständlich noch unter Kaiser Franz Joseph in Angriff genommen und immer weiter ausgebaut. Kaiser Karl darf es aber als einen persönlichen Erfolg verzeichnen, daß die unter seiner Herrschaft ins Werk gesetzten Kriegsanleihen — die fünfte, sechste und siebente — einen alle früheren Ergebnisse überstrahlenden Erfolg hatten. Die gewaltigen Summen, die damit die großen und kleinen Sparer dem Staate in seinem Existenzkampfe zur Verfügung stellten, bilden einen Maßstab für das Vertrauen in das Bestehen dieses Kampfes unter dem Feldherrn und Staatsmann Kaiser Karl. Der Kaiser selbst ist allen mit seinem Beispiel vorangegangen; er hat an den Vorbereitungen der drei Kriegsanleihen lebhaften Anteil genommen und hat nicht gezögert, jedesmal allen, die sich um dieses große Werk verdient gemacht haben, seine Anerkennung auszusprechen. Er hat auch gegebenenfalls an der Werbearbeit teilgenommen, so als er am 12. Dezember 1916 öffentlich seiner Erwartung Ausdruck gab, daß Hoch und

Nieder, Städter und Bauer in der für die fünfte Kriegsanleihe offenstehenden Zeichnungsfrist sich dazu verbinden werden, auch das Ergebnis jener Kriegsanleihe zu einem unserer Stärke und Zuversicht entsprechenden zu gestalten. Und als dann am 8. Mai die Subskription auf die sechste Kriegsanleihe einsetzte, gedachte der Monarch in seinen an die Finanzminister gerichteten Telegrammen der gewaltigen Leistungen, die alle Schichten des Besitzes bei den vorangegangenen Kriegsanleihen vollbracht hatten. Die fünf Kriegsanleihen, die in Österreich wie in Ungarn vordem ausgegeben worden waren, hatten ja in der Tat ein ganz überwältigendes Resultat gehabt. Die Zuversicht des Monarchen war also begründet, daß die gleiche Hingabe an das Vaterland, die sich bei den vorangegangenen fünf Kriegsanleihen so großartig manifestiert hatte, auch Bürgschaft für ein glanzvolles Resultat der sechsten Kriegsanleihe sein werde. Der Appell des Kaisers blieb nicht ungehört. Die siebente Kriegsanleihe stand dann im Zeichen unserer beispiellosen Erfolge gegen Italien.

Industrie und Gewerbestand, Handel und Wandel, Verkehrsunternehmungen aller Art, Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften werden aber auch unter Kaiser Karls gesegneter Herrschaft zu neuer Blüte gelangen. Denkwürdige Worte, die der Kaiser an die zur Huldigung erschienenen Vertreter dieser Stände gerichtet hat, haben uns gezeigt, wie sehr und wie warm der Monarch den Segen friedlicher Arbeit schätzt. Sein erstes Kämpfen gilt dem Erreichen des Friedens; im Frieden wird er dann Österreich nicht nur in politischer, sondern auch in wirtschaftlicher Beziehung zu neuem Leben erwecken.

Wer auch in ferner Zeit die Geschichte des Kaisers Karl schreiben wird, wird seines warmen Bemühens um

das Wohlergehen der wirtschaftlich Schwächeren nicht vergessen dürfen. In diesen Monaten, die natürlich die Produktion immer mehr beschränkten, haben wir so recht gesehen, was Herz und Tatkraft der unter drückenden Lebensbedingungen arbeitenden Bevölkerung zu verschaffen vermögen. Dem Kaiser verdanken wir eine straffe Organisation des Ernährungsdienstes. Unter ihm entstand das Ernährungsamt in seiner heutigen Verfassung — dies- und jenseits der Leitha — und der gemeinsame Ernährungsausschuß. Sein Eingreifen in der Frage der Kohlennot und der Straßenbahnkrise Wiens sind noch in unser aller Erinnerung. Indem er die 51- und 52jährigen Landsturmmänner beurlaubte, gab er Hunderttausende der friedlichen Arbeit zurück. Den Schlag seines Herzens vernahmen wir auch, so oft ein größeres Unglück ein Land, eine Stadt, eine Gemeinde, eine Familie heimsuchte. Er hilft im Großen und im Kleinen. Die Stimme des Volkes dringt eben zu unserem Kaiser. Man muß dabei nicht an die Spaziergänge des „unerkannten" Kaisers Joseph in bürgerlichem Kleide denken. Der Kaiser sieht mehr, als die Bevölkerung gemeiniglich annimmt. Der Monarch, der im Auto oder Wagen durch die äußeren Bezirke fährt, wird der langen Züge gewahr, die vor den Brot-, Milch- und Kohlenläden der Ausgabe dieser wichtigsten Bedürfnisse des täglichen Lebens harren. Kaiser Karl hat seine Räte gar oft schon durch sein tiefes Wissen und Verstehen der durch den Krieg gegebenen Ernährungs-, Verkehrs-, Beheizungs- und Unterrichtsnöte überrascht. Dieser Herrscher kennt nicht die große Geste, wie sie sich etwa — um nur ein Beispiel zu nennen — in einem fürstlichen Geschenke zur Linderung der Kohlennot ausgedrückt hätte. Was hätten den Wienern Goldstücke und

selbst etliche Waggons Kohle genützt, wenn ihr Landesvater nicht auch die Wurzel des Übels, die Transportschwierigkeiten in der Stadt, erfaßt hätte! Dabei wurde diesem fürstlichen Menschenfreund der Einzelfall noch immer zum Beispiel, das ihn forschen ließ, wie es in der österreichischen Provinz und — er fühlt sich König wie Kaiser — in Ungarn steht. Das Auge des Monarchen kann nicht täglich bis an die Grenzen seiner Staaten dringen, sein Herz aber umfaßt sie in jedem Augenblicke in ihrer ganzen Ausdehnung.

Der Kaiser, der in sturm- und drangvoller Zeit zum höchsten und verantwortungsvollsten Amte berufen ward, hat bei jeder Gelegenheit gezeigt, daß sein edles und großes Herz aufrichtig mit der Not seiner Völker fühlt. Was in seinen Kräften stand, um das Elend zu mildern, das hat er in großzügiger Initiative getan. Nichts war ihm zu gering, um seine Fürsorge für die schwergeprüfte Bevölkerung an den Tag zu legen, und sein persönliches Eingreifen hat oft bewiesen, wie groß seine Sorge für die Armen und Elenden ist. Er hat das tiefste Verständnis für die Heimsuchungen gezeigt, die die großen Massen und der Mittelstand so heldenmütig ertragen, und, wo er konnte, spendete er Trost und Hilfe, in diesem Streben aufs innigste vereint mit seiner hochherzigen Gemahlin. Den Kaiser Karl hat der Krieg mit allen seinen Schrecknissen nicht kalt und hart gemacht, in seinem Herzen lebt trotz schmerzlicher Erfahrungen, die ihm zuteil wurden, der Glaube an die Menschheit kräftig weiter. Er mag in diesen erschütternden Zeiten manche Enttäuschung erlebt haben, aber er hält an seinem Programm, dem Abbau des Hasses, mit allen seinen Kräften unerschütterlich fest.

Noch ist es nicht gelungen, trotz der von uns und unseren Verbündeten so unzweideutig kundgetanen Friedensbereitschaft, den Schrecknissen des Krieges ein Ende zu bereiten; noch dauern die Schlachten an fast allen Fronten fort; noch können wir nicht das Schwert niederlegen, um den Pflug zu ergreifen, aber voll Vertrauen blicken alle Völker Österreich-Ungarns zu ihrem Kaiser und König empor, von dem sie wissen, daß ihre Leiden auch seine Leiden sind, ihr Glück auch sein Glück bedeutet.

Kaiserin Zita

„Gott helfe uns weiter in dieser schweren Zeit!“ Mit diesem aus tiefstem Herzensgrunde sich losringenden Wunsche trat Kaiserin Zita erstmals vor die Öffentlichkeit, nachdem ihr verstorbener Großoheim die Augen zum ewigen Frieden geschlossen hatte. Es war in der Antwort auf ein überaus herzliches Telegramm, mit der Deutschlands Kaiserin Augusta Viktoria die junge Herrscherin auf dem Habsburger Throne begrüßte.

So stellte unsere Kaiserin den Beginn ihres Lebenswerkes auf Gottes gnädige Hilfe. Und damit entsprach sie bei ihrem ersten Heraustreten aus der Stille, in der des Erzherzog-Thronfolgers Gemahlin seit Jahren gelebt und voll Segen gewirkt hatte, nur ganz der lebensbejahenden Frömmigkeit, die ihr von einem edlen Elternpaar in die Wiege gelegt worden war. Nicht weltabgewandtes, sondern werktätiges Christentum zu pflegen und damit wahrhaft gut zu sein, alles zu umfassen, was den auf des Lebens Höhen Wandelnden Edles und Gutes zu tun vom Schicksale ermöglicht ist — das lehrte das hochgesinnte Elternpaar in Schwarzau durch Wort und durch Beispiel einer liebreizenden Kinderschar und legte so den ersten Keim zu wahrhaft beglückender Innerlichkeit auch in unserer Kaiserin Herz.

* * *

Von der Güte dieses Herzens sprach überlaut das zweite der weiteren Öffentlichkeit bekannt gewordene Wort der Kaiserin, da sie schrieb:

„Es gibt wohl kein edleres, gottgefälligeres Werk, als die Not des Kindes zu lindern und an Stelle einer Träne auf ein Kinderantlitz ein Lächeln zu zaubern."

Nur eine Mutter kann so schreiben, die nicht allein den Ihrigen alles ist und sein will, sondern über den Kreis der eigenen Familie hinaus zu beglücken und froh zu machen trachtet.

Vor wenigen Jahren schrieb Bischof v. Keppler ein Buch „Mehr Freude", das in der schweren Kriegsnot unserer Tage Tausenden Halt und Erholung gewesen ist. Mit der ganzen wundersamen Beredsamkeit, die ihm eigen ist, pries in jenem Buche dieser gottbegnadete Lehrer und Pädagoge die beglückende und glückbringende Wirkung eines jeden guten Wortes, das man einer Kinderseele schenke, einer jeden lieben Tat, die man einem Kinderherzen erweise: „Mir ist, als seien tausend lockenumwogte Kindergesichter und blaue und dunkle Kinderaugen auf mich gerichtet und als bitten sie mich mit gramvollen Blicken und niedertropfenden Tränlein: Bring uns die Freude, sie fehlt uns so sehr!"

So sprach damals Bischof Keppler. Kaiserin Zita aber hörte diesen Ruf und verstand ihn: Jede Faser ihres edlen Herzens drängt sie, armen, verlassenen Kindern Freude und Glück zu bescheren.

* * *

Niemand ist ärmer, als ein armes Kind, nichts schutzbedürftiger, als ein hilflos in der Wiege schlummernder Säugling.

Deshalb stellte sich Kaiserin Zita zuerst und vor allem an die Spitze jener werktätigen Frauen und Männer, die sich der Sorge für das Kind gewidmet haben.

Schon als Erzherzogin hatte sie das Protektorat über die „Kriegspatenschaft" übernommen. Tausende von Frauen unserer Helden an der Front sahen in Not und Elend der Mutterschaft entgegen, litten unter den schweren Entbehrungen der Kriegszeit doppelt und bangten in Angst und Sorge um das Schicksal des kommenden Kindleins. Für sie baute die „Kriegspatenschaft" die bestehenden Einrichtungen für Säuglings- und Mutterschutz in derart vorbildlicher Weise aus, daß bis jetzt allein in Wien mehr als 10.000 Mütter der schwersten aller Sorgen enthoben, daß monatlich über 100.000 Kronen hiefür bereitgestellt werden, daß systematisch umfassende Aufklärungsarbeit Tausenden von Müttern nebst dem Kinde auch die eigene Gesundheit und erträgliche Lebensmöglichkeit erhalten oder schaffen konnte.

Das war die erste soziale Tat unserer Kaiserin; unter ihrer tatkräftigen Patronanz erwuchs diese kriegshumanitäre Organisation zu einer Blüte, die vorbildlich geworden ist für alle Völker, die gleich uns unter den Schrecken des Krieges zu leiden haben.

* * *

Für gar viele Kinder und Mütter ist jedoch der Vater und Erhalter aus den Reihen der Kämpfer nicht zurückgekehrt; er ist gefallen auf dem Schlachtfelde, gestorben im Dienste des Vaterlandes. Und neben der staatlichen Obsorge mühte sich nunmehr opferwilligste charitative Hilfsbereitschaft um die Kriegerwitwen und Waisen: der „k. k. österr. Militär-

Witwen- und Waisenfonds" nahm seine segensreiche Tätigkeit auf und sammelte alle Kräfte der Monarchie zu gleichgesinnter Arbeit.

An seine Spitze aber trat neben ihrem hochgesinnten Gemahl Kaiserin Zita!

Bereits am 19. Dezember 1916 übernahmen Kaiser und Kaiserin gemeinsam das Protektorat über diesen Verein, nachdem sie schon vorher als dankenswertesten Akt werktätiger Unterstützung erlaubt hatten, daß die ersten authentischen Bilder mit den eigenhändigen Unterschriften des jungen Kaiserpaares zugunsten des Witwen- und Waisenfonds vervielfältigt würden.

Noch bebte die Ergriffenheit über die hohe Aufgabe, die von der Vorsehung ihr auferlegt war, ersichtlich in der Kaiserin nach, da sie inmitten der drängendsten Sorgen und Arbeiten das Opfer auf sich nahm, für Kriegerwitwen und Waisen zum ersten authentischen Bildnisse als Herrscherin zu sitzen. Sie tat es, geleitet und gedrängt vom warmherzigsten Gefühle der Hilfsbereitschaft für die Armen und Verlassenen.

* * *

Dann sah zum erstenmal das Volk seine Kaiserin, und wie das geschah, das wird unvergeßlich bleiben in Wien und in der ganzen Monarchie.

Es war bei den Trauerfeierlichkeiten für weiland Kaiser Franz Josef. — —

Vor dem großen Tore von St. Stephan stand der düstere Wagen, bereit, den Sarg mit dem toten Kaiser zur Kapuzinergruft zu führen.

Da traten aus dem dunklen Dome inmitten trauergebeugter Generale und Würdenträger ernst und gemessen Kaiser Karl und Kaiserin Zita — in ihrer

Mitte, an der Hand seiner Mutter, ein engelsgleiches blondes Kind: Kronprinz Otto. Und sie schritten zusammen hinter dem Sarge her bis zur Gruftkapelle — Österreich-Ungarns kraftvolle und lebensstarke Gegenwart und seine hoffnungsfrohe Zukunft.

Tausende sahen dieses Bild, das von unermeßlichem Eindrucke war, das Tausenden stille Tränen der Rührung entlockte, allen aber das Herz mit einem innigen Gebete für das erlauchte Elternpaar erfüllte, das sein erstgeborenes Kind an der Mutterhand ins Leben einführte. Ganz zauberhaft wob sich von diesem Bilde aus das Band des Verständnisses zwischen Herrscherpaar und Volk: die zarte Geste der Mutter hatte sich das Reich erobert!

* * *

Nur wenige Wochen darauf war es, da krönte Ungarn seinen König, seine Königin.

Es war ein Tag stolzer Freude für die Getreuen im Lande der Heiligen Ungarischen Krone, da sie König Karl IV. in ihrer Mitte sahen, an seiner Seite Königin Zita und wiederum mit ihnen den Kronprinzen Erzherzog Otto.

Durch Tage hindurch drängten sich die Feierlichkeiten des ehrwürdigen Krönungszeremoniells, um ihren Höhepunkt in der uralten Basilika in Ofen zu finden, da Palatin und Kirchenfürst gemeinsam ihrem Könige die Heilige Stephanskrone auf Haupt und Schulter setzten. Immer wieder umbrauste tausendstimmiges „Eljen!" des Herrscherpaares Majestät; des Ungarvolkes Herz wollte schier überströmen vor hingebender Begeisterung, da es seine Königin im ganzen Liebreiz ihres Wesens sah, an ihrer Seite das mit seinen

Kinderbildnis der Prinzessin Zita

(Aus dem Buche „Prinzessin Zita" von Baron d'Albon,
Verlag Gerlach & Wiedling, Wien 1911)

Phot. Kosel

Kaiserin Zita

kleinen Händchen nach allen Seiten hin herzig grüßende Kind, den Kronprinzen.

Und es erschien ihnen allen wie ein glückverheißendes Zeichen des Himmels, als die regenschweren Wolken hellster Sonnenstrahl just zu der Stunde durchbrach, da Ungarns König Karl bei der Säule der Heiligen Dreifaltigkeit, angetan mit Krone und Mantel des Heiligen Stephan, auf Kreuz und Zepter seine Königswürde feierlich beschwor.

Mit starker Hand führte darauf König Karl hoch zu Roß am Krönungshügel vier Schwertstreiche nach allen vier Himmelsrichtungen. Niemandem von den Tausenden, die tiefergriffen bei diesem begeisternd vielsagenden Akte Zeugen waren, entging die stille und doch so beredte Huldigung, die der junge Monarch hiebei hinauf zum Balkone sandte, auf dem sein königlich Gemahl in stummem Gebete dieses Schlußsymbol der Krönungsfeier begleitete.

Da war es, daß sich Königin Zita auch des letzten Ungarn Herz eroberte!

* * *

Im „Pester Lloyd" aber schrieb damals Eugen Mohacsi: „Königin Zita vergaß niemals das Ewige über dem Zeitlichen, sie opferte nicht das Zeitliche für das Ewige. Doch was ihre Seele auf leichten Flügeln zu hoher Harmonie emportrug, war ihr Frauentum und ihre Mutterschaft. ‚Zita will bloß eine kleine Mama sein,' sagte schon das Kind, wenn Brüder und Schwestern sie bewegen wollten, an ihrem Soldatenspiel teilzunehmen. Die Mutter Zita prägte sich dem Volksbewußtsein ein, als man beim Leichenzug des toten Königs den kleinen, goldlockigen Thronfolger

Otto an ihrer Hand einhertrippeln, als man die Mutter sich zu ihrem Kinde hinabneigen sah. Ihre Mutterschaft verlieh ihr erst die Gabe, Landesmutter zu sein, mitzuleiden und mitzuhelfen. An dem Lager der Verwundeten, an den Trauerstätten in Siebenbürgen, überall blieben die großen tränenfeuchten, rehbraunen Augen unvergeßlich, Augen, deren Schönheit selbst die schlechteste Photographie nichts anhaben konnte, innige und treue Augen.

Nur eine gebenedeite Mutter vermag eine wirkliche Königin zu sein, über fremde Freude zu herrschen und fremdem Leide zu dienen.

Die Mutterschaft ist die Krönung der Königin Zita, dieses modernen, vornehmen, mit Tradition gesegneten Menschen.

Was haben wir Ungarn von Königin Zita zu erwarten? Sie fragte jüngst einen vornehmen ungarischen Herrn: ‚Was soll ich tun, damit mich die Ungarn so lieben, wie sie die Königin Elisabeth geliebt haben?‘

‚Ew. Majestät müssen die Ungarn so lieben, wie Königin Elisabeth sie geliebt hat,‘ lautete die Antwort.

Königin Zita, Du hättest nicht fragen brauchen, Du weißt ja um das Geheimnis, wie Deine Ungarn zu bezwingen sind.

Königin Zita, laß uns Dir oft in die Augen blicken, aus denen hingebende, menschliche Treue strahlt, Königin Zita, lebe für Dich, dann lebst Du für uns, Königin Zita, weile oft, so oft Du nur kannst, in Deines treuen Ungarvolkes Mitte!“

* * *

So beredt dieser Appell an die junge Königin Ungarns war, die hohe Frau war ihm längst zuvorgekom-

men. Schon als Erzherzogin hatte ihre stets hilfsbereite Sorgfalt sie gar oft zu den braven ungarischen Soldaten geführt, die für ihren König verwundet in Spital oder Erholungsheim lagen; sie sprach zu ihnen in ihrer Sprache liebe Worte des Trostes, sie wußte jedem der vielen Bedürfnisse der Armen praktische Hilfe zu bringen.

Dann war ein neuer Verräter über die Grenzen der Monarchie vorgedrungen: Rumäniens Heer verwüstete weite Landstriche Siebenbürgens, bis unsere Wehr erstarkt und unser Schwert gestählt war, auch diesen Feind niederzuschlagen und in einem Siegeszuge ohnegleichen die teuere Heimaterde von den Einbrechern zu säubern. Erzherzog Karl, damals noch Thronfolger, führte die sieggewohnten Armeen, die von Italien heraufgeeilt waren, um den neuen Verrat zuschanden zu machen.

Seine edle Gemahlin jedoch erschien als Engel des Trostes in Siebenbürgen, besuchte die Spitäler, organisierte die Obsorge für Verlassene und durch des Feindes Einbruch obdachlos Gewordene. Ein warmer Strom von Liebe ergoß sich aus dieser Tat eines der edelsten Frauenherzen über Ungarn, und da nun Erzherzogin Zita Königin von Ungarn war, schrieb in dankbarer Erinnerung Margit Dészi:

„Sanft und leise erklangen in Siebenbürgen von Deinen Lippen tröstende Worte in der uns so teuren Sprache; Du beugtest Dich mild über die heimatlosen, verlassenen Kinder, die der Strom der wirren, wilden Flucht auf den Passionsweg hinausspülte wie verwelkte Blütenblätter der reißende Strom. Und Deine Hand ist warm und weich. Ein alter Szekler erzählte es mir und Tränen rollten dabei durch die braunen Furchen seines guten, alten Gesichtes, wie er Dir, von Etikette

wahrlich wenig wissend, in jenem siebenbürgischen Krankenhause seine zitternde harte Hand entgegenstreckte. Du errötetest und nahmst die ausgestreckte Hand. Er küßte die Deine und hielt sie lange.

Weich und warm, sagte er, ist Deine Hand, junge Königin. Reich sie uns allen, streichle mit ihr die sorgenschweren Köpfe Deiner erwachsenen Kinder — streif sanft und leicht über das Meer der zu Dir erhobenen, warmen, pochenden Herzen. Nimm sie und halte sie in Deinen weichen Mutterarmen, nahe Deinem Herzen, und blick sie an. Sie sind tränenfeucht und glühen in überirdischem Glanz, weinen wie Kinder, die, nach der Mutter sich sehnend, bange in der schwarzen Nacht sich an die endlich Gefundene schmiegen und glückselig lächelnd weinen."

* * *

Rührend bewährte Kaiserin und Königin Zita ihre liebevolle Sorgfalt für Ungarn und wiederum in erster Linie für Ungarns notleidende Kinder, da sie ein entzückend wohlgetroffenes Bild des Kronprinzen der ungarischen Landes-Kinderschutzliga zum Geschenke machte, dessen Vervielfältigung gestattete und den Ertrag aus diesem Verkaufe „für die edlen Zwecke der Kinderschutzliga" verwendet sehen wollte.

Dieser edle Gedanke kam sogleich zur Ausführung, und so wird im Sinne der Königin das Bildnis des Kronprinzen in Ungarn nicht nur zum prächtigen Geschenke und Andenken für den Käufer, sondern auch für die armen verlassenen Kinder zu Kleidern, Schuhen und Brot.

In Österreich hatte schon zu Beginn der Aktion „Kriegspatenschaft" die Kaiserin noch als Erzherzogin

gestattet, daß zu gleichen Zwecken ein wunderschönes Bildchen des kleinen Erzherzogs Otto als Brosche gefertigt wurde, aus deren Ertrag ungezählten armen Müttern und Kindern wertvollste Hilfe geboten werden konnte.

* * *

Eine ganz besonders lohnende Art der Betätigung auf dem Gebiete des Kinderschutzes ergab sich aus den Folgen der Kriegsnot in Ostgalizien. Zahllose Familien mußten dort von Haus und Herd flüchten, gar zu oft unter Zurücklassung des zum Leben Notwendigsten, oder wurden vor den andrängenden Russenhorden ins Feindesland abgeschoben. Am meisten litten unter solch schreckensvoller Flucht oder drangvoller Evakuierung naturgemäß die Hilflosesten, die Ärmsten, die Kinder. Auch ihrer gedachte die Landesmutter sorgsamen Sinnes: unter der Kaiserin Patronanz übernahm es ein Hilfskomitee polnischer Damen, für die hier erwachsenden Bedürfnisse Vorsorge zu treffen und ganz besonders für die betroffenen Kinder ausgiebigsten Schutz und nachdrücklichste Hilfe zu erwirken.

* * *

So war allenthalben das Walten der Kaiserin bei den verschiedenen Teilaktionen in die Erscheinung getreten und von den segensreichsten Folgen begleitet gewesen. Dabei hatte es der praktischen Erwägung nicht entgehen können, wie notwendig es sein müsse, die ganze Summe der sozialen Fürsorgearbeit für Kinder und Schutzbedürftige in ein alles umfassendes System zu bringen und nach einheitlichen Gesichtspunkten zu leiten. Jede Zersplitterung solle vermieden, alle Kräfte sollen zusammengefaßt und zu ausgiebigster

Entfaltung nutzbar gemacht werden, um so das eine große Ziel unverrückbar zu verbürgen, in den heranwachsenden Kindern die Zukunft des Volkes zu sichern.

Das war das Problem, das Kaiserin Zita reiflich und sorgsam erwog, über dessen Durchführbarkeit die Kaiserin sich in eingehenden Beratungen mit berufenen Fachleuten auf dem Gebiete der sozialen und staatlichen Arbeit aussprach. Und als wohlerwogenes Resultat dieser eingehenden Erwägungen überraschte dann eine offizielle Mitteilung die ganze Welt, in der gemeldet wurde, daß die Kaiserin sich an die Spitze einer umfassenden Gesamtaktion „Für das Kind" stelle und daß der Ministerpräsident beauftragt sei, für die Durchführung des in seinen Umrissen fertigen Planes die erforderlichen Detailarbeiten zu machen und Vorschläge zu erstatten.

Nur wenige Monate sind seither vergangen und heute stehen der Kaiserin für den erstrebten Zweck bereits Millionen zur Verfügung, Beträge, wie man sie sich früher in Österreich und in Ungarn für die so unendlich wichtigen Aufgaben des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge nicht einmal in den kühnsten Träumen zu erhoffen gewagt hatte. Ernste und berufene Berater der Kaiserin aber sind unter ihrer Leitung und gemäß ihren Intentionen daran, dem Erstrebten die erforderlichen gesetzlichen und organisatorischen Formen zu geben und so eine soziale Tätigkeit allerumfassendster Art für die ganze Zukunft einzuleiten.

* * *

Das Volk aber dankt in stillem Gebete und verehrungsvoller Anhänglichkeit seiner Kaiserin und Königin, die so eminent soziales Verständnis be-

kundet und mit unermüdlicher Tatkraft verwirklicht. „Es ist nicht bloß die Ehrfurcht vor dem Gottesgnadentum, welches unserer allverehrten Kaiserin die Herzen aller Untertanen im Fluge gewonnen hat," sprach Kardinal Fürsterzbischof Dr. Piffl in der Versammlung des Vereines „Soziale Fürsorge für erwerbslose Frauen", „es ist das dankbare Empfinden des Volkes, daß an Allerhöchster Stelle wieder eine Schutzfrau des Reiches steht, die mit großem Herzen, weitem Blick und hinreißender Initiative der Not des Volkes sich annimmt. Eine Kaiserin, die von Kindheit an für die Bedürfnisse des Volkes, unter dem sie aufgewachsen, ein teilnahmsvolles Herz voll Liebe gezeigt hat, wird von selbst der Schutzengel aller Bedrängten und Hilfsbedürftigen." Der freudige Ruf des Volkes, den wir heute schon auf allen Seiten hören: ‚Gott sei Dank! Wir haben wieder eine Kaiserin!' birgt eine solche Fülle von Zuversicht und Vertrauen in sich, daß wir trotz der voraussichtlich schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse, welche die Zeit nach dem Kriege bringen wird, getrost der Zukunft entgegenblicken."

* * *

Getrost dieser Zukunft entgegenzublicken, dazu muß uns naturgemäß auch die Gesetzgebung behilflich sein. Auch sie kann an dem folgenschweren Problem der Wiederherstellung unserer Volkskraft nach diesem verheerendsten Kriege aller Zeiten nicht achtlos vorübergehen. Ein kräftiges und gesundes Geschlecht soll aus diesen drangvoll stürmischen Tagen heranwachsen, und dazu ist tunlichst frühzeitiges Einsetzen verschiedenartigster Hilfe schon in erster Linie dort er-

forderlich, wo es gilt, der übergroß werdenden Sterblichkeitsziffer unter den Neugeborenen Einhalt zu tun.

Daß nun das erste unter Kaiser Karl und Kaiserin Zita publizierte Gesetz eine Änderung des Krankenversicherungsgesetzes und der Gewerbeordnung nach der Richtung hin durchführt, daß nicht nur die Wöchnerin jetzt sechs Wochen anstatt vorher deren vier die Krankenunterstützung bezieht, und daß das Verbot der Verwendung von Wöchnerinnen zu regelmäßigen gewerblichen Arbeiten von vier auf sechs Wochen ausgedehnt worden ist, das leitet die kommende Ära sozialer Fürsorgearbeit in vielverheißender Weise ein.

* * *

Ein starkes und gesundes Geschlecht kann aber nur bei auskömmlichen Lebensmöglichkeiten heranwachsen. Vorbedingung für diese ist derzeit aber mehr als vieles andere die möglichst ausgiebige Versorgung aller Bevölkerungsklassen mit ausreichenden Nahrungsmitteln.

Nie wird England die Schmach von sich abwaschen können, die es in diesem Kriege auf sich lud: den Kampf weniger nachhaltig gegen die Armeen im Felde und die Flotten zur See geführt zu haben, als gegen die wehrlosen Frauen, Kinder und Greise, welche durch Abschnürung jeder Nahrungsmittelzufuhr zu langsamem Hungertode verdammt werden sollten. Und nie wird dem Gedächtnis des Volkes auch in der fernsten Zukunft entschwinden, welche unsagbaren Anforderungen an seinen Opfermut und seine patriotische Kraft durch die Beschwernisse der Lebensmittelversorgung gestellt wurden.

Mit unermüdlicher Tatkraft und nie versagendem Eifer befaßt sich Kaiserin Zita seit ihrer Thronbestei-

gung mit allen das Gebiet der Ernährungsfragen berührenden Angelegenheiten. „Sie hat viele Vorträge sachkundiger Persönlichkeiten über dieses Thema gehört", meldeten schon Ende November 1916 reichsdeutsche Blätter, „und ihr sehnlichster Wunsch ist, sich an die Spitze einer großen Aktion zu stellen, die der Bevölkerung Erleichterung in den Nahrungssorgen bringen soll." Und unter tiefer Bewegung der zahlreich Versammelten teilte Bürgermeister Dr. Weiskirchner Anfang Februar 1917 mit, daß Kaiserin Zita bei der Audienz des Gemeinderatspräsidiums ganz besonders ergriffen ihm gegenüber geäußert habe, „wie nahe ihr die Not des Volkes gehe, das oft zu Hunderten in Sturm, Kälte oder Regen sich ‚anstellen' müßte".

Wo immer dann die Not am größten war, da griff das Kaiserpaar hilfsbereit ein und linderte durch sein Machtwort die ärgsten Übelstände.

Als es keine Kartoffeln mehr in Wien gab, weil die Transportmittel durch starke Inanspruchnahme für militärische Zwecke nicht ausreichten, da gab das Kaiserpaar unvermittelt selbst die nötigen Befehle und sicherte die Versorgung der Stadt Wien mit diesem unentbehrlichsten Bedarfsartikel.

Als die Kohlennot im ärgsten Winter fast unerträglich zu werden drohte, da kümmerten sich Kaiser und Kaiserin in beispielgebender Weise um Behebung des Übelstandes. „Kaiserin Zita besuchte", so berichteten wiederum Berliner Blätter, „in strengstem Inkognito die Kohlenlager auf dem Wiener Nordbahnhofe, nahm alle Maßnahmen in Augenschein, die zugunsten der ärmeren Bevölkerung getroffen wurden und regte zu neuen Vorkehrungen gegen die dringendste Not mit

liebevollstem Eingehen auf alle verkehrstechnischen Möglichkeiten an."

In Wien, einer Zweimillionenstadt, mußten gerade den kleineren Haushaltungen bei der Kohlenbeschaffung daraus Schwierigkeiten erwachsen, daß es an Pferden und Fuhrwerken mangelte, um die in den Bahnhöfen einlangende Kohle an die Bedarfsorte zu bringen. Kaiser und Kaiserin beschlossen daher, die irgendwie entbehrlichen und verfügbaren Hofpferde und -wagen in den Dienst der Kohlenversorgung zu stellen.

In welch praktischer Weise besonders Kaiserin Zita die Frage der Kohlenversorgung behandelt sehen wollte, verkündete Anfang Februar eine offizielle Mitteilung der Regierung mit folgenden Worten:

„Ihre Majestät hat schon im Dezember 1916 verkündet, daß sie in ihrem Kummer über den Heimgang weiland Kaiser Franz Josefs nur in der Erfüllung ihrer landesmütterlichen Pflichten Trost finden könne, und daß sie sich vor allem der fremden Schutzes bedürftigen Kinder annehmen wolle. In diesem Sinne richtete Ihre Majestät einen Appell an die Öffentlichkeit, bei allem Wohltun vor allem auch der Kinder zu gedenken. Ihrer Majestät ist es daher nicht entgangen, daß die bei längerer Andauer des Frostwetters und gleichzeitiger Abnahme der für die Schulen bereitgestellten Kohlenvorräte drohende Schließung der Schulen die Kinder besonders schwer treffen müßte, die manchmal nur in ihrem Klassenzimmer Gelegenheit zur Erwärmung finden. Denn schwerer noch als für die Kommune, die Erhalterin der Volks- und Bürgerschulen, ist es für die einzelne, besonders für die

minderbemittelte Familie, Holz und Kohle zu beschaffen. Ihre Majestät begegnete sich in diesen von ihrem warmfühlenden Herzen eingegebenen Sorgen mit denjenigen ihres erlauchten Gemahls und so dürfen wir den hochherzigen Entschluß, dessen wir eben gedachten, als eine gemeinsame Fürsorgeaktion der beiden Majestäten würdigen."

Wahrlich: die Fürsorge des Kaiserpaares, diese edelsinnige und hochherzige Initiative der Kaiserin, hat uns im Winter 1916/17 über die schwierigsten Tage des Krieges hinweggeholfen, und Zuversicht und Vertrauen wurden wieder in die Bevölkerung getragen, da sie sah, wie tatkräftig und wie umsichtig ein edles Herrscherpaar sich seiner Nöte annahm.

* * *

Alle zu hören, immer an erster Stelle bei Berufenen sich zu informieren, ist der Kaiserin Zita vornehmstes Prinzip, wenn es sich um die Lösung schwieriger obschwebender Fragen handelt. So rief sie in jenen bitterbösen Wintertagen auch eine Abordnung der Wiener Frauenhilfsaktion zu sich, bekümmerte sich eingehend um das Wirken jeder einzelnen Stelle dieser weitverzweigten Organisation, befragte die Damen nach den charitativen Leistungen des Bundes, nach den Resultaten des Frauen-Arbeitskomitees, der Näh- und Strickstuben, der Lage der Heimarbeiterinnen, der Ausspeisungen und Kriegsküchen, des Erholungs- und Pflegschaftsdienstes, der Tätigkeit der Tagesheimstätten und der weiblichen Gewerbeinspektion. Mit besonders lebhaftem Interesse informierte sie sich über die Beschaffung der Lebensmittel und des Brennmaterials sowie über die Heimkrippen, die Kinderjausen und die

Frage der Schuhbeteilung an die dem Säuglingsalter entwachsenen Kinder.

Die Mitglieder jener Abordnung in der Hofburg konnten also berichten, was sie seither geleistet hatten, sie lernten aber auch aus dem tiefen Verständnis, mit dem die Kaiserin jede einzelne dieser wichtigen Fragen beurteilt sehen wollte.

* * *

Nicht nur zu sich kommen läßt Kaiserin Zita die auf sozialem und charitativem Gebiete tätigen Frauen, sie erscheint auch in ihrer Mitte, wenn sie sich zu ernsten Beratungen zusammenfinden. Als Ende Februar die katholische Frauenreichsorganisation Österreichs in Wien zu ihrem vierten Delegiertentage zusammentrat, da nahm auch die Kaiserin an dieser Tagung werktätigen Anteil. Ihr Liebreiz, ihr natürliches, ungezwungenes Wesen, vor allem aber das aus jeder Frage und aus jedem Urteil herausklingende warme Interesse für sozial-charitative Frauenarbeit gewann ihr die Herzen aller Anwesenden für immerdar. „Die Vertreterinnen der Kronländer waren darin einig," hieß es in einem Berichte über jene Tagung, „daß es ein erhebendes, ermutigendes Gefühl sei, die Tätigkeit der katholischen Frauenreichsorganisation unter dem Schutze der Landesmutter zu wissen, denn als wirkliche Landesmutter hatte sich die junge Kaiserin in Güte und Verständnis erwiesen."

* * *

Die soziale Fürsorge für erwerbslose Frauen und Mädchen erfreut sich des regsten Interesses der Kaiserin. Und so erschien sie auch inmitten

des Komitees für diesen wichtigen Zweig charitativer Hilfsbereitschaft, als es eine Verteilung von Kleidungsstücken an bedürftige Kriegsbeschädigte und deren Angehörige vornahm. Eingehend erkundigte sie sich nach der Art der Verteilung und den Familienverhältnissen der Verwundeten, von denen viele Hunderte mit Frauen und Kindern der Beteilung harrten und derart Gelegenheit fanden, sich der herzlichen Teilnahme der kaiserlichen Landesmutter an ihren Sorgen und Leiden zu vergewissern. Und aus ihrer aller Empfinden heraus fiel bei dieser Gelegenheit das vorhin erwähnte ergreifend schöne und wahre Wort: „Es ist das dankbare Empfinden des Volkes, daß an Allerhöchster Stelle wieder eine Schutzfrau des Reiches steht, die mit großem Herzen, weitem Blick und hinreißender Initiative der Not des Volkes sich annimmt."

* * *

Ja, der Not des Volkes sich annimmt, wo immer sie sich zeigt!

So wendete sich auch immer wieder der Kaiserin zartempfindendes Herz in tatkräftiger Hilfsbereitschaft den Invaliden zu. Nicht nur in Bahnhöfen besuchte die Kaiserin, begleitet von ihrem hohen Gemahl, wiederholt durchreisende Austauschinvalide, die nach langem Leiden und standhaft ertragenen Entbehrungen endlich wieder in die Heimat zurückkehren dürfen, auch in den Spitälern Wiens, Budapests, Siebenbürgens und Tirols sind es die Schwerverwundeten, denen die ganz besondere Sorgfalt der Kaiserin Zita gilt.

Bei solchen Spitalsbesuchen inspiziert die Kaiserin jedes Krankenzimmer, jeden Operationssaal und erkundigt sich bei jedem der zahlreichen Verwundeten nach

seinem Befinden. Sie fragt die Patienten nach ihren Verletzungen und Krankheiten, sie spricht ihnen Trost zu, unterhält sich mit ihnen über ihre Familien und beschenkt sie reichlich mit Erinnerungs- und Gebrauchsgegenständen. Die warmherzige, leutselige Art, in der die Landesmutter mit jedem von ihnen in seiner Landessprache spricht, löst ihnen die Zunge und gar manche erzählen offen, unbefangen und ausführlich ihre Schicksale.

Auf alle der heimatlichen Scholle wiedergegebenen Krieger aber übt der Besuch der Kaiserin den tiefsten Eindruck aus; sie betrachten ihn nach leidvoller Vergangenheit als eine glückbringende Verheißung für die Zukunft.

* * *

Neben den Invaliden die Kriegsblinden! Auch ihres Schicksales nimmt sich Kaiserin Zita voll unendlicher Sorgfalt an und über alle Fortschritte auf dem Gebiete des Kriegsblindenwesens ist die hohe Schutzfrau aller Bedrängten vortrefflich unterrichtet.

Im Zentral-Blindeninstitut in Wien besuchte sie nicht allein die dort untergebrachten kriegsblinden Offiziere, sie sprach auch mit jedem einzelnen der kriegsblinden Soldaten, ließ sich über ihre Einzelschicksale und ihre Lebensverhältnisse genaueſt unterrichten, um überall helfend eingreifen zu können, wo es nottut. Einzelne von den Soldaten beschenkte die Kaiserin mit Blindenuhren; ein Rundgang durch die ganze Anstalt, und besonders durch alle Arbeitszimmer, sollte es ihr ermöglichen, das ganze Gebiet der Blindenfürsorge genau kennen zu lernen und über die verschiedenen Arbeitsmethoden zuverlässig unterrichtet zu sein.

Wahrlich: „Eine Kaiserin, die von Kindheit an für die Bedürfnisse des Volkes, unter dem sie aufgewachsen ist, ein teilnahmsvolles Herz voll Liebe gezeigt hat, wird von selbst der Schutzengel aller Bedrängten und Hilfsbedürftigen!"

* * *

Aus dieser allüberall bekundeten landesmütterlichen Fürsorge der Kaiserin für die kranken und verwundeten Soldaten entsproß wohl der Wunsch des Kaisers, sein edles Gemahl auch in aller Form seiner tapferen Wehrmacht beizugesellen. Und so ernannte Kaiser Karl mit nachstehendem Allerhöchsten Handschreiben am 29. Jänner 1917 die Kaiserin Zita zur Oberstinhaberin des k. u. k. Husarenregimentes Nr. 16:

„Liebe Frau Gemahlin!

Die warme Anteilnahme, die Eure Majestät Meiner braven Wehrmacht, ihren Kämpfen und Siegen, Freuden und Leiden entgegenbringen, veranlaßt mich, Eure Majestät, die mir als echte Soldatenfrau in den schweren Zeiten dieses Krieges in vorbildlicher Weise zur Seite steht, auch äußerlich meinen wackeren Kriegsleuten näher zu bringen.

Ich ernenne daher Eure Majestät zur Oberstinhaberin meines bewährten Husarenregimentes Nr. 16. Alle meine tapferen Truppen mögen in Eurer Majestät Ernennung einen neuen Beweis meiner dankbaren Wohlgeneigtheit erblicken und wie bisher standhaft aushalten im Vertrauen auf den Allmächtigen und unsere gerechte Sache.

Karl."

Die Sechzehner-Husaren, die auch im blutigen Ringen des Weltkrieges sich ihrer großen historischen Traditionen — das Regiment, errichtet im Jahre 1718, hat sich besonders am heißen Tage von Wagram (6. Juli 1809) mit Ruhm bedeckt und datiert daher seinen Regimentsfeiertag — in jedem Sinne würdig erwiesen haben, sind mit ihrem Ersatzkader in Debreczin stationiert. Dem Magistrat der Stadt Debreczin ließ die Kaiserin auf eine Huldigungsadresse aus diesem Anlasse dankend mitteilen: „Ihre Majestät stellt sich in echter Freude und mit Stolz an die Spitze des allzeit bewährten, schönen Regimentes der treuen und tapferen Söhne des Komitats Hajdu und freut sich vom Herzen des Bandes, das sie fortab mit der altehrwürdigen Stadt Debreczin verknüpft."

Seit dem Bestehen der österreichisch-ungarischen Wehrmacht gab es bisher nur eine Oberstinhgaberin: Kaiserin Maria Theresia. Aber zur Zeit ihres Lebens und ihrer Regierung führte kein Truppenkörper ihren Namen, sondern im Jahre 1888 verfügte weiland Kaiser Franz Josef, daß das Budapester Hausregiment, das Infanterieregiment Nr. 32, den Namen: „Kaiserin und Königin Maria Theresia" auf immerwährende Zeiten zu führen habe. Diese Verfügung ist dem Andenken und der Erinnerung an die einst regierende Monarchin, die Stammutter des Hauses Habsburg-Lothringen, geweiht. Die Ernennung der Kaiserin Zita zur Oberstinhaberin ist also eine bedeutsame Neuerung in den Gepflogenheiten, die in den Reihen der alten kaiserlichen, jetzigen kaiserlichen und königlichen Armee bestanden.

* * *

Für die Soldaten an der Front ist des Kaisers Majestät unablässig mit der sorgsamsten Liebe des obersten Kriegsherrn bedacht.

Ihn hiebei nach Maßgabe ihres Wirkungskreises nachhaltigst zu unterstützen, ist, wie wir schon aus ihrem Wirken für Kranke und Verwundete ersehen, für Kaiserin Zita Herzenswunsch und innigstes Bedürfnis.

Ihrer Initiative, die auch den kämpfenden Kriegern helfen wollte, entsprang nun die Idee, an der Front Heime für die Soldaten zu errichten, in denen sie, gewissermaßen inmitten der Härte des rauhen Kriegshandwerkes, sich wohnlich einrichten können und für ihre Erholung und für geistige Erfrischung Sorge getroffen sehen.

Ein Aufruf der Kaiserin an die Öffentlichkeit, ihr bei der Errichtung solcher Soldatenheime behilflich zu sein, fand allüberall lebhaftesten Widerklang. Sie stellte sich zu Beginn der Aktion nicht nur gleich mit einer großen Spende an deren Spitze, sondern widmete schon nach wenigen Wochen für die Soldatenheime neuerlich den weiteren namhaften Betrag von 240.000 Kronen (je zur Hälfte dem österreichischen und dem ungarischen Komitee), als erkennbar wurde, mit welch begeisterter Freude diese Idee aufgenommen wurde.

In der Größe dieser von der Kaiserin gespendeten Widmungen kam nicht nur die Bedeutung zum Ausdruck, welche die Kaiserin Zita dem Werke der Soldatenheime beimißt, sondern auch die allumfassende landesmütterliche Güte, mit der sie unseren Soldaten an der Front Freude und ein wenig Erholung in ihrem harten Dienste bringen will.

Dank dem erhebenden Beispiel der Kaiserin schritt die Aktion an allen Fronten in ungeahntem Tempo

vorwärts. Schon wenige Wochen nach dem ersten Aufrufe waren weit über dreihundert Soldatenheime errichtet, davon die meisten in einer Entfernung von 200 bis 4000 Metern von der ersten Kampflinie.

Für eines der ersten dieser Heime übernahm Kaiserin Zita selbst die Einrichtung und Ausstattung: für das Soldatenheim des Hoch- und Deutschmeisterregimentes. Hart an den Schützengräben, in einem friedlichen Waldwinkel, erhebt sich bei der Stellung dieses Regimentes ein mächtiges Gebäude, aus zwei Rundbogenbaracken in Kreuzesform errichtet. Dieser Platz bildet den Ausflugsort der Deutschmeister in ihrer freien Zeit; dort finden sie fröhliche Kameraden, betreten sie ein Stück Wiener Boden. Ein Spielzimmer, ein Lesezimmer, ein Schreibzimmer, eine Kantine befriedigen das Ruhe- und Erholungsbedürfnis jedes einzelnen, dem der schwere Frontdienst eine ruhige Stunde übrig läßt. Dort fühlt er sich zu Hause, dort läßt er es sich wohl sein. „Zur festgesetzten Stunde verlassen die einzelnen Abteilungen das Heim, mit einem seligen Lächeln treten sie den harten Dienst an: die Heimat hat ihnen ja einen Kuß auf die Stirn gedrückt", schrieb ein über diese segensreiche Institution hochbeglückter Frontsoldat dem „Neuen Wiener Tagblatt".

„Kaiserin Zita-Heim der Deutschmeister" ist das Haus mit Erlaubnis der Kaiserin benannt, und mit inniger Dankbarkeit und Rührung sprechen die Soldaten von ihrer Fürsorge. Bei der Eröffnung des Heimes aber meldete der Regimentskommandant Ihrer Majestät:

„Dieser Beweis echt kaiserlicher Güte und Fürsorge hat uns tief gerührt, aufs neue die Treue zu unserem edlen Herrscherhaus in unseren Herzen verankert. So oft Deutschmeister dieses Heim — durch

kaiserliche Gnade in die unmittelbare Nähe der Front gesetzt — betreten, wird sie ein Schimmer der Heimat grüßen, wird das Bild der gütigsten Kaiserin vor ihnen erstehen, nicht nur weil es im Soldatenheim den Ehrenplatz einnimmt, sondern weil die Dankbarkeit und Kaisertreue lebendiger wird und sich den Gegenstand seiner Verehrung vergegenwärtigt."

* * *

Doch auch den leider ach so vielen, welchen der Krieg Verwundung und Krankheit brachte, widmet sich die Fürsorge der Kaiserin in beispielgebender Weise.

Zur Krönung dieser ihrer Tätigkeit soll nun, eine Frucht unausgesetzter Arbeit der Frau Erzherzogin Marie Therese, ein „Kaiserin Zita-Hospital" für ewige Zeiten als dauerndes Wahrzeichen in Wien errichtet werden, eine Musteranstalt, die alle Erfahrungen der langen Kriegsjahre in vollendetster Weise der Gesamtheit zu Nutze macht und im Dienste des „Roten Kreuzes" berufen sein wird, Tausenden Genesung und Heilung zu gewährleisten. Es war der Plan dieser edlen Tante der Kaiserin, daß zur Verwertung aller Erfahrungen der langen Kriegsjahre in tunlichst kurzer Zeit in Wien eine neue große Krankenanstalt entstehe, die als erste in Österreich den Namen unserer Kaiserin führe, und die alles zu übertreffen berufen sein soll, was an hygienischen und sanitären Einrichtungen jemals irgendwo geschaffen wurde. „Als ein großes und hinreißendes Beispiel der Pünktlichkeit und Treue, mit der in unserem Heimatlande stets den humanitären und hygienischen Forderungen der Epoche gedient wurde, erscheint die Begründung dieses neuen, in gewaltigen Dimensionen gedachten Spitalunternehmens, das mit symbolischer Bedeutung den Namen

der ersten Frau des Reiches als der berufensten Patronin gütigen, sozialen und persönlichen Mitfühlens tragen wird" — so begrüßte die Öffentlichkeit diesen Plan, welchem Kaiserin Zita in hochgesinnter Weise dadurch zur Verwirklichung verhalf, daß sie sich als oberste Schutzfrau an die Spitze des unter dem Präsidium der Frau Erzherzogin Marie Therese stehenden Komitees stellte.

Über 16 Millionen Kronen sind bereits für dieses epochale Werk gesichert und in absehbarer Zeit wird das „Kaiserin Zita-Spital" eine Stätte des Segens für Ungezählte werden, denen der Krieg und seine Folgen Leben und Gesundheit bedrohte.

* * *

Es ist naturgemäß, daß diese Spitalsgründung in erster Linie der Millionenstadt Wien zugute kommt und derart zu einem unter Patronanz der Kaiserin geschaffenen dauernden Werke für die Haupt- und Residenzstadt werden wird. Solcherart dokumentierte die Kaiserin bereits wenige Wochen, nachdem die göttliche Vorsehung sie auf den Thron der Habsburger rief, durch die Tat, wie trefflich ihr Gemahl der Abordnung des Wiener Gemeinderates am 8. Dezember 1916 den Grundzug ihres Wesens gezeichnet hatte, da er sprach:

„Die gleiche Zuneigung und innige Anteilnahme wie ich bringt die Kaiserin der Haupt- und Residenzstadt entgegen. Die Kaiserin betrachtet die Betätigung hilfsbereiter Nächstenliebe als eine der vornehmsten Aufgaben ihres Lebens, und deshalb findet auch der immer und namentlich in diesem Kriege rühmens-

werte Wohltätigkeitssinn der Wiener Bevölkerung in ihrem Herzen lebhaften Widerhall."

Bei jener Gelegenheit verliehen Kaiser und Kaiserin ihrer besonderen Fürsorge für die Approvisionierung Wiens lebhaftesten Ausdruck, erkundigten sich mit großem Interesse über alle Verhältnisse der Gemeindewirtschaft und brachten speziell den Fragen der Invaliden-Arbeitsvermittlung und den sozialen Maßnahmen für die heimkehrenden Krieger regste Anteilnahme entgegen. In liebevollster Weise erkundigte sich vor allem Kaiserin Zita über die im Felde stehenden Söhne und sonstigen Angehörigen der Deputationsmitglieder und nahm jedesmal mit großer Freude die Auskunft entgegen, daß dieser oder jener bereits dekoriert sei und sich wohlauf befinde.

Der Verlauf jener Huldigungsaudienz knüpfte mit einem Schlage die engsten Bande zwischen Herrscherpaar und der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien!

* * *

Gleich sieghaft gestaltete sich der erste offizielle Besuch des jungen Kaiserpaares in Budapest, woselbst Kaiser und König Karl und Kaiserin und Königin Zita Anfang März, also bereits wenige Wochen nach den glanzvollen Krönungsfeierlichkeiten, zu mehrtägigem Aufenthalte weilten.

Schon wenige Stunden nach der Ankunft in Budapest nahm die Königin in längerer besonderer Audienz den Vortrag des ungarischen Ministerpräsidenten Graf Stephan Tisza entgegen, um sich von ihm in Fortsetzung eines früheren Berichtes die Details einer großzügigen, von der Königin mit besonderem Interesse verfolgten Wohlfahrtsaktion unterbreiten zu lassen.

Diese Aktion zielt darauf ab, allen eines Rates und Schutzes bedürftigen Opfern des Krieges — Invaliden, um ihren bürgerlichen Erwerb gekommenen Kriegern, Witwen und Waisen — einen Berater zur Seite zu stellen, der die Aufgabe hat, alle Schritte zu unternehmen, die eine erfolgreiche Hilfe für alle diese Unterstützungsbedürftigen herbeiführen. Zum besseren Gelingen dieser umfassend angelegten Wohlfahrtsaktion sollen alle Institutionen, die solche Hilfe leisten, einheitlich organisiert werden.

So wie in Wien durch die Kaiserin in praktischer Hilfstätigkeit große Mengen von Kleidungsstücken und Schuhen an bedürftige Kriegerwaisen und Angehörige von eingerückten Soldaten verteilt worden waren, so auch in Budapest. Ungezählte Kisten mit solchen höchst praktischen Gegenständen waren von ihr mit nach Budapest gebracht worden. „Die hochherzige Spende der Königin," berichteten Budapester Blätter, „die damit abermals einen schönen Beweis ihrer innigen Anteilnahme an dem Schicksale der armen Kinder geliefert hat, wurde vom Bürgermeister mit herzlichem Dank entgegengenommen, und der Bürgermeister legte das größte Gewicht darauf, daß das Geschenk der Königin, seiner edlen Bestimmung entsprechend, unter die Kriegswaisen und die Kinder eingerückter Soldaten verteilt werde. Im Auftrage des Bürgermeisters wird die Wohlfahrtszentrale die Liebesgaben übernehmen und sie binnen kurzem sortieren, um festzustellen, wie viele Kinder beteilt werden können. Es wird ein nach Schulen und Bezirken geordnetes Verzeichnis der Kriegswaisen und der Kinder eingerückter Soldaten aufgenommen."

Einen ganzen Nachmittag ihres Budapester Aufenthaltes widmete die Königin der Verwundeten-

fürsorge. Dier Spitäler zeichnete sie durch ihren Besuch aus, besichtigte in jeder dieser Anstalten mehrere Säle, sprach alle Kranken zumeist in ihrer Muttersprache an und verteilte reichliche Liebesgaben. Mehrere außerordentliche chirurgische Fälle ließ sie sich eingehend erklären, alle Verwundeten beglückte sie durch die vom Herzen kommende Art ihrer Anteilnahme.

Als sich dann auf der Rückfahrt von diesen Spitalsbesuchen in die Burg ein kleiner Knabe aus der Menge an den Wagen der Königin drängen wollte, um ein Bittgesuch zu überreichen, um eine Bitte seines kriegsinvaliden Vaters zu Ihrer Majestät gelangen zu lassen, wurden auf direkten Wunsch der Herrscherin von der Polizei Verfügungen getroffen, daß das Gesuch auch in der Tat an die Majestäten geleitet werde.

Was Wunder, daß das begeisterte Volk seiner gütigen Königin allüberall, wo sie sich nur zeigte, begeisterte Ovationen bereitete!

* * *

Aber nicht allein auf die Hauptstädte der Monarchie erstreckt sich die teilnahmsvolle Fürsorge der Kaiserin, sie bedenkt auch reichlich die Kronländer und alle Schichten der Bevölkerung mit ihrer liebevollen Sorgfalt.

Große Mengen von Kleidungsstücken und Schuhen ließ Kaiserin Zita in Siebenbürgen und Galizien, in Böhmen und in Tirol, in Mähren und Schlesien, in Kroatien und in Dalmatien, kurz überall, wo Elend und Not am größten waren, verteilen. Ungezählt sind die Huldigungs- und Dankadressen, die auf solche Gaben hin von den Beschenkten und den beteilten Gemeinden bei ihr eintreffen. Und alle diese Briefe und Adressen

finden sorglichste Beantwortung, so daß der regste Kontakt sich von den Arbeitszimmern der Kaiserin aus nach allen Gegenden der Monarchie hinzieht. „Vor Freude und Dank bis zu Tränen gerührt durch diese unsere Stadt und uns alle beglückende Allerhöchste königliche Gnade, welche sich in dieser königlichen Spende ausdrückt," schrieb beispielsweise die Gemeindevertretung von Preßburg an das Obersthofmeisteramt der Königin, „bitten wir, unseren nie versiegenden, huldigungsvollen, tiefsten Dank verdolmetschen zu wollen. Der Gott, der Ungarn segne, hüte und erhalte unseren gütigen Schutzengel, Ihre Majestät unsere Königin."

Dem schwergeprüften, heldenhaften Land Tirol stattete Kaiserin Zita einen Besuch ab, der nur Werken des Wohltuns gewidmet war. Ein Spital nach dem anderen besuchte sie in Innsbruck, zeichnete wie überall die Kranken und Verwundeten durch Ansprachen aus und unterhielt sich aufs leutseligste mit ihnen. Die Verwundeten mußten ihr erzählen, wo und unter welchen Umständen sie sich ihre Verwundung geholt hatten; die Kaiserin erkundigte sich nicht nur nach dem persönlichen Befinden und den Verhältnissen der Kranken selbst, sondern zeigte auch für deren Familien lebhaftes Interesse; wo es nottat, versprach sie den Armen, sich um ihre Familien selbst bekümmern zu wollen. „An dem Lager der Verwundeten, an den Trauerstätten, überall blieben die großen, tränenfeuchten, rehbraunen Augen unvergeßlich," schrieb voll begeisterter Freude ein Tiroler Blatt aus jenen Tagen.

* * *

Und aus den Sorgen, die Kaiserin Zita allüberall miterlebte, erwuchs die große Fürsorgeaktion, „durch deren Anregung", wie die „Kölnische Zeitung"

am 4. März schrieb, „das junge Kaiserpaar von neuem seine Beliebtheit bei der gesamten Bevölkerung mächtig gesteigert hat", jene Aktion, die der damalige Ministerpräsident Graf Clam-Martinic am 2. März in einem ausführlichen Programme vor einer Versammlung berufener Vertreter darlegte und die „lebhaftesten Beifall in der Öffentlichkeit fand". Namentlich die Ankündigung, daß 300 Millionen bereitgestellt werden sollen, um den bedürftigen Volkskreisen die Beschaffung billiger Lebensmittel, vor allem Fleischnahrung, zu ermöglichen, ist so recht dem praktischen hilfsbereiten Wesen des Kaiserpaares entsprechend, das der Not mit vorbildlicher Tatkraft allüberall zu steuern bemüht ist.

* * *

„Mehr für Euch als für mich", das ist eben schon die Devise der jungen und zarten Prinzessin Zita gewesen, das ist jetzt mehr als je der Wahlspruch einer Kaiserin, auf deren Schultern die Sorge um das Reich der Habsburger ruht.

„Ist diese Devise nicht," so schrieb Eugen Mohacsi anläßlich der Krönung, „das schönste Glaubensbekenntnis, das man je aus dem Munde einer Prinzessin vernommen hat? Wesentlich ist, zu ergründen, welche innere Entwicklung die Prinzessin Zita zur Wahl ihres Spruches geführt haben mag. Die Devise ist vielversprechend, aber sie ist es in Wirklichkeit nur, wenn sie organisch aus der Psyche der jungen Königin hervorgewachsen ist, wenn sie das Erwachen ist von dem, was in ihr seit jeher schlummerte. Der Spruch beweist Güte, doch ist er um vieles wertvoller, wenn er von einer Güte stammt, die mit Einsicht gepaart ist. Denn Königin sein, ist wie Mutter sein: es bedeutet herrschen und

dienen. Ein goldener Schlüssel öffnet die Seele unserer Königin Zita, es ist der Satz, den ich mit scharfen, entschlossenen, selbstbewußten, wollenden Lettern geschrieben fand: Mehr für Euch als für mich! Unter dem Drange dieser Devise besuchte Prinzessin Zita schon als kleines Mädchen die Armen der Umgebung. Ein bezeichnender Zug ihres Wesens: nie ließ sie sich bei ihren zu Geschenken bestimmten Handarbeiten helfen. Dann hätte sie es ja nicht selber vollbracht, dann wäre es zum Teil das Geschenk von Fremden gewesen . . . Im Anfang war die Güte. Man weiß: sie leuchtete der Königin schon in ihren Jugendtagen aus den rehbraunen Augen."

* * *

In Lucca, jener in der Nähe von Villa Pianore gelegenen kleinen italienischen Stadt, wo Prinzessin Zita ihre erste Jugend verlebte, fand alljährlich unter der Patronanz der herzoglichen Familie am Festtage der heiligen Zita eine große Bewirtung für die Armen und Kranken der Umgebung statt. Stets half an diesem Tage bei den „Kleinen Schwestern der Armen" alles mit, um die vom Leben hart Mitgenommenen freundlichst zu bewirten. Unter den Hilfsbereiten war eine der eifrigsten inmitten ihrer Familie stets die Prinzessin Zita, der es immer ganz besonderes Vergnügen machte, hie und da mit zuzugreifen, einen Tisch zu decken, einen Becher Wein zu kredenzen. Und die Armen brachten dann gar gerne bei der gütigen Prinzessin ihre vielen kleinen Anliegen und Schmerzen zur Sprache, weil sie wußten, allseitige Hilfsbereitschaft sei der Grundzug ihres Wesens.

Kaiserin Zita war eben von frühester Jugend auf mildtätig und immer hilfsbereit. Darüber erzählte die Erzieherin der kleinen Prinzessin Zita, Marquise Maria

della Rosa, dem Baron d'Albon in sehr anschaulicher Weise wie folgt: „Prinzessin Zita hat die Notleidenden, Bedrängten und Armen immer geliebt. Als kleines Mädchen noch fing sie an, sie in ihren Wohnungen zu besuchen, um ihnen selbstgenähte kleine Kleider zu bringen. Einmal hat Prinzessin Zita sich als Festgeschenk eine Nähmaschine gewünscht, um für ihre Armen nähen zu können. In Pianore liebten alle Ortsbewohner die kleine, herzensgute Prinzeß, die jeden beim Namen kannte. Auf ihren Wegen unterhielt sie sich lebhaft mit den Landleuten. Zuerst gabs einen herzlichen Händedruck und dann gings ans Fragen: Was der Vater und die Mutter mache, und ob's dem kleinen Bruder, der vor einigen Tagen eine ‚wehe' Hand hatte, schon wieder besser gehe und so fort. Berichtete einer betrübt, daß Vater oder Mutter erkrankt und es schlecht bestellt sei mit Arzt und Medizin, dann unterbrach die kleine Zita den kurzen Spaziergang und lief zu ihrer Mutter in die Villa, um dieser das Gehörte zu berichten und in den innigsten Worten um Hilfe für den Kranken zu bitten."

* * *

So erwuchs die allgütige Hilfsbereitschaft unserer Kaiserin aus den Eindrücken ihrer ersten Jugend, aus den guten Lehren und dem Beispiel des Elternhauses.

Kaiserin Zita ist eine Tochter des verstorbenen Herzogs Robert und der Herzogin Maria Antonia von Parma, geborenen Infantin von Portugal.

Die herzogliche Familie von Parma gehört dem Hause Bourbon, dem älteren Zweige des königlichen Hauses von Frankreich, an,

der von Philipp V., dem Enkel Ludwigs XIV., abstammt, dessen Nachkommen Könige von Spanien und beider Sizilien und durch drei Generationen auch Herzoge von Parma waren.

So gehört unsere Kaiserin der Abstammung nach zu den ältesten Dynastengeschlechtern Europas und durch manche eheliche Verbindung hatten sich immer wieder regierende Häuser, auch die Habsburger, mit dem Hause Bourbon und Parma verschwägert. So zum Beispiel heiratete Don Ferdinand, der zweite Herzog von Parma, die Erzherzogin Amalie, eine Schwester der Königin Maria Antoinette von Frankreich, Kaiser Josef II. heiratete Isabella von Parma. Von den Deszendenten des älteren Zweiges des königlichen Hauses von Bourbon ist die herzogliche Linie Bourbon-Parma am engsten mit Frankreich verbunden geblieben, besonders auch durch die Heirat Don Philipps mit Elisabeth von Frankreich, der Tochter Ludwig XV., und durch die Verbindung Karl III. mit Maria Louise von Frankreich, der Tochter des Herzogs von Berry und Schwester Heinrich V., Grafen von Chambord.*)

Die Mutter der Kaiserin ist eine Schwester der Erzherzogin Marie Therese, Witwe nach dem Erzherzoge Carl Ludwig, dem Bruder weiland Kaiser Franz Josefs. Aus der zweiten Ehe des Erzherzogs Carl Ludwig stammte der verstorbene Vater des Kaisers, Erzherzog Otto, dessen Erziehung von Erzherzogin Marie Therese geleitet wurde. So ist Erzherzogin Marie Therese der Kaiserin Tante, dem Kaiser Großmutter, und in schwärmerischer Liebe verehren beide Majestäten diese edle Frau.

*) Vgl. hierüber das Büchlein „Prinzessin Zita". Von Eugen Baron d'Albon. Wien 1911.

Auch die anderen Geschwister der Mutter unserer Kaiserin leben alle noch: Prinzessin Marie José von Bayern, Witwe nach dem verstorbenen Herzog Carl Theodor von Bayern, der ein Bruder der verstorbenen Kaiserin Elisabeth war; Großherzogin-Mutter Maria Anna von Luxemburg; Infantin Maria de las Nieves von Spanien, Gemahlin des edelsinnigen Don Alfonso von Bourbon und Österreich-Este, Prinzessin Marie Adelgunde von Bourbon, Witwe nach dem Prinzen Enrico von Bourbon, Grafen von Bardi; Herzog Dom Miguel von Braganza, Feldmarschalleutnant der k. u. k. Armee.

Von den Geschwistern*) der Kaiserin dienen, vielfach ausgezeichnet, die Prinzen Felix und Renatus als Oberleutnants in der österreichisch-ungarischen Armee (Prinz Felix durfte bei dem gefährlichen Unfall des Kaisers anläßlich der italienischen Offensive im Herbst 1917 einer der Retter sein); die Prinzen Sixtus und Xavier haben sich seit Kriegsbeginn dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt und sich um die Pflege der Verwundeten hochverdient gemacht.

*) Aus der ersten Ehe des Herzogs Robert von Parma mit der Herzogin Maria Pia, geborenen Prinzessin von Bourbon-Sizilien, stammen: Herzog Henri, die Prinzessin Louise, Prinz Josef, die Prinzessinnen Marie Therese und Beatrix (verheiratet mit Conte Pietro Lucchesi-Palli, Sohn des Duca della Grazia, Enkel der Herzogin von Berry) und Prinz Elias (verheiratet mit Erzherzogin Maria Anna, Tochter des Erzherzog Friedrich). Aus der zweiten, am 15. Oktober 1884 geschlossenen Ehe des Herzog Robert mit der Herzogin Maria Antonia, geborenen Infantin von Portugal, stammen: Prinzessinnen Marie Adelheid und Marie Franziska (beide Benediktinerinnen in der Abtei St. Cecil in Ryde), die Prinzen Sixtus und Xavier, Kaiserin Zita, die Prinzen Felix und Renatus, die Prinzessinnen Maria Antonia, Isabella, Enrica und die Prinzen Ludwig und Caetano, welch letzterer erst zwölf Jahre alt ist.

Prinzessin Zita, geboren am 9. Mai 1892, wurde getauft auf die Namen Zita Maria der Gnaden Adelgunde Michaela Raphaela Gabriela Josefine Antonia Luise Agnes.

Der Taufname Zita, nach der Schutzheiligen von Lucca, ist in Österreich-Ungarn, außer in Galizien, sehr selten. Die im Jahre 1218 als zweite Tochter des Landmannes Giovanni Lombardo geborene Zita kam, zwölfjährig, zu einem der angesehensten Bürger von Lucca und diente durch 48 Jahre in ein und demselben Hause als treue, fleißige und fromme Magd. Ihr Dienstherr Pagano di Fatinelli vertraute ihr die Aufsicht über sein Haus und die Kinder an und dieser Aufgabe widmete sie ihr ganzes Leben hindurch alle ihre Kräfte. Ihre tiefe Frömmigkeit und stete Hilfsbereitschaft, ihre grenzenlose Mildtätigkeit während einer in Lucca wütenden Hungersnot trug ihr schon zu ihren Lebzeiten die Verehrung aller ihrer Mitbürger ein.

Sie starb im Rufe der Heiligkeit am 27. April 1278; der 27. April, als der Todestag der Heiligen, ist daher auch der Namenstag unserer Kaiserin, deren Geburtstag auf den 9. Mai fällt.

* * *

Der Vater der Kaiserin, von seiner Mutter, der Herzogin Luise, und dann vom Grafen von Chambord sorgfältigst erzogen, war ein Edelmann in des Wortes vollster Bedeutung, der das Gute um des Guten willen tat und ungezählten Menschen ganz im stillen die größten Wohltaten erwies. Dabei verfügte der Herzog über ein gründliches und tiefes Wissen, besonders in historischer, kunstgeschichtlicher und literarischer Beziehung. Stundenlang täglich saß er im eifrigsten Stu-

dium am Schreibtisch, und das erworbene reiche Wissen verbunden mit dem Edelsinne seines Herzens allüberall praktisch zu verwerten, war ihm köstlichster Genuß. Sein höchstes Bestreben war, Geist und Seele seiner Kinder für alles Gute und Schöne zu begeistern. Zu seinen Lebzeiten bot der Hof des Herzogs von Parma in Schwarzau und in Pianore den Abglanz der gebildeten Welt. Von hier liefen Fäden nach allen europäischen Höfen, Fremde von Distinktion kamen und gingen, es wurde in vielen Sprachen gesprochen, vielerlei Kulturen wurden zu erfassen gesucht, antikes Wissen verschwisterte sich dem Verständnis der neuen Zeit.

„Das Haus von Bourbon und Parma stand zwischen den Rassen, war die hohe Schule für eine zukünftige Königin, deren Volk aus Völkern bestehen sollte", schrieb Eugen Mohacsi.

* * *

Übte so das tiefgründige Wissen des Vaters den nachhaltigsten Einfluß auf Prinzessin Zita aus, so wird von den ihr Nächststehenden doch behauptet, daß sie ganz besonders viel dem guten Einfluß ihrer Mutter zu danken habe. Das trifft auch zu. Die Hauptmerkmale im Wesen der Mutter, die Pflichttreue, Anspruchslosigkeit, Einfachheit in allem und jedem, unterschiedslose, rein gegenständliche Wertschätzung jeder Arbeitsleistung und ein echter Religiosität entspringender Herzensadel sind Mutter und Tochter in gleichem Maße gemeinsam, vor allem der große Leitsatz des Heilandes: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst". Gewisse Anschauungen sind der Prinzessin teils vom Vater, teils auch von der Mutter beigebracht worden. So äußerte die Prinzessin einmal, als von der Überbürdung eines Menschen die Rede war: „Um Gottes Willen, die Menschen sind doch keine Ma-

schinen". Und ein anderesmal meinte sie gelegentlich eines bestimmten Vorkommnisses: „Die guten Leute wissen nicht, daß man auf der Welt nicht zur Unterhaltung da ist".

An ihrer Mutter, dieser edlen, gütigen Frau, hängt Kaiserin Zita mit innigster, zärtlichster Kindesliebe. Keine Reise, keine längere Abwesenheit von Wien, bevor sie nicht ihre Mutter besucht, sich ihren Segen für die Reise erbeten hätte!

* * *

Am 16. November 1907 schloß der Vater der Kaiserin in Pianore die Augen zum ewigen Schlafe und nun wurde die Herzogin-Witwe Maria Antonia juristische Sachwalterin der Kinder; als Mitvormund stand ihr Don Alfonso von Bourbon, ihr Schwager, zur Seite.

Im Elternhause wurde der Grund zu der ausgezeichneten Erziehung gelegt, die Prinzessin Zita nachher in der Welt draußen genießen, vervollständigen und vertiefen sollte.

Ihre erste heilige Kommunion empfing sie nach sehr sorgfältiger Vorbereitung im zehnten Lebensjahre, nach dessen Vollendung sie in das Konvikt der Salesianerinnen in Zangberg (Oberbayern) gebracht wurde, woselbst sie bis zum Herbste des Jahres 1908 verblieb.

Über den Aufenthalt der Kaiserin in Zangberg erzählte im November 1916 ein Mitglied des österreichischen Hochadels in der „Neuen Freien Presse": „Sie ist damals schon nach wenigen Wochen der erklärte Liebling ihrer Mitschülerinnen gewesen und sie wurde mit ihrer sonnigen Heiterkeit der Mittelpunkt unserer kleinen Gesellschaft, ohne doch je die geringste Aufmerksamkeit für sich zu beanspruchen. Sie war eine sehr

intelligente Schülerin und vorzügliche Rechnerin, bekanntlich eine Seltenheit bei kleinen Mädchen. Sie überflügelte uns auf diesem Gebiete schon im ersten Jahre und so blieb es auch weiterhin. Auch als Orgelspielerin erntete sie später, da sie Musik betrieb, großes Lob und manchesmal spielte sie in der Kirche so innig, daß alle zu Tränen gerührt waren. Die Prinzessin, welche sechs Jahre lang in Zangberg weilte, ist während der ganzen Zeit niemals mit ihren Mitschülerinnen in Unfrieden geraten. Sie war nicht nur die gute Stunde selber, sie schlichtete auch Streitigkeiten, die unter den Mitschülerinnen ausbrachen und hatte damals schon etwas außerordentlich Mütterliches in ihrem Wesen, das ihr alle Herzen gewann. Wen ein Kummer drückte, den tröstete sie und war immer zur Hilfe bereit, wenn es galt, den Mitschülerinnen bei Aufgaben und in kleinen Schwierigkeiten behilflich zu sein. Die Prinzessin nahm durchaus keine Ausnahmsstellung unter den Mitschülerinnen ein und zeichnete sich durch eine Bescheidenheit, die anderen Schülerinnen oft als Muster vorgehalten wurde, und durch Pflichttreue und Lerneifer aus."

Anläßlich der Thronbesteigung haben die Mitzöglinge von Zangberg der Kaiserin in einer künstlerisch ausgestatteten Huldigungsadresse gemeinsam ihre Glück- und Segenswünsche dargebracht; im Geiste der Miniaturmalerei alter Klosterhandschriften vereinigt die Adresse auf zwei Blättern die Widmung und die Wünsche der ehemaligen Schulfreundinnen und ist so ganz darnach angetan, alte, liebe Erinnerungen an die sorglosen heiteren Tage der Jugend zu wecken.

* * *

In Zangberg hat sich Kaiserin Zita eine große Geschicklichkeit für Handarbeiten angeeignet, besonders alles gelernt, was wirklich nützlich und im praktischen Haushalte verwendbar ist. Und jetzt, als Mutter einer liebreizenden Kinderschar, kümmert sich die Kaiserin um alles, was mit den Bedürfnissen ihrer Kinder zusammenhängt, sie überwacht diesen Teil des Haushaltes mit geradezu vorbildlicher Sorgfalt.

Mit Eifer und Begabung hat Prinzessin Zita Musik gepflegt; heimgekehrt nach Schwarzau, lernte sie das Orgelspiel und öfters hat sie in der Schloßkapelle zu Schwarzau zur Erbauung aller Andächtigen an Sonn- und Feiertagen die Funktionen des Organisten ausgeübt.

* * *

Auf die Zangberger Schulzeit folgte nach mehrmonatlicher Ferienzeit in der Heimat, zu Schwarzau am Steinfeld (Niederösterreich), ein längerer Aufenthalt bei den Benediktinerinnen in der Abtei St. Cecil in Ryde auf der Insel Wight. Dort befand sich die junge Prinzessin vornehmlich unter der Obhut ihrer Großmutter, der Witwe des Königs Dom Miguel I. von Portugal, geborenen Prinzessin zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg. Am 13. Juni 1897 war diese heiligmäßige Frau in das Kloster der Benediktinerinnen eingetreten, um ganz ihrem Gott zu leben; sie starb dortselbst als „Mutter Adelheid" am 16. Dezember 1909.

Diese einfache Klosterfrau, einst eine glänzende Königin, war die Mutter der Herzogin Maria Antonia von Parma, also die Großmutter unserer Kaiserin; nach ihr ist auch das erstgeborene Töchterchen des Kaiserpaares, Erzherzogin Adelheid, benannt.

* * *

So hat sich im Werdegang unserer Kaiserin alles still und traulich und einfach, sehr einfach abgewickelt. Eine ungewöhnlich kluge, geistes- und willensstarke und dabei zärtliche Mutter hat sorgsam über diesem Leben gewacht. Wohl war diese Mutter allzeit bestrebt, ihr Kind auf Pfaden vorwärts zu bringen, die neben der großen, buntbelebten Heerstraße mit ihrem nervenbewegenden Treiben führen; zur rechten Zeit und beim richtigen Anlasse wurde aber doch ein prüfender Blick auf das Bild der Heerstraße geworfen. „Und nun tritt dann diese Prinzessin," so schrieb gelegentlich ihrer Verlobung Baron d'Albon, „die bislang von der Welt ferngehalten wurde, durchaus nicht als Weltfremde in das große Leben ein."

* * *

Im Frühsommer 1909, einige Monate nach Beendigung ihrer Studien in Ryde, sah die siebzehnjährige Prinzessin Zita gelegentlich eines Besuches bei ihrer zur Kur in Franzensbad weilenden Cousine Erzherzogin Maria Annunziata dort den Erzherzog Karl Franz Josef wieder, mit dem sie sich am 13. Juni 1911 in Pianore verlobte.

Erzherzog Karl hatte schon gleich bei der ersten Zusammenkunft mit der erwachsenen Prinzessin, mit der er als Kind schon öfters gespielt hatte, ihr frisches, lebhaftes und angenehmes Wesen liebgewonnen. Der kaiserliche Prinz kam auch im darauffolgenden Jahre aus seinem Garnisonsorte nach Franzensbad zum Besuche seiner Tante Maria Annunziata, bei der Prinzessin Zita wieder als Gast weilte. Aber auch bei anderen Anlässen fanden sich die jungen Herrschaften, so auf einem Balle im Augartenpalais bei der Erzherzogin Maria Josefa und auf

den Festen der Hofburg. Gelegentlich traf der Erzherzog als Jagdgast in St. Jakob, dem in der Steiermark gelegenen Jagdgute der Erzherzogin Marie Therese, ein. Auf einem Hofballe machte eine für Kaiser Karl überaus maßgebende Persönlichkeit ihn auf die sehr graziöse Tänzerin Prinzessin Zita aufmerksam, worauf der Erzherzog sehr lebhaft und mit scharfer Pointierung antwortete: „Oh, die gefällt mir schon seit langem sehr gut!“

* * *

Von allen Bildern der Kaiserin ist kaum eines, das sie in der charakteristischen Lieblichkeit ihres Wesens wiedergäbe. Am besten sind ihre Kindheitsbilder gewesen. „Prinzessin Zita ist ein Jahr alt: sie sitzt am Rande eines Stuhles mit niedriger Lehne, das lange Hemdkleidchen bedeckt die Füße. Ihr ist etwas unsicher zumute, das Mündchen wird sich im nächsten Augenblicke zum Weinen verziehen. Unter der Stirne, in die reiche Locken hineinragen, blicken zwei dunkle Augen etwas eingeschüchtert hervor. Es sind große, innige Kinderaugen. Ein Jahr später: Prinzessin Zita stemmt sich mit dicken, nackten Ärmchen auf den Rand ihres Kinderwagens. Das Haar ist wirr gelockt und schon etwas dunkler. Aus dem runden Gesichtchen strahlen lächelnd groß und klar die unvergeßlichen Augen. Im vierten Lebensjahre (mit den Geschwistern Xavier, Cicca und Felix zusammen): das Antlitz oval, das Ärmchen mager. Ein rührendes Mägdlein. Die Sanftheit der Augen fällt neben der Lebhaftigkeit derer ihrer Brüder auf. Auf dem Pastell von Flotow, das im Schwarzauer Schlafzimmer der Herzogin Maria Antonia hängt, und Zita als Fünfjährige darstellt, sind die Augen schelmisch-heiter und offen. Diese Augen sehen vieles und helfen manches verstehen, das kleinen

Prinzessinnen sonst unbekannt bleibt: den Unterschied zwischen Süden und Norden, Pianore und Schwarzau, dann die Eltern im Hause, geistig hochragende, gütige und strenge Menschen. Das Kind wird erzogen, doch nicht verzogen. Es braucht nicht zu vergessen, ein Herzogskind zu sein, und es kann nie vergessen, eines von vielen Herzogskindern zu sein." (Eugen Mohacsi.)

Die sonnige und sanfte, gescheite und heitere Prinzessin Zita wurde der Liebling ihrer Verwandten. Voll von Wissen und doch kindlichen Gemütes, ein Backfisch mit herabbaumelndem Zopf, so kannten sie in Franzensbad alle Kurgäste; vergnügt schaute man zu, wenn sie mit der Erzherzogin in eine Schießbude trat, um nach der Scheibe zu zielen, und da sie im Wiener Wurstelprater das Volksleben in seiner ungebundensten Fröhlichkeit beobachtet, ist sie froh mit den Frohen und der Fröhlichsten eine.

Dann war sie glückliche Braut und nichts Liebreizenderes konnte es geben, als diese zarte Prinzessin im Kreise ihrer Lieben in Schwarzau zu beobachten. Wenn sie nach Tische, heiter scherzend, den Gästen der Familie schwarzen Kaffee und Zigaretten reichte, dann flogen ihr alle Herzen zu und jedermann freute sich mit ihr in ihrem Glücke.

* * *

Am 21. Oktober 1911 fand nach kurzer Brautzeit in der Schloßkapelle zu Schwarzau die Trauung statt.

Es war eine Liebesheirat, frei von Zwang und Konvention, der Bund zweier glücklicher, junger Herzen.

Aus dieser Ehe aber ist ein Familienleben erblüht, das inniger und schöner nicht gedacht werden kann. Eine zärtliche Gattin, eine rührend gute Mutter, ist Kaiserin

Zita ihrem erlauchten Gemahl in der Bürde seines schweren Herrscheramtes auch ein hingebungsvoller Helfer und tatkräftiger Mitarbeiter geworden. Auf ihrer beider Arbeit aber ruht sichtbar Gottes Segen und die Dankbarkeit der vielgestaltigen Völkerschaften unserer Monarchie.

* * *

Als treue Soldatenfrau folgte Erzherzogin Zita ihrem Gemahl, dem Rittmeister der Siebener Dragoner, nach Brandeis und dann nach Galizien; jubelnd begrüßt allüberall, wo die Bevölkerung Gelegenheit hatte, dem jungen Paare zu huldigen. Teils im Automobil, teils auf der Eisenbahn, reiste die kaum Zwanzigjährige mit dem Regiment und gab unterwegs immer wieder neue Beweise ihres zart entwickelten Taktgefühles.

Da die Reise vielfach die Strecken der Nordbahn berührte, hatte man von der Direktion aus der Erzherzogin einen subalternen Beamten als Reisekurier mitgegeben, der natürlich seinen Ehrgeiz dareinsetzte, daß die Reise gut ablief. In einer größeren Station wollte er eben wieder Befehle erteilen, als ihn der Stationsvorstand zur Rede stellte und wahrscheinlich der Anmaßung zieh. Da ging die Tür des Coupés auf, die Erzherzogin erschien und sagte in gewinnender Weise: „Bitte auf ein Wort!" Und als der Beamte nähertrat, sagte sie: „Nicht wahr, Herr Stationsvorstand, Sie sind im Begriffe, sich bei diesem guten Mann zu bedanken, daß er so hübsch für mich sorgt?"

* * *

In Kolomea richtete sich das junge Paar in einem bescheidenen Häuschen wohnlich ein und lebte dort ein glückliches Leben unter den Kameraden des Eska-

dronschefs. Durch die vielen liebenswürdigen Charakterzüge des hohen Paares ist dessen Aufenthalt in Kolomea der dortigen Garnison unvergeßlich geworden. Man erzählt sich die mannigfaltigsten Anekdoten, die sich während dieses Garnisonsdienstes in Galizien abspielten, von denen wir nur eine wiedergeben wollen, weil sie die Herzensgüte des Kaisers und der Kaiserin so trefflich widerspiegelt.

Das erzherzogliche Paar war im Automobil nach Nadworna gefahren, hatte den Kraftwagen am Waldrand stehen gelassen und kehrte verstaubt, hungrig und durstig in einer kleinen Wirtschaft ein. Nachdem die Wirtin für ihre Gäste gesorgt hatte, setzte sie sich zu ihnen und erzählte, sie habe auch einen Sohn, der in Kolomea diene, aber beim Infanterieregiment. Für den habe sie fünf Kronen zusammengespart, ob wohl der Herr „Zugsführer" so gut wäre, dem Bürschen das Geld zu bringen?

„Recht gern!" sagte der Erzherzog, „wenn Sie mir das Vertrauen schenken!" Als sie dann die wohlabgezählten fünf Kronen brachte, hatte die Wirtin auch ein ziemlich großes Paket im Arm und meinte, wenn der Herr schon so gut sei, die fünf Kronen zu überbringen, ob er vielleicht die reine Wäsche auch noch mitnehmen würde?

„Die übernehme ich", rief lachend Erzherzogin Zita und streckte die Hände darnach aus. — —

In Kolomea ließ der Erzherzog noch am selben Abend den Mann kommen, richtete ihm Grüße von der Mutter aus; die Erzherzogin gab ihm das Paket mit der Wäsche, der Erzherzog das ersparte Geld, das aber mittlerweile reichlich Zinsen getragen hatte.

* * *

Kaiserin Zita ist eine große Blumen- und Tierfreundin.

Da ihr nun auf der Etappenreise nach Kolomea vielfach die Leute, entzückt über ihr einfaches Wesen, als Geschenk ihre zahmen Lieblingstiere brachten, nahm sie alles dankbar entgegen und schickte jedes Geschenk in das damals in der Einrichtung begriffene Schloß Hetzendorf. Dort mußte ein förmlicher Tiergarten errichtet werden, denn es kam folgende gemischte Gesellschaft an: Ein Hirsch, ein zahmes Reh, einige Rasseschweinchen, Schafe, Ziegen, Hühner, Tauben. Alle blieben wohlversorgte Pensionäre der erzherzoglichen Wirtschaft.

In Kolomea selbst hatte sich die Erzherzogin gleich nach ihrer Ankunft einen Hühnerhof angelegt. Da machte es ihr einen besonderen Spaß, daß die Hühner, die sie selbst zu füttern pflegte, in den Salon kamen, sich von der Herrin ihr Futter zu holen.

* * *

Kaiserin Zita hat auch viel Verständnis für jagdliche Interessen. Schon lange bevor sie ihren Bräutigam kennen lernte, hätte sie gar zu gerne „gejagert". Aber erst nach ihrer Verlobung, als sie mit ihrem Bräutigam bei der Frau Erzherzogin Marie Therese in St. Jakob zur Birsche geladen war, ging sie zum erstenmal ins Revier und sie freute sich unendlich, als gleich der erste Jagdgang erfolgreich ausfiel.

* * *

D'Albon erzählt in seinem hübschen Büchlein über Prinzessin Zita, daß sie auch eine große Verehrerin der Luftschiffahrt ist: „Kein Ereignis entgeht ihr; sie kennt alle Systeme wie nur ein tüchtiger Fach-

mann; ihre Vorteile und Nachteile sind ihr vollkommen geläufig und auf dem Flugfelde drüben in Wiener-Neustadt weiß sie ausgezeichnet Bescheid; sie hält die verschiedenen Hangars förmlich in Evidenz."

* * *

Für alle Fragen der Kunst bekundet die Kaiserin regstes Interesse. Ihre ersten Lebenseindrücke sind mit den schönsten Künsten Italiens verwoben und in Zangberg und Ryde wurde gerade auf Kunstgeschichte viel Sorgfalt verwendet. Wenn sie in Wien weilte, führte sie ihr Weg immer wieder nach dem kunsthistorischen Hofmuseum und alle Wiener Museen und Sammlungen hat sie mit emsiger Sorgfalt besucht.

In ihrem außerordentlich intensiven Interesse für das Theater stimmt Kaiserin Zita völlig mit ihrem hohen Gemahl überein, und es war vor dem Kriege ein gewohntes Bild, sie fast bei jeder Neuinszenierung in den Hoflogen des Burgtheaters und der Oper zu erblicken.

* * *

Die Kaiserin hat ein ausgesprochenes Sprachentalent. Außer deutsch beherrscht sie vollendet in Wort und Schrift italienisch, französisch und englisch; seit ihrer Verlobung hat sie auch eifrige Studien der ungarischen und tschechischen Sprache betrieben.

Sehr lebhaft interessiert sie sich für die ungarische Volksmusik und läßt sich mit besonderer Vorliebe die alten, schwermütigen Kuruczenlieder vorspielen.

* * *

Seit der Kronprinz zur Welt kam, ist nun aber die Kaiserin in erster Linie eine rührend gute Mutter gewesen. Sie hat alle ihre Kinder selbst ge-

nährt und die Kaiserin kommt immer selbst in Begleitung ihres Gemahls oder ihrer Hofdame in die Hofapotheke, um alles für die Kinder Notwendige auszusuchen. In der Verwendbarkeit und Güte aller Mittel zeigt sie sich so außerordentlich versiert, wie dies nur die intensive Beschäftigung in der Kinderstube ermöglicht.

Ein reizender Zug von Mutterliebe wurde im vorigen Jahre anläßlich des Festes kolportiert, das zugunsten der österreichischen Hausindustrie stattfand. Erzherzogin Zita, die mit ihrem Gemahl zu der Veranstaltung erschienen war, ging von Verkaufsstand zu Verkaufsstand, sprach die Damen an und machte Einkäufe.

Plötzlich wandte sie sich etwas erschrocken zu ihrem Gemahl und sagte: „Es ist schon spät, wir müssen nach Hause gehen, der Kleine wird schon Hunger haben!"

* * *

Tiefe Frömmigkeit zeichnet den Grundzug des Wesens unserer jungen Kaiserin aus.

Als Erzherzogin lebte sie, besonders da ihr hoher Gemahl seit Kriegsbeginn im Felde weilte, still und zurückgezogen zuerst in dem verträumten Schlößchen zu Hetzendorf. Dann — einer Einladung weiland Kaiser Franz Josefs folgend — mit ihren Kindern, ebenfalls zurückgezogen, im kaiserlichen Schlosse zu Schönbrunn. Nur dem Wohltun lebte sie und ganz in der Stille erwies sie Ungezählten Gutes.

Ein einziges Mal jedoch zeigte sie sich den Wienern: Das war, als zum erstenmal in feierlicher und ernster Prozession, einer Kriegsbittprozession, das „Gnadenbild Unserer lieben Frau mit dem geneigten Haupte" aus der verborgenen Pfarrkirche von Döbling zur Stephanskirche übertragen wurde. Das Volk von Wien flehte

damals zur Gottesmutter um Fürsprache bei ihrem göttlichen Sohne inmitten der Schrecken des Krieges — an der Spitze der Prozession schritten die in Wien weilenden Mitglieder des Kaiserlichen Hauses, ihnen voran Frau Erzherzogin Zita, die Gemahlin des Thronfolgers.

„Damals ging sie zu Fuß," berichtete Karl Marilaun der „Dossischen Zeitung", „langsam, ihr bräunlich blasses, durchsichtig schmales Prinzessinnengesichtchen leise geneigt im witwenhaft dunklen Kleid, eine Kerze in der schwarzbehandschuhten Rechten, den weiten Weg von der Votivkirche über Schottenring und Freyung, den alten Platz am Hof, den Graben zur Stephanskirche. Nur von Frauen, ihren Damen, ihrer Mutter, den Erzherzoginnen begleitet, ging Zita diesen ermüdenden Weg durch ein Spalier von Zehntausenden und hob nicht ein einziges Mal die dunklen Wimpern von ihren scheuen, schönen Mädchenaugen. Es war die Kriegsprozession, in der der Fürsterzbischof von Wien ein altes Muttergottesbild des Kaisers Ferdinand durch die Stadt tragen ließ."

„Kaiserin Zita ist bekannt durch ihre Frömmigkeit, die aber nicht das geringste mit Intoleranz gemeinsam hat, da eine seltene Vorurteilslosigkeit für ihren Charakter bestimmend ist", schrieb die nichtkatholische „Badische Landeszeitung" am 25. November 1916.

Und als die erste große Bittwallfahrt nach Mariazell veranstaltet wurde, da stand Erzherzogin Zita mit fünfzehn Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses wiederum an der Spitze der frommen Waller, und sie rührte und begeisterte Alle durch ihre beispielgebende Innigkeit.

* * *

Mit dem Hinweise auf der Kaiserin Vertrauen zu Gott dem Allmächtigen haben wir diese flüchtige Skizze eines Lebensbildes eingeleitet und dann sind wir der Herrscherin auf ihren Lebensweg gefolgt. Dabei haben wir gesehen, daß Kaiserin Zita zu den stärksten Individualitäten des Herrscherhauses gehört, daß ihre von edlem Geiste durchstrahlte Anmut sofort das Vertrauen aller gewinnt, denen es vergönnt ist, in ihre Nähe zu kommen, daß ihre Intelligenz jeden begeistert, der ihr zuhören oder ihre Fragen beantworten kann.

„Kaiserin Zita", so schrieb das „Neue Budapester Abendblatt" kurz vor der Krönung, „hat viel gelernt, viel gehört, aber vielleicht noch mehr erwogen und nachgedacht und sich auf diese Weise selbst geistig gebildet. Sie interessiert sich für alles, was ihren Gemahl oder ihre Kinder berührt, aber sie will auch genau unterrichtet sein über alle Vorgänge im öffentlichen Leben. Ihr größtes Interesse erregen nicht so sehr politische, als vielmehr national-ökonomische und wissenschaftliche Fragen. Sie scheut keine Mühe, um das Familienleben behaglich zu gestalten und um das, was sie interessiert, auch vollkommen zu verstehen. So sind Kaiser und König Karl und seine Gemahlin Zita von der hehren historischen Aufgabe, die ihrer harrt, durchdrungen und alle Völker Österreich-Ungarns werden gerne und freudig das junge Paar bei allen seinen wohlgemeinten Bestrebungen unterstützen."

Der Allmächtige aber, auf den sie so fest vertrauen, wird Kaiser und Kaiserin helfen, die hochwichtige historische Aufgabe, die ihrer harrt, zu erfüllen.

Dann wird und muß unserer Kaiserin Zita eine Zukunft reinsten Segens beschieden sein, weil sie

immer nur Liebe und Güte ausgestreut hat, überall dort, wo sie je geweilt.

Nicht kalte, diplomatische Erwägung, nicht unglückselige Rücksicht auf zwingende Staatsraison hat Kaiser und Kaiserin zusammengeführt, sondern der reinste Zug des Herzens, eine innigwahre Liebe, die Bürgschaft des Glückes für den in trauter Schloßkapelle besiegelten Bund.

So dürfen wir uns denn auch zuversichtlich der lautverkündeten Überzeugung hingeben, es werde das treue und liebevolle Zusammenhalten dieser beiden hochstehenden Menschen, die von der Vorsehung auf den Thron der Habsburger berufen worden sind, ein glückverheißendes Zeichen sein, daß der Segen des Allmächtigen die alte und ruhmreiche Monarchie erhalten und stärken wird bis in die fernsten Geschlechter!

„Norbertus" Buch- und Kunstdruckerei, Gesellsch. m. b. H., Wien.

Donauland

Illustrierte Monatsschrift

erscheint, über 6 Bogen stark mit 100 Bildern, darunter mehreren farbigen, am 1. jedes Monats.

Schriftleitung: Wien VI, Capistrangasse Nr. 3.

Verlag J. Roller & Co., Wien III.

Jährlich K 30—, ein Heft K 3—

Erster Halbjahrsband, enthaltend den noch nicht als Buch veröffentlichten Roman von Rudolf Hans Bartsch „Lukas Rabesam" (Der „Zwölf aus der Steiermark" anderer Teil) **K 20—**

□□□

Aus dem Inhalt des Dezemberheftes:

Papst Benedikt XV. / Von Richard von Kralik
Die ital. Oper am Wiener Kaiserhofe / Von A. von Weilen
Julnächte / Von Ludwig Huna
Unsere Heerführer / Von Oberst Alois Veltzé
Moritz von Schwind / Briefe an Josef Kenner
Der Gastwirt und Bibliograph Franz Haydinger / Von Major K. J. Zitterhofer
Die Auen von Lazarevac / Von Jos. Syrowatka
Novellen von Roda Roda, E. von Mattl-Löwenkreuz
Brünn: Beiträge von G. Glück, Hans Müller, Richard Schaukal, Paul Stefan u. v. a.
Rundschau; **Musikbeilage** von J. G. Mraczek
Bilder von J. G. Waldmüller, Romako, R. v. Alt u. v. a.

Durch alle Buchhandlungen oder vom

Verlag Josef Roller & Co., Wien III,

Seidlgasse 8, ist zu beziehen:

Donauland-Almanach 1918

Literarische Beiträge aus dem Mitarbeiterkreise des „Donauland"

u. a. von

Hermann Bahr	Richard von Kralik
Rudolf Hans Bartsch	Max Mell
Max Brod	Hans Müller
Franz Theodor Csokor	Alfons Petzold
Albert Ehrenstein	Rainer Maria Rilke
Franz Karl Ginzkey	Anton Wildgans
Hugo v. Hofmannsthal	Stefan Zweig

Buchausstattung von Josef von Divéky

176 Seiten Text, 16 Bilder und vier Kunstbeilagen

Preis kartoniert K 3.— = Mk. 2.40

Verlag J. Roller & Co., Ges. m. b. H.
Wien III, Seidlgasse 8

November 1917 sind erschienen:

Franz Joseph I. im Bilde

Eine Reihe zeitgenössischer Darstellungen aus dem Leben des Kaisers

Ausgewählt von
Oberst Alois Veltzé und Leutnant E. A. Rheinhardt

160 Bilder
nach meist unveröffentlichten und unbekannten Originalen

Preis gebunden: **K 10.— = M. 8.—**

Unsere Heerführer

(Band II der Donauland-Bücherei)

Schildert unsere Heerführer in knappen, lichtvollen Biographien nach durchaus authentischem Material.

180 Seiten Text, 33 Bilder

Preis kartoniert K 4·50 = Mk. 3·60

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22468 2747